Ausgewählte Werke

von

Erckmann-Chatrian.

Autorisirte Uebersetzung.

Eingeleitet und zusammengestellt

von

Ludwig Pfau.

Stuttgart.
Rieger'sche Verlagshandlung.
1882.

8. Lieferung.

Ausgewählte Werke

von

Erckmann-Chatrian.

Autorisirte Uebersetzung.

Eingeleitet und zusammengestellt

von

Ludwig Pfau.

Dritter Band.

Stuttgart.

Rieger'sche Verlagshandlung.

1882.

Geschichte

Eines Bauern.

III

Das Jahr I der Republik

1793.

Von

Erckmann-Chatrian.

Stuttgart.
Rieger'sche Verlagshandlung.
1882.

I.

Da wären wir denn — weit von der Heimat! Ich werde Euch nicht mehr von der kleinen Schmiede am Wald, von dem Wirthshaus zu den Drei=Tauben und von der Hütte des alten Vaters Bastian erzählen; wir stehen am Anfang der Märsche und Contremärsche, der Treffen, Angriffe und Schlachten.

Die nationalen Freiwilligen des Saarburger Bezirks blieben bis Ende Juli im Standquartier zu Rülzheim; dort bekamen die aus dem Gebirge, die mit ihren Sicheln und Stöcken gekommen waren, Gewehre, Patrontaschen und Patronen. Sie kamen täglich noch schaarenweise angerückt; sie wurden einexercirt, und in der Ecke des Elsaßes zwischen Weissenburg und Landau hörte man nichts als die Trommel der Infanteristen, welche im Schritt marschiren, und die Trompete der Kavaleristen, welche im Kreis herum galoppiren lernten. Hinter uns dehnte sich zwischen dem Lager Kellermann's und dem Biron's eine lange Reihe von Schanzen aus; sie mochte sich wohl vier bis fünf Stunden weit erstrecken und folgte dem Lauf der Lauter. Das sind die seither sogenannten „Weissenburger Linien“.

Einen Traindienst gab's noch nicht, und da man die Bauern

mit ihren Fuhrwerken requiriren mußte, um uns Lebensmittel herbeizuführen, so fehlte es oft an den Rationen.

Ich wohnte mit Marc Divès und Hans Rath zusammen bei einer Wittwe, die von Morgens bis Abends weinte; die arme Frau gab uns ihr Gemüse, ihre Kartoffeln, ihr Roggenbrod. Divès und ich begnügten uns stets damit; aber Hans Rath meinte, das sei nicht genug; er hätte gern Fleisch gehabt!

Unsere Kameraden alle, die in der Umgegend lagen, nahmen, was sie fanden; man schlief in den Scheunen, auf den Heuböden, unter Schuppen. Man konnte doch nicht Hungers sterben! Die armen Einwohner waren in einer trostlosen Lage.

Alles wurde mit Assignaten bezahlt, die nicht viel werth waren. In unseren Quartieren wimmelte es von kleinen deutschen Zeitungen, in denen das Elend der Schuhflicker-Armee, die Unkenntniß ihrer Führer und ihre Dummheiten geschildert wurden. Die Emigrirten schilderten uns als Lumpengesindel, zähneklappernd und stets bereit durchzugehen; die Deutschen aber verfolgten uns säbelschwingend, mit grimmigem Gesicht und gewaltigen Schnurrbärten. Sie haben zwanzig Jahre lang fest daran glauben müssen, trotz der Schnurrbärte!

So hetzen Einen die Soldschreiber der Könige hintereinander und lassen sich's auf Kosten der Völker, die sich morden, wohl sein. Sie sprachen nur von unsrer Noth und von der Herrlichkeit der verbündeten Truppen, ihrer guten Haltung, ihren vielen Kanonen und ihren gefüllten Magazinen, die dem Rhein entlang beim Kurfürsten von Baiern, dem Herzog von Zweibrücken und den andern deutschen Fürsten bereit standen.

Man kann sich denken, daß es uns gelüstete, diesen Magazinen in Speyer, Worms und Mainz einen Besuch abzu-

statten; wir mußten immer d'ran denken und unsre Begeisterung wuchs sichtlich.

Unglücklicherweise waren es damals in der Rheinarmee erst einundzwanzigtausend Mann Infanterie, siebenzehntausend nationale Freiwillige, sechstausend Reiter und eintausendsiebenhundert Artilleristen, im Ganzen sechsundvierzigtausend Mann, wovon vierundzwanzigtausend zur Bewachung der Schanzen und nur zweiundzwanzigtausend im offenen Feld verwendet wurden.

Die Preußen und Oesterreicher zusammen waren über zweihunderttausend Mann stark. Unsere Emigrirten riefen ihnen zu: „Vorwärts! . . . vorwärts! . . .“ Denn Bouillé wußte wohl, daß die Minister Ludwigs XVI., wenn sie der Nationalversammlung sagten, daß unsre Feldausrüstung vollständig sei; daß nur der zudringliche Eifer derer, welche den Freiwilligen Waffen schafften, die regelmäßigen Lieferungen verzögern; daß der Bestand der Arsenale nichts zu wünschen übrig lasse, kurz, daß unsre Armeen gewissermaßen im Ueberfluß schwimmen — er wußte wohl, daß diese Minister logen: daß wir in Folge der Desertionen keine Ober-Offiziere, keine Ingenieure und keine Mineure mehr hatten; daß wir Wägen, Sattel- und Zugpferde und sogar die Werkzeuge zu den Schanzarbeiten requiriren mußten; daß die Meisten von uns nur ein Wamms, leinene Hose und Holzschuhe sammt einem alten Schießprügel hatten, der unter zehn sechs Mal versagte; daß man uns sogar befohlen hatte, zu sehen, wo wir einen ledernen Tornister für unsre armseligen Effecten und einen leinenen Sack für unsern Proviant auftreiben könnten; er wußte alles, weil die Minister Ludwigs XVI., der Hof und die Emigrirten unter einer Decke steckten.

Custine, der uns unter dem Oberbefehl des Generals Biron kommandirte, war eben in Landau gewesen, unserm

vorderſten feſten Platz; er war durch eine Breſche in die Stadt hinein geritten und ſeine Huſaren hinter ihm drein. Darnach kann man ſich vorſtellen, wie es mit unſern Feſtungen ausſah. Wie oft habe ich geſagt:

„Ha! ihr Schurken, in welche Lage habt ihr uns gebracht! Wenn der Feind in Maſſe vorwärts geht, was können wir gegen dieſe zweimalhunderttauſend Mann machen? Wir werden zermalmt; wir ſind alle hin! . . . Und ihr habt das Vaterland verrathen und verkauft, um eure Privilegien aufrecht und uns in der Knechtſchaft zu erhalten. Ihr ſeid Verräther und euer Miniſter Narbonne, welcher der Nationalverſammlung bei Rückkehr von der Inſpektion unſerer Feſtungen ſagte, wir ſeien kriegsbereit, iſt der ärgſte Böſewicht.“

Zum Glück rückten die Preußen und Oeſterreicher nicht vor; ſie hatten große Generale, kluge und weiſe Männer; Fürſten und Könige, geborne Genies, welche im Voraus Pläne zur Theilung unſeres Landes entwarfen. Hätten dieſe Leute einen Sohn des Volks, wie Hoche und Kleber, zum Befehlshaber gehabt, ſo wären wir verloren geweſen. Doch ſie blieben ſtehen und überlegten ſich die Sache drei Wochen lang, ohne etwas zu thun, und plötzlich erhielt unſer Bataillon, das ſogenannte erſte Bergbataillon, den Befehl, ſeine Offiziere zu wählen und ſofort nach Landau aufzubrechen.

Am gleichen Tag, am letzten Juli 1792, wählten die nach Dörfern formirten Kompagnien ihre Unteroffiziere, Lieutenants, Unterlieutenants und Hauptleute; ſodann wählten die vereinigten Kompagnien zuſammen Johann Baptiſt Meunier zum Kommandanten, einen jungen Architekten, den ich bei uns daheim hundertmal mit Meßſtange und Waſſerwage auf den Glacis die bedeckten Gänge hatte nivelliren ſehen; er arbeitete beim Feſtungsbauunternehmer Pirmetz und übernahm dann

das Kommando unseres Bataillons. Hans Rath wurde auf den ersten Vorschlag zum Tambourmajor gewählt; der Schlingel hatte endlich eine gute Stelle erwischt und konnte mit seinem doppelten Sold leben wie ein Unteroffizier.

Tags darauf waren wir unterwegs nach Landau, die Einen in der Blouse, die Anderen im Wamms, die Bandeliere übers Kreuz, das Gewehr auf der Schulter. Es war ziemlich schönes Wetter. Das zweite Bataillon der Freiwilligen aus der Nieder-Charente, das in der Umgegend lag, machte den gleichen Weg wie wir. Viele gingen barfuß, und wir sangen mit einander die Marseillaise, welche nachgerade alle Patrioten längs des Rheins kannten.

Die von der Nieder-Charente machten in Impflingen Halt, und wir kamen gegen drei Uhr Nachmittags nach Landau. Der Wachtposten am Festungsthor war vom Regiment Bretagne, noch in weißen Fräcken, und als die Schildwache rief: „Wer da!" antwortete der Kommandant Meunier: „Erstes Bergbataillon!" unter dem Ruf: „Es lebe die Nation!" Jeder pflanzte seine Mütze auf das Bajonnet; wir waren Alle Montagnarden und stolz, einen so schönen Namen zu haben.

Man nahm uns die Parole ab, und das Bataillon zog durch die alten dunklen Thore, mit den drei Lilien drüber, unter dem donnernden Gesang des „Allons, enfants de la patrie" in die Stadt ein.

Landau hat viel Aehnlichkeit mit Pfalzburg, es ist eine alte deutsche Stadt mit Zugbrücken, Thoren, Wällen und Bastionen nach französischer Art. Die Queich läuft um die Wälle herum und bildet nur einen Sumpf voller Binsen, Weiden und Riedgras, wo Frösche und Kröten von Morgens bis Abends musiziren. Die Wälle lagen zur Hälfte in den Gräben, und die ganze Garnison, mit Hacken, Schaufeln,

Leitern und Schiebkarren bewaffnet, war ringsum damit beschäftigt, sie wieder aufzurichten.

Das war der Stolz Ludwig's XVI., solche Festungen zu haben, von Vauban angelegte, und so gut unterhaltene! Das Geld des Landes ging für Feste, Jagden und für Pensionen des Rothen Buchs drauf. Es war eine Schande und ein Spott! . . .

Die Besatzung war soeben auf 7600 Mann erhöht worden.

Wir wurden sofort einkasernirt und zur gleichen Arbeit angehalten, wie die Anderen. Unser Kommandant Meunier, den Maßstab in der Hand, verstand sich auf das Handwerk; er kam nicht von den Wällen weg, und unser Bataillon setzte die Bastion gegen Albertsweiler wieder in Stand. Jeder arbeitete in seinem Fach: die Maurer an den Mauern, die Erdarbeiter an den Glacis u. s. w. Fünf oder sechs Schmiede, Freiwillige wie ich, richteten unter meiner Leitung das Geschirr her; es gab gehörig zu schaffen.

Unvergeßlich bleibt mir der Zorn und die Entrüstung der Besatzung, als das Manifest des Herzogs von Braunschweig an die Bewohner Frankreichs zu uns kam. Anstatt es geheim zu halten, wurde es auf Befehl von Oben Morgens beim Appell verlesen.

Es war eine Art von Proklamation, worin dieser preußische Feldmarschall uns davon in Kenntniß setzte, daß die Souveräne kämen, um die Rechte und Besitzungen der deutschen Fürsten in Elsaß und Lothringen wiederherzustellen; daß sie uns nichts nehmen, sondern nur Sr. Allerchristlichsten Majestät, unserem König, die nöthige Unterstützung gewähren wollten, um das Wohl seiner Unterthanen zu sichern; daß die vereinten Armeen Flecken, Dörfer und Städte, welche den Preußen und Oesterreichern sofort ihre Thore öffneten, beschirmen werden; daß

aber die Bewohner der Orte, welche es wagten, sich gegen die Truppen Ihrer Majestät zur Wehr zu setzen oder auf sie zu schießen, sei's im freien Feld, sei's aus den Thüren, Fenstern oder anderen Oeffnungen ihrer Häuser, nach Kriegsgebrauch standrechtlich erschossen werden würden; daß die französischen Linientruppen aufgefordert seien, sich zu unterwerfen und zum alten Gehorsam zurückzukehren; daß die Nationalgarden gleichfalls aufgefordert seien, das Land vorläufig zu bewachen, bis zur Ankunft der Alliirten, die sie ablösen werden; daß die Pariser ohne Ausnahme gleichfalls aufgefordert seien, sich „auf der Stelle und ohne Verzug" den Preußen und Oesterreichern zu unterwerfen, und daß, falls sie Ludwig XVI., Marie Antoinette oder ihre erhabene Familie beleidigten, die Alliirten ihre Stadt von Grund aus zerstören würden! daß jedoch, falls sie zum Gehorsam zurückkehrten, der König von Preußen und der Kaiser von Oesterreich versprächen, Se. Majestät zu bitten, ihnen die Verbrechen, die sie begangen hätten, zu verzeihen.

Kaum hatte man das gelesen, als die Kompagnieen, Kavallerie, Infanterie und Freiwillige aus den Kasernen stürzten mit dem Rufe: „In's Feld, in's Feld!"

Die Nationalgardisten der Stadt kamen gleichfalls aus den Häusern und auf dem Exerzierplatz wurde das Geschrei: „In's Feld, siegen oder sterben, es lebe die Nation!" der Gesang der „Marseillaise" und des „Ca ira" so furchtbar, daß der General Cüstine zu Pferde, umgeben von seinem Stab, die Poststraße ventre-à-terre herabgesprengt kam, weil er glaubte, es gebe eine Revolte. Ich sehe den großen, rothhaarigen, breitschulterigen Mann noch mit seinen blitzenden Augen, seiner dicken rothen Nase und seinem Husarenbart, wie er die Hand aufhebt; und den Oberst vom zweiten Jäger=

regiment zu Pferd, Josef von Broglie, einen prächtigen Offizier, kühn aussehend wie die alten Adeligen; den Schwadron-Kommandanten Houchard von Forbach mit seinem verwetterten narbenvollen Gesicht — ich sehe sie noch Alle auf ihren stolz sich bäumenden Pferden, wie sie schreien und kommandiren, man konnte sie aber kein Wort verstehen.

Natürlich war ich so wüthend wie die Anderen, ich spürte den Schimpf den dieser preußische Herzog der Nation anzuthun wagte, bis in die Zehenspitzen; ich zitterte vor Wuth!...

Da plötzlich ertönte auf den Wällen der Generalmarsch. Seit acht Tagen näherten sich die Vorposten des Feindes der Festung, und man glaubte an einen Angriff; Jeder eilte auf seinen Posten nach dem Wall, aber da sah man, daß rings umher Alles ruhig war. Der General hatte den Befehl zu dem Alarm gegeben. Es war eine Kriegslist, um uns auseinander zu bringen und uns die Instruktion einzuschärfen.

Alles ging wieder an die Arbeit; aber von jetzt an wurde die Entrüstung gegen Ludwig XVI., den Herzog von Braunschweig, den König von Preußen und den Kaiser von Oesterreich täglich größer. Die Soldaten, die Freiwilligen und die Nationalgarde hielten Versammlungen in den Brauereien und Kneipen; sie richteten Bittschriften an die National-Versammlung, worin die Bestrafung der Verräther und die Absetzung des Königs verlangt wurde.

So ging's eine Zeitlang fort. Man hatte die Wälle wieder aufgerichtet und mit Pallisaden umgeben, Faschinen angebracht und die Kanonen aufgepflanzt. Starke österreichische Abtheilungen fingen an, sich in unseren Linien zwischen Weißenburg und Landau sehen zu lassen; Mehl und Munitionszufuhren kamen unter der Aufsicht von Bezirkscommissären, um den Platz zu verproviantiren; das zweite Jägerregiment zu Pferd und

Nationaldragoner mußten sie eskortiren, denn der Feind griff sie bis zu den Vorposten von Impflingen und Offenbach an: man war darauf gefaßt, bald belagert zu werden.

Vor Ankunft der Oesterreicher sollten wir noch die Wirkung erfahren, welche das erschreckliche Manifest des Braunschweigers in Paris hervorgebracht hatte: die Erstürmung der Tuilerien durch das Volk, die Niedermetzlung der Schweizergarde des Königs, die Einkerkerung Ludwigs XVI., der Marie Antoinette und ihrer Familie, zuerst im Luxemburg, und nachher im Temple.

Als diese Post ankam, am 15. August, war die Begeisterung der Truppen so groß, daß die feindlichen Patrouillen uns auf eine halbe Stunde weit singen und schreien hören mußten. Alles umarmte sich mit dem Rufe:

„Wir sind die Verräther los!“

Man hatte Thränen der Rührung in den Augen, man lachte und war vergnügt, als ob jedem ein besonderes Glück widerfahren wäre.

Das war nämlich so zugegangen: ich hab' es nicht mit angesehen, aber die patriotischen Zeitungen kamen uns dem Hundert nach zu; man las sie allenthalben; der nächste Beste stellte sich auf einen Tisch und fing an den Brief vorzulesen, den er von irgend einem Vetter oder Freund eben erhalten hatte; andere lasen den neuesten Sitzungsbericht der Nationalversammlung oder des Jacobinerklubs; kurz man erfuhr alles.

Ich habe euch schon gesagt, daß man seit dem 20. Juni dem König nicht traute, weil er sein Veto gegen das Dekret der Nationalversammlung wider die eidweigernden Priester nicht zurücknehmen wollte. Seine Minister hatten die ganze Zeit her nichts gethan, um uns vor der Invasion zu bewahren; sie hatten unsere Magazine leer, unsere festen Plätze ohne Ver-

theidigung gelassen; sie hatten gezögert, den durch Wahl neu bestellten Offizieren ihre Patente verabfolgen zu lassen, und behaupteten in der Nationalversammlung fortwährend auf's frechste, daß alles bereit sei, bis zu dem Augenblick, da sich die Preußen und Oesterreicher in Marsch setzten. Dann hatten sie insgesammt ihre Entlassung gegeben, und die Nationalversammlung sah sich gezwungen, das Vaterland in Gefahr zu erklären.

Ihr wißt das!

Also weiter. Trotz alledem konnten viele friedliche Leute immer noch nicht an den Verrath eines so guten Königs glauben, bis das Manifest des Braunschweigers, welches erklärte, „daß uns die Preußen und die Oesterreicher mit Krieg überziehen, um ihn wieder einzusetzen, ihn, Ludwig XVI., seinen Adel und seine Bischöfe, in ihre alten Vorrechte und uns in unsre alte Knechtschaft" — bis dieses schmähliche, abscheuliche, unverschämte Manifest den Beweis lieferte, daß die ganze Rasse wider die Völker zusammenhielt, wie die Diebe auf dem Jahrmarkt, und natürlich waren die ordentlichsten Leute darüber empört; hunderte von Petitionen forderten von der Nationalversammlung die Absetzung des Königs; allein die besten Abgeordneten befanden sich in den Departements, um Freiwillige zum Eintritt in die Armee aufzurufen, und was in der Versammlung zurückgeblieben war, wollte von den gerechten Klagen des Volks nichts hören; und gerade damals verständigten sich die Girondisten unter der Hand mit dem König, der ihnen Ministerposten versprach.

Die Sektionen von Paris, als sie sahen, daß unsre Abgeordneten nichts thaten, um das Vaterland zu retten, erklärten: „daß sie noch bis Donnerstag, 9. August, Abends 11 Uhr, geduldig warten wollten, ob sich die Versammlung für die

Absetzung des Königs ausspreche, daß aber, wenn der gesetzgebende Körper dem Volke nicht sein Recht widerfahren lasse, am gleichen Tag um Mitternacht die Sturmglocke ertönen, der Generalmarsch geschlagen und alles mit einmal sich erheben werde. Das war tapfer und offen gesprochen!

Statt aller Antwort gab die Versammlung dem Kriegsminister den Befehl, auf der Stelle alle in Paris befindlichen Föderirten aus den Departements sofort nach Soissons zu schicken, und am gleichen Tag verwarfen 406 Stimmen gegen 224 den Antrag, den General Lafayette in Anklagezustand zu versetzen.

Sofort riefen Danton, Camille Desmoulins, Barbaroux, der Führer der Marseiller Föderirten, Panis, Sergent, Bazire, Merlin von Thionville, Santerre, Westermann &c. &c., alle Patrioten, welche die Freiheit retten oder mit ihr sterben wollten, das Volk auf. Die Sektionen versammelten sich in der Nacht vom 9. auf den 10. August, ernannten je drei Commissäre „mit Generalvollmacht zum Schutz des öffentlichen Wohls“ und Danton ließ die Sturmglocke läuten.

Das Tuilerienschloß war voller Schweizer, Edelleute und anderer zu seiner Vertheidigung bereiter Wächter. Aber Ludwig XVI., welcher befürchtete, daß das Volk, wenn es Meister werde, den Tod seiner Brüder rächen möchte, zog es vor, anstatt den Angriff abzuwarten, sich mit der Königin und dem Dauphin in's Trockene zu bringen und sich unter dem Vorwand, er wolle den Insurgenten ein großes Verbrechen ersparen, in die Nationalversammlung zu verfügen.

Es scheint, daß dieser König nicht dachte, wie der geringste Kuhhirt, daß es eine Schande ist, seine Sache von andern vertheidigen und diese ihr Leben opfern zu lassen, während man sich selber der Gefahr entzieht.

Sobald nun Ihre Majestäten fort waren, rückte das Volk, von Westermann geführt, unter dem Rottenfeuer der Schweizer, die alle Fenster besetzt hatten, vor das Schloß. Die Patrioten wichen anfangs zurück, kamen dann aber mit einem wüthenden Bajonnett-Angriff zurück; sie hatten die Schweizer-Kaserne in Brand gesteckt und sich in die Schloßgebäude gestürzt, wo sie die Bewohner, Dienerschaft und Edelleute, alles was ihnen in den Weg kam, niedermetzelten. Man warf die unglücklichen Schweizer zum Fenster hinaus, schoß sie in den Höfen, Straßen und Gärten nieder; schon bedeckten zweihundert Föderirte von Marseille, hundert Föderirte aus der Bretagne, fünfhundert Schweizer, tausend Nationalgardisten und Vorstädtler, tausend Adelige und Bediente mit ihren Leibern das Pflaster, die Treppen, die Böden des Schlosses oder verbrannten im Schutt der Kaserne, und Seine Majestät, Ludwig XVI., anstatt hinzugehen und seine Vertheidiger zu unterstützen, blieb in seinem Versteck in der Nationalversammlung. Die Zeitungen von jenem Datum meldeten, er habe mit gutem Appetit gespeist; allein das ist nicht glaublich, der Gedanke wäre gar zu widrig, daß eine muthige Nation, wie die französische, solche Herrn gehabt hat.

Während des Gemetzels kamen die Patrioten fortwährend in die Versammlung gelaufen um die Absetzung des Königs zu verlangen; aber unsere Abgeordneten wollten, ehe sie eine Antwort gaben, erst wissen, wer, ob Volk oder Schweizer, die Oberhand habe? Es war so sicherer.

Schließlich gegen 2 Uhr Nachmittags zog das Volk, nachdem es alles im Schloß zerstört hatte, nach der Nationalversammlung; da endlich gehorchte sie den Befehlen der neuen Commune und der Girondist Vergniaud, der das Präsidium hatte, verkündigte die provisorische Suspension Ludwigs XVI.

und die Berufung eines Nationalkonvents. Die Versammlung erließ sofort ein Dekret mit der Aufforderung an alle Franzosen, am 26. August in Urwählerversammlungen zusammenzutreten um die Wahlmänner zu wählen; und an diese, sobald sie gewählt seien, am 2. September zur Wahl der Abgeordneten zu schreiten, welche am 20. September in Paris eintreffen sollten.

Von Aktiv- und Passiv-Bürgern war nicht mehr die Rede, und ich sah, daß Chauvel, der Vorsitzende unseres Klubs und in der ganzen Umgegend von Pfalzburg gut bekannt, als Volksvertreter in den Konvent gewählt werden könnte; das freute mich. Aber vom 10. August bis zum 20. September sind's vierzig Tage, und während dieser vierzig Tage, mit all' den Feinden ringsum, von Antwerpen bis nach Nizza in Italien, blieb die revolutionäre Commune von Paris, die aus den in der Nacht vom 9. auf den 10. August ernannten Commissären der Sektionen bestand, alleinige Herrin. Jedermann fühlte, daß man eine furchtbar ernste Zeit durchzumachen habe.

Zum Glück hatten Chauvel und Margreth in ihren Briefen, so lang sie in Paris waren, uns oft von Robespierre, Bazire, Merlin, Sergent, Santerre u. s. w. als von zuverlässigen Patrioten gesprochen, und als ich ihre Namen mit denen vieler Andern, welche die neue Commune bildeten, in den Zeitungen las, da sagte ich mir, daß diese Männer Vaterland und Freiheit nicht untergehen lassen könnten, daß sie sich lieber alle umbringen ließen, und daß wir selber in diesem Fall auch nichts mehr auf der Welt zu thun hätten.

II.

Nach den Vorgängen des 10. August erfuhr man, daß die gesetzgebende Versammlung, auf Betrieb der neuen Com-

mune, die Abschaffung der Ordenstrachten, die Ehescheidung, die Neubildung der Nationalgarde beschlossen habe, in die jeder Bürger aufgenommen werden solle; deßgleichen den Verkauf der Güter der Kirche und der Emigirten in kleinen Parzellen und auf Zieler; und daß sie an alle Geistlichen, welche den Eid nicht leisten wollten, den Befehl erlassen habe, bei Strafe der Deportation nach Guyana binnen vierzehn Tagen das Königreich zu verlassen. Auch hatte sie beschlossen, daß die Väter und Mütter der Emigirten bis zum Friedensschluß als Geißeln zurückbehalten, und alle diejenigen, welche auf's Volk hatten schießen lassen, von einem Kriminalgericht abgeurtheilt werden sollten.

Natürlich freuten sich die Patrioten über diese Gesetze; man dachte: „Mit der Revolution geht's vorwärts; den Halunken hat man das Handwerk gelegt."

Zugleich aber ging das Gerücht, daß Lafayette, der Oberbefehlshaber der Ardennen-Armee, die Anerkennung der Revolution vom 10. August verweigere; daß die feindliche Invasion im Norden begonnen habe, und daß die Vendée, von Adel und Pfaffen bearbeitet, nur auf den Einmarsch der Preußen in die Champagne warte, um sich gegen die Nation zu erheben. Alle diese schlimmen Nachrichten verbreiteten große Unruhe im Land.

Der Herbst war im Anzug; die Rheinnebel lagen auf der Pfalz; die Sümpfe der Queich rauchten wie ein Badzuber. Täglich gingen Abtheilungen, namentlich Kavallerie, auf Kundschaft aus; die Bauern auf dem Markt erzählten, daß die Preußen und Oesterreicher massenhaft Thionville zuzögen, und daß eine starke Kolonne die Stadt umgangen habe und auf Lothringen marschire. Man hörte auch, daß Kommissäre der Nationalversammlung die Weißenburger Linien

inspizirt hätten, und einer von ihnen, der Bürger Carnot, Ingenieur-Major, neue Schanzen errichten lasse.

Daraufhin wurden die Posten verdoppelt, die Geschütze auf den Wällen mit Munition versehen; die Wachen in den Schilderhäusern vorn auf den Halbmonden spähten durch den Nebel ins Land hinaus. Einige feindliche Plänkler-Patrouillen, Uhlanen und Panduren, sprengten durch die Ebene, als wollten sie sagen:

„Da sind wir! . . . wir kommen! . . .“

Man wartete die Sache ruhig ab.

Um diese Zeit war ich eines Morgens eben auf der Wache am Albertsweiler Thor; die letzten Auszügler hatten das Vieh der Umgegend eingebracht, die Brücken blieben aufgezogen, die Schutzgatter geschlossen. Unsere Leute hielten sich in der Wachtstube. Wir hatten zwei Tage zuvor den langen blauen Freiwilligen-Frack mit rothen Aufschlägen, die Felbel-Beinkleider der Sanscülotten und den Dreispitz bekommen. So oft der eine oder andere auf Wache zog, legte er auch den großen grauwollenen Mantel an, was aber alles nicht hinderte, daß einem der kalte Nebel durch Mark und Bein ging. Die Kameraden saßen gebückt und sinnirend um den Ofen herum und rauchten die Pfeife; die am wenigsten Verfrorenen gingen zwischen den beiden Brücken auf und ab, schlugen die Schuhsohlen zusammen, um sich zu erwärmen, und trillerten ein Lied, um sich die traurigen Gedanken zu vertreiben. Das war das Garnisonsleben, das langweiligste von allen; es sollte aber für uns nicht lange dauern, und deß bin ich heut noch froh, denn nach fünf oder sechs Jahren einer solchen Existenz werden die Klügsten dumm.

Es mochte also ungefähr Morgens neun Uhr sein, und um zwölf Uhr sollten wir abgelöst werden, als plötzlich die

Kanonen auf der Impflinger Seite donnerten; langsam fiel Schuß auf Schuß; die kleinen Scheiben der Wachtstube zitterten. Der ganze Posten war erstaunt; wir horchten und dachten, es handle sich um einen Ueberfall; allein mein Schlafkamerad, ein alter Freiwilliger, ganz grau, mager und dürr wie ein geräucherter Häring, sagte uns, daß diese Kanonenschüsse ohne Gewehrfeuer, auf die Niemand antworte, nichts bedeuteten, und daß man sie zu Ehren der Marschälle von Frankreich oder der Prinzen von Geblüt löse. Und der Alte, er hieß Hans Baptist Sôme, täuschte sich nicht; nur waren die Marschälle von Frankreich und die Prinzen von Geblüt für längere Zeit aus der Mode gekommen: der Thorwart, der aus der Festung herauskam, theilte uns mit, daß die Kommissäre der Nationalversammlung durch's andere Thor, Weißenburg zu, ihren Einzug hielten und der General Custine ihnen die Honneurs mache.

Wir gingen also wieder in's Wachthaus und begaben uns Mittags, nachdem uns die aufziehende Wache abgelöst hatte, nach der Stadt, sehr begierig die Kommissäre zu sehen, über die sich jeder seine eigene Vorstellung machte. Sie waren jetzt eben auf dem Rathhaus, und der gesammte Stab der Festung machte ihnen in Gala-Uniform die Aufwartung.

Als wir nach der Kaserne kamen, hatte man schon Berichte, daß die schlechten Nachrichten wahr seien: daß Lafayette auf Paris hatte marschiren wollen, um den Jacobinern den Garaus zu machen und den König wieder einzusetzen; daß ihn die Nationalversammlung, fortgerissen von der Bergpartei, für einen Vaterlandsverräther erklärt hatte, und er kurz zuvor nach den Niederlanden geflohen war. Dumouriez ersetzte ihn bei der Nordarmee; Kellermann übernahm den Oberbefehl der Centrumsarmee in Metz, und Luckner den der Reserve-

armee in Chalons. Man erfuhr, daß der Feind in's Land gefallen war; daß er die Patrioten in Sierck füsilirt hatte und Longwy beschoß; daß die Vendéer sich erhoben hatten, kurz, daß alles zusammentraf, wie man sich's zum Voraus gedacht hatte: Invasion, Verrath und Bürgerkrieg!

Man kann sich einbilden, wie vielerlei Gedanken Einem durch den Kopf gingen, als man diese trostlosen Geschichten erfuhr: der Plan Bouillé's, des Grafen von Artois, der Bischöfe und der Adeligen enthüllte sich.

Jetzt galt's: Siegen oder sterben!

Mit welcher Befriedigung vernahm man aber auch, daß die Kommissäre der Nationalversammlung, einfache von uns selbst erhobene Bürger, als sie den Oberoffizieren den neuen Eid abnahmen, die Herren Joseph Broglie, Oberst des zweiten Jägerregiments zu Pferd, und Oberstlieutenant Villantroy, welche ihn verweigerten, wie nichts kassirt und an ihrer Statt die Kommandanten Houchard und Coustard ernannt hatten, welche in ihrem Regiment als wahre Patrioten und brave Soldaten bekannt waren! So was hatte man noch nicht gesehen, und das flößte einem Respekt vor der Nation ein. Beim ersten Blick konnte man's den Lieutenants und Hauptleuten im Gesicht lesen, daß dies ihre Vorstellungen von der Macht des Volkes wesentlich verändert hatte, und daß sie mit Begeisterung zum Schwören gingen. Von den Unteroffizieren und Soldaten gar nicht zu reden; die waren selbstverständlich hoch erfreut.

Als man um zwei Uhr den Generalmarsch zur Revue vor den Kommissären schlug, da hättet Ihr sehen sollen, mit welcher Ordnung und Präzision man defilirte und wie man rief:

„Es lebe die Nation! Es leben die Kommissäre! Es lebe die Commune von Paris und die Nationalversammlung!“

Ich kann mir das große Carré von Säbeln und Bajonnetten rings um den Exerzierplatz noch recht gut vorstellen; wie Kompagnie auf Kompagnie anmarschirt kommt; Schwadron auf Schwadron ansprengt; die Geschütze dazwischen; und mitten im Carré die drei Kommissäre, Carnot und Prior in der Uniform von Ingenieur-Offizieren, und Ritter, den Schleppsäbel am schwarzen Bandelier unter dem Arm, die dreifarbige Schärpe um den Leib, den großen runden Hut mit breitem Rand und drei blau-weiß-rothen Federn; Erwählte des Volks, welchen Oberste und Generale die größten Ehrenbezeugungen erwiesen!

Sie aber gaben gar nicht drauf Acht. Was sie kennen lernen wollten, waren die Bedürfnisse des Soldaten; sie hörten alle Reklamationen an und schrieben sich's auf.

Das Schönste von der ganzen Revue, und was mir die höchste Meinung vom souveränen Volk beibrachte, war, wie die Repräsentanten vor die Bataillone traten und mit lauter Stimme uns aufforderten:

„Schwöret, Freiheit und Gleichheit zu erhalten oder auf eurem Posten zu sterben!“

Und wie wir, das Gewehr im Arm, die rechte Hand erhoben, alle zugleich, die einen ganz bleich, die andern mit Thränen in den Augen, antworteten: „Ich schwöre es!“

Ja! wir wußten damals, was wir schwuren; wir wußten, daß es unser aller Glück war, vom Ersten bis zum Letzten; das unsrer Eltern, unsrer Familien, und zugleich die Ehre des Vaterlands.

Jetzt muß ich Euch aber etwas erzählen, das mich ganz besonders angeht, und das Euch die brüderliche Gesinnung der Repräsentanten des Volks noch viel besser beweisen wird.

Gegen acht Uhr war die Revue aus; wir defilirten unter

den Rufen: „Es lebe die Freiheit! Nieder mit den Aristokraten und Hofoffizieren! Nieder mit den Intriguanten! Es lebe die Gerechtigkeit!“ Die ganze Stadt summte von Hochrufen und Gesängen. Wir, auf unserer Stube, machten uns, nachdem wir unsere Suppe verzehrt hatten, über den Strafabschied lustig, den die adeligen Offiziere soeben bekommen hatten: es muß Jeder dran! Und wie wir so im Zug waren, kommt der wachhabende Unteroffizier herein und sagt, die Kommissäre der Nationalversammlung hätten nach dem Michel Bastian geschickt. Natürlich hielt ich das für einen schlechten Witz, und die Kameraden hielten's auch dafür; wir lachten alle; als aber der Unteroffizier sagte, es sei Ernst, und ein Husar warte unter dem Thor, nahm ich meinen Hut vom Nagel und legte das Bandelier wieder an.

Ich dachte mir, es werde ein Irrthum sein, und die Kommissäre haben wohl einen anderen Bastian gemeint; es gibt ihrer bei uns herum gar viele.

Allein die Stafette, die vor dem Thor unter der Laterne hielt, wies mir den geschriebenen Befehl und ich las: „Michel Bastian, Freiwilliger im ersten Bergbataillon!“ Ich setzte mich also in Marsch und schritt neben dem Husaren her, einem alten Graubart, der Musketenkugeln unten in seine Zöpfe geflochten hatte, und sehr mißtrauisch aussah; er behielt mich von seinem Gaul herab scharf im Auge, da er sich ohne Zweifel einbildete, ich hätte irgend einen schlechten Streich gemacht und werde wohl versuchen, durchzubrennen.

Ich konnte mich von meinem Erstaunen gar nicht erholen, und als wir vor dem Thor des großen Gasthofs zur Post ankamen, wo die Fenster von oben bis unten hell erleuchtet und der Hof voller Husaren war, wußt ich nicht mehr, was ich denken sollte.

Der dienstthuende Offizier las den Befehl und ließ mich in den ersten Stock auf einen großen Korridor führen, wo die Dienerschaft des Gasthofs mit Platten Fleisch und Körben voll Wein eiligst hin und her lief. Unser General Custine, der größte Lebemann in seiner Armee, traktirte die Kommissäre und den Generalstab der Festung; er war ein alter Adeliger und verstand sich drauf.

Einer der Aufwärter, verwundert, mich da zu sehen, fragte was ich wolle, und als ich ihm sagte, die Kommissäre hätten mich rufen lassen, öffnete er mir sofort ein großes Zimmer zur Linken und sagte:

„Treten Sie ein!“

Ich trat also in das Zimmer, wo eine brennende Lampe auf einem runden Tisch stand. Im Nebenzimmer rechts hörte ich sprechen und lachen, Gläser klingen und Teller klappern, wie bei einem Gastmahl. Sehr verwundert Niemand zu sehen, stand ich einige Minuten da, als plötzlich die Thüre aufging, und der Bürger Carnot mit seiner Schärpe um den Leib hereintrat und mit dem Ton des Biedermanns, der er war, fragte:

„Sind Sie Michel Bastian, der zukünftige Schwiegersohn Chauvels?“

„Ja, Kommandant!“ antwortete ich ganz verwirrt.

„Wundern Sie sich nicht,“ sagte er und gab mir die Hand, „Chauvel und ich, wir sind Freunde; ich habe gar manchmal bei ihm zu Mittag gespeist in seiner kleinen Wohnung Rue Bouloi. Ihre Braut ist eine gute Patriotin, sie hat mir da etwas für Sie mitgegeben.“

Damit zog er einen Brief aus der Tasche und gab ihn mir. Ich war so glücklich, daß ich keine Worte fand ihm zu danken; er blickte mich an mit seinen lebhaften Augen.

„Sie sind also nur einfacher Freiwilliger?“ fragte er jetzt. „Chauvel hat mir mitgetheilt, daß Sie etwas gelernt haben; wie kommt es, daß Sie nicht zum Unteroffizier oder Offizier gewählt wurden?“

Da wurde ich ganz roth.

„Wenn ich gewollt hätte, hätten mich die Landsleute aus meinem Dorf zum Unteroffizier gewählt; aber die Alten müssen uns vorgehen; sie verstehen etwas vom Krieg und werden uns besser in's Feuer führen; so mein ich wenigstens, Kommandant.“

„So! so! Sie haben es nicht angenommen?“

„Ja. Ich will nicht Soldat bleiben; das ist nicht mein Handwerk. Ich bin ausgezogen, um die Freiheit zu vertheidigen, und wenn die Freiheit gerettet ist, dann kehre ich ruhig in meine Heimat zurück, arbeite wieder auf meinem Schmiedhandwerk und will suchen ein guter Hausvater zu werden. Mehr verlange ich nicht.“

Er hörte mich lächelnd an und sagte:

„Das laß ich mir gefallen! . . . Chauvel schätzt Sie hoch, und ich sehe, daß er recht hat. Wir kommen wieder über Pfalzburg zurück; ich werde ihm unsere kurze Unterredung mittheilen. Adieu, mein Freund, es wird Sie verlangen, den Brief Ihrer Braut zu lesen; auf Wiedersehen!“

Er reichte mir die Hand; ich schied begeistert und mit dem Gedanken:

„Ha, wenn das Glück wollte, daß ich Carnot einen Dienst erweisen könnte; wenn er z. B. gefangen würde, wie wollte ich ihn herausholen; ich ließe mich in Stücke für ihn hauen!“

Und mit dergleichen närrischen Gedanken beschäftigt, wie sie Einem durch den Kopf gehen, wenn man jung ist, stieg ich die Treppe in der Kaserne hinauf und auf unsere Stube, wo

die Kameraden zu zwei und zwei schon schliefen. Trotz des Verbots, im Quartier nach der Retraite noch Licht zu machen, schlug ich Feuer und fing an, den Brief Margreths im Kamin zu lesen, wo man von Außen nichts sehen konnte; der Korporal schlief wie die andern.

Es ist manches Jahr vergangen, seit ich diesen Brief erhielt, Ende August 1792; ich war jung und bin alt geworden; ich war feurig und verliebt, ich weinte wie ein Kind, als Margreth davon sprach, wie leid es ihr thue, daß wir so weit von einander getrennt seien. Heute, trotz meiner großen Zuneigung für die gute und brave Frau, ist all das nur noch ein Traum! Aber den Brief könnt ich Euch noch Wort für Wort hersagen. Wie oft hab ich ihn gelesen und wieder gelesen, im Biwak, in Mainz, überall! Zuletzt war er so abgegriffen, zerknittert und zerrissen, daß er ganz zusammenfiel, und immer las ich ihn wieder; immer fand ich etwas Neues darin, was mich rührte.

Aber die Liebesworte sind für uns allein, alt oder jung, man bewahrt sie als seinen besten Schatz; ich kann Euch nichts weiter sagen, als daß Margreth viel von meinem Vater sprach, der alle Sonntage zu ihnen zum Essen kam, und von meinem Bruder Stephan, der jetzt in den Buchladen kommen sollte, denn die Urwählerversammlungen hatten angefangen, und man sah voraus, daß Vater Chauvel in den Convent geschickt werden würde; der ganze Bezirk wollte es. Er war schon mit einer großen Stimmenzahl als Erster auf die Vorschlagsliste gekommen: es war also so gut wie sicher! Margreth sollte diesmal nicht mit ihm nach Paris gehen, sondern das Geschäft weiter führen und gute Bücher bei uns herum verbreiten; ihr Laden wirkte zu viel Gutes, als daß man ihn aufgeben durfte. Der kleine Stephan sollte bei ihr bleiben; sie hatte ihn sehr

lieb, es war auch ein braves Kind, gar nicht ohne Talent, und brauchte nur die Gelegenheit, etwas zu lernen.

Außerdem erzählte mir Margreth den schönen Empfang unserer Kommissäre in Pfalzburg; sie hatten die Truppen Revue passiren lassen und hatten dann den Klub der Freunde der Freiheit und Brüderlichkeit besucht. Die ganze Stadt war begeistert von den Ereignissen des 10. August; der Gemeinderath hatte zuerst zwölftausend Livres Beitrag zu den Kriegskosten und später noch tausendzweiundsechzig zu gleichem Zweck an die Nationalversammlung gesandt. Die Kommissäre hatten Chauvel öffentlich gedankt für die gute Führung, die er nicht nur dem Klub, sondern der ganzen Gegend hatte angedeihen lassen.

Das erzählte mir Margreth. Vater Chauvel ermahnte mich in einer Nachschrift, tapfer meine Pflicht zu thun und sagte, der Krieg werde wohl nicht länger als sechs Monate dauern, da wir alles über den Haufen werfen, und große entscheidende Schläge ausführen werden. Er dachte nicht mehr daran, daß er uns im Klub gesagt hatte, der Krieg werde lange währen und schrieb mir nur so, um meinen Muth aufzurichten; aber das brauchte es nicht; ich wußte, daß ein Krieg, den man angefangen hat, aus keinem andern Grund aufhört, als weil einer von beiden Theilen am Boden liegt.

Andern Tags reisten dann die Kommissäre unter guter Bedeckung wieder ab; sie gingen nach Belfort im Elsaß.

Das ganze Land wimmelte um diese Zeit von feindlichen Streifcorps, einer Art Banditen in rothen Mänteln, welche die Dörfer plünderten und die Leute auszogen. Manchmal wagten sich diese Hallunken bis auf die Glacis, mit ihren Schafpelzmützen über den Augen, ihren Schnüffelnasen und den garstigen Schnurrbärten drunter; sie feuerten eine Pistole gegen

die Wälle ab und sprengten dann mit Geschrei davon, wobei sie das Maul bis über die Ohren aufrissen; das waren wilde Bauern aus dem hintersten Oesterreich, die man Panduren hieß; Kerls voll Schmutz und Ungeziefer, und ihre kleinen Pferde, mit voller Mähne und Schweif, waren so wild wie sie.

Diese Brut beobachtete uns; sie hatten ihre Posten rings um die Stadt, aber außerhalb Schußweite aufgestellt. Von Stunde zu Stunde fiel ein Flintenschuß vom Wall, dann wurde alles wieder still, das nannte man die Belagerung. Die Feinde zogen fortwährend in weiter Ferne vorbei: Kavalerie, Infanterie, Pulverwägen, alles wälzte sich im Nebel Lothringen zu.

Wenn man diese unzählige Armee so sah, was machte man sich da für Gedanken über die Invasion, und wie gerne wäre man dort gewesen, wo die großen Schlachten geschlagen wurden.

Das Wetter blieb trüb und bedeckt; es regnete viel; unser einziger Trost war der Gedanken, daß die Preußen und Oesterreicher diese Bescherung Tag und Nacht auf den Buckel bekamen. Zwei oder drei Mal hatten uns die Deutschen Parlamentäre geschickt, einen Offizier mit einem Trompeter. Man ging denselben entgegen, verband dem Offizier die Augen und führte ihn in das Gouvernementsgebäude. Was hatten diese Leute zu sagen oder zu verlangen? Niemand, ausgenommen der Festungsrath, wußte es.

Eines Tags, im September, verbreitete sich das Gerücht, ein Pandur habe von Weitem den Vorposten von Albersweiler zugerufen:

„Longwy ist genommen! Verdun hat sich ergeben!“

Davon sprach die ganze Garnison.

Custine verließ mit einer Escorte Husaren die Festung,

um sich nach den Weißenburger Linien zu begeben; die Eskorte kam aber bald wieder zurück; die Husaren sagten, das achte und zehnte Jägerregiment, das erste Dragoner-, das vierte und neunzehnte Kavallerie-, das erste und vierte Grenadierregiment und mehrere Bataillone vom Niederrhein seien soeben in Eilmärschen nach Metz abgegangen. Das war vielleicht die größte Herzbeklemmung, die wir ausstanden; Jedermann dachte, wir hätten soeben eine große Schlacht verloren, weil man die Linien von Truppen entblößte, um Hülfe zu senden. Trotzdem behaupteten die patriotischen Bürger, Elsaß habe nichts zu befürchten, und es seien noch Truppen genug da, um den Lauterburger Paß zu hüten; die Deutschen könnten nur durch das Fischthal und das Dahnthal marschiren, oder sich in die Wälder von Bienwald wagen, wo die nationalen Freiwilligen sie bis auf den letzten Mann vernichten würden; würden sie aber die Straße über Altstadt einschlagen, so würden unsere Schanzen sie aufhalten und wenn's ihrer fünfzigtausend wären.

So sprach man in den Landauer Brauereien; Bürger und Soldaten standen wie Brüder zusammen. Allein wenn sich die Verbündeten einen Weg auf Paris eröffneten, was half es uns dann, daß wir unser kleines elsaßer Eck gut bewacht hatten? Ach! wie viel Kummer und Sorge stand man in diesen vierzehn Tagen aus. Der alte Sôme war der einzige auf unserer Stube, der das Vertrauen nicht verlor; einmal sagte er zu denen, welche am meisten besorgt waren:

„Laßt sie machen . . . sie sollen nur alle herein kommen, das ist um so besser . . . dann fallen wir ihnen in den Rücken und es kommt kein Mann mehr hinaus.“

Nun, trotz allem verlor man den Muth nicht; man wünschte nichts als hinauszukommen und sich zu schlagen, als eines

Morgens die lange Reihe Feinde, welche seit drei Wochen vorüberzogen, ein Ende hatte: die hundertachtzigtausend Mann Verbündete waren in Frankreich. Wir konnten vom Wall herab ausschauen, wie wir wollten, es war kein einziger mehr da; sogar die Panduren waren der letzten Kolonne nachgezogen. Am gleichen Tag noch näherten sich eine große Anzahl Bauern, Männer und Weiber, mit Körben auf dem Kopf oder mit Krätten auf dem Rücken, der Stadt bis zu den Vorposten; es kam der Befehl, sie durch ein Ausfallthor hereinzulassen, und die Leute erzählten nun, daß der Prinz Hohenlohe-Kirchberg beim Bürgermeister von Neustadt gewohnt habe; daß seine Armee jetzt Thionville einschließe; daß dort stark bombardirt werde; daß die Besatzung Ausfälle mache; daß die Oesterreicher und Bayern unsere Bauern gezwungen hätten, ihre Munition- und Gepäckwagen bis in die Umgegend der Festung zu führen, und daß sie von diesen alles das erfahren hätten. Von weiterhin hatten sie keine Nachricht.

Man mußte noch warten.

Man hatte die Impflinger Zugbrücke niedergelassen und konnte es fast nicht aushalten, so müßig dastehen zu sollen, als gegen den 25. September die Post von Straßburg und Nanzig ankam, und binnen einer Stunde die ganze Stadt voller Briefe und Zeitungen war; man erfuhr jetzt, was alles seit drei Wochen vorgegangen war: die Einnahme von Longwy, das die Einwohner, trotz der Freiwilligen aus den Ardennen und von Cote-d'Or, ohne Vertheidigung übergeben hatten; die Kapitulation von Verdun, welche gleichfalls die Einwohner erzwungen hatten, deren Frauen und Töchter beim Einzug des Königs von Preußen Blumen streuten; den Tod des tapferen Kommandanten Beaurepaire, der seine Schande nicht hatte unterzeichnen wollen; die Vertheidigung der Argonner

Pässe durch Dumouriez; den Abzug Kellermanns mit der Centrums-Armee, um sich mit jenem zu vereinigen und herwärts Chalons eine Schlacht zu liefern; die Erhebung von Paris bei der Nachricht, daß die Verräther unsere Festungen auslieferten und der Braunschweiger anrücke, um die Patrioten auszurotten; die Niedermetzelung der Adeligen und eidweigernden Priester in den Gefängnissen; die Schlacht von Valmy; die Niederlage der Preußen und die erste Sitzung des Convents, der einstimmig am 24. September die Republik proklamirt hatte.

Welch furchtbare und großartige Dinge waren in diesen zwanzig Tagen vor sich gegangen! Und unser eins hatte nichts gethan; wir waren auf einem Fleck geblieben, wie festgenagelt von einem winzigen Prinzlein, das uns nicht einmal hatte angreifen wollen. Wenn wir daran dachten, wurden wir ganz wüthend und schrieen:

„Will man uns denn verschimmeln lassen, bis der Krieg aus ist? Jetzt, da die Preußen geschlagen sind, wollen wir ihnen den Rückzug abschneiden!“

Andere meinten, es sei besser, über ihre großen Magazine herzufallen, die den Rhein entlang zehn oder zwölf Stunden weit von uns weg standen; das sei bälder gethan, und die Republik finde dabei auch ihre Rechnung.

Kurz, dergleichen Gedanken spukten in allen Regimentern, und schon hieß es, unsere Generäle seien Verräther, weil sie eine so gute Gelegenheit nicht benützten; man fing an, rebellisch zu werden, als zum Glück, am 29. September, Abends, Custine mit seinem Stab zurückkam. Es schüttete wie mit Kübeln, aber gleichwohl ließ der Oberbefehlshaber Generalmarsch schlagen, die Kavallerie aufsitzen, die Infanterie den Tornister schnallen und sofort die einen über Germersheim, die andern über Weingarten abmarschiren. Jetzt hatten wir,

was wir wollten, und wir mußten wohl zufrieden sein. Jeder begriff, daß es für einen Ueberfall so am besten sei: daß die Spione, wenn deren in Landau waren, dem Feinde keinen Wink mehr geben konnten, seine Magazine zu leeren, weil wir so bald ankommen mußten wie sie.

Das war ganz in der Ordnung; allein nach Vertheilung der Patronen, als ein Bataillon nach dem andern in der Nacht durch die alten, mit Fallgittern versehenen Thore abmarschirte; als man durch Regen und Wind das Getrappel über die beiden Brücken hörte; als man einmal draußen vor den Vorwerken sich daran gewöhnen mußte, in der Dunkelheit vor sich hinzusehen, während man in dem Regen, der einem wie aus einer Dachrinne über den Hut herunterlief, den Weg fast nicht erkennen konnte; bei dem Geräusch der Schritte, die ohne anzuhalten, stundenlang fort und fort gingen, und dabei kein Stern am Himmel, kein Mondstrahl weit und breit durch die dunklen Wolken — da war die Lust, auf die Ueberrumpelung der Magazine auszuziehen, so groß nicht mehr!

Alles was mir von jenem Marsch noch einfällt, wo man seinen Nebenmann nicht sah, und vor lauter Regen und Wind nicht einmal eine Pfeife anzünden konnte, ist, daß von Stunde zu Stunde an unserm Zug hin Reiter sprengten, die uns zuriefen:

„Voran . . . voran . . . sputet euch, wir müssen mit Tagesanbruch an Ort und Stelle sein.“

Dann und wann hörte man einen Kameraden sagen:

„Es ist Mitternacht . . . ein Uhr . . . zwei Uhr.“

Und dabei machte der Regen in einem fort und fiel prasselnd auf die Felder nieder.

Wenn man durch ein Dorf kam, gaben die Hunde zuerst Laut, wenn sie aber die vielen Leute sahen, verkrochen sie sich,

und wir marschirten durch, ohne eine Seele zu erblicken. Nur einmal erinnere ich mich, daß ich hart an einem Hause vorüberkam, wo Brod gebacken wurde; die Fensterchen waren beleuchtet, und bei dem guten Geruch des frischen Brods drehte jeder von uns den Kopf um und meinte:

„Da riecht's einmal gut!“

Und lange nachdem wir das Dorf hinter uns hatten, dachte ich noch an den Backofen Meister Hans' und stellte mir in Gedanken die Küche in den Drei-Tauben vor, die gute Wärme, das helle Feuer, das von den Pfannen wiederstrahlte, den Speckkuchen und was sonst noch! . . . Ich mußte mir gestehen, daß es mir, von der Liebe zur Freiheit abgesehen, lieber gewesen wäre, dort drüben, die Füße in den Holzschuhen, hinter dem Ofen zu sein, als auf der Straße da, Schenkel und Rücken durchnäßt wie in einem Bach. Wie oft sind mir später solche Gedanken gekommen, und ganz gewiß ist's den Kameraden ebenso gegangen. Das ist stärker als wir: auf dem Marsch, Nachts kommt Einem die Erinnerung an sein Dorf und die guten Leute drin immer wieder.

So mochten wir schon mehr als sieben Stunden seit unserm Abmarsch von Landau gemacht haben, als das erste Tagesgrauen, das in der Ferne wie ein weißer Streif auf der dunklen Erde lag, uns verkündete, daß es etwa vier Uhr Morgens sein mochte. Der nahende Tag erheiterte uns, und Vater Hans-Baptist, der trotz seiner grauen Haare und seinem schweren rindsledernen Tornister wie ein Junger neben mir marschirte, sagte in launigem Ton:

„Jetzt, Michel, sind wir bald da . . . Wenn nur die Halunken von Kaiserlichen ihre Magazine nicht geleert haben!“

Mit dem zunehmenden Tag sahen wir am Rande der großen Ebene hellglänzende Stellen; das war der Rhein, der

ausgetreten war. Und wenn man die Kameraden ansah, bis ins Genick hinauf mit Schmutz überzogen; die Offiziere hoch zu Roß auf der morastigen, glänzenden Straße; hinter uns die Kanonen und die Pulverwägen mit ihren weithin leuchtenden Geleisen; die Dragoner mit ihren großen weißen, an den Beinen klebenden Mänteln und ihren schlappen Hüten; die Husaren und die Jäger mit Koth bespritzt; alles auf dem Marsch und doch wie festgebannt auf der großen Ebene — wenn man das so sah, mußte man unwillkürlich denken:

„Da wären wir unserer fünf bis sechs Tausend, und doch sehen wir gar nichts gleich.“

Um sieben Uhr kamen wir bei einem großen Dorf an, wo man Halt machte, um das Frühstück zu kochen; das ganze Armeekorps, Reiterei und Infanterie, lagerte sich in den umliegenden Feldern; nur Kanonen und Gepäckwagen blieben auf der Straße stehen.

Kaum hatten wir unsere Gewehre in Pyramiden gestellt, so ging ich mit Hans-Baptist Sôme auf's Fouragiren. In diesem Dorf sah ich zum erstenmal Holz, Brod, Fleisch ꝛc. requiriren; da sah ich die Unglücklichen die Hände zum Himmel erheben, während man ihre Ochsen und Kühe aus den Ställen herausholte, auf der Straße schlachtete, ausweidete und in Viertel, je für eine Kompagnie, zerlegte. Jede Abtheilung erhielt ihr Theil, der Korporal voran, und dann ging's sofort weiter. Custine, den das halbe Dorf wehklagend umringte, sagte:

„Ja! ihr lieben Leute, das ist der Krieg. Eure Herzoge, eure Könige und Kaiser haben ihn gewollt; geht zu denen mit euren Klagen!“

Als wir, Vater Sôme und ich, mit unserem großen Ochsenviertel an einer Stange auf den Schultern ins Lager

zurückkamen, brannten schon Hunderte von Feuern auf den Wiesen längs der Speier; Rauchwolken bedeckten die ganze Ebene; man lachte und sah dem kochenden Fleischtopf zu. Binnen einer halben Stunde war Alles gar und verspeist. Wir zogen wieder ab, ohne uns weiter um etwas zu kümmern; die Bauern sahen unserem Abzug zu; sie waren auf zwanzig Jahre hinein zu Grund gerichtet.

Ich erinnere mich, daß von jenem Dorf ab sich linker Hand eine lange bewaldete Bergkette hinzog; ein altes Schloß stand auf der halben Höhe des Bergs und Marc-Divès, der mit seinem Vater zwischen Forbach und Mainz früher viel geschmuggelt hatte, sagte, das sei Neustadt.

Wir folgten nicht der Landstraße, sondern schlugen Nebenwege ein, die besonders für Kanonen und Train sehr beschwerlich waren; man mußte an den Rädern nachschieben und manchmal hatten sechs bis sieben Rosse zu thun, um unsere kleinen Geschütze aus den tiefen Leisen herauszubringen. Gegen elf Uhr sahen wir rechts, gegen den Rhein hin, einen langen Zug Soldaten, hauptsächlich Reiterei, der in gleicher Richtung mit uns marschirte. Zuerst glaubte man, es sei der Feind; bald jedoch erfuhr man, daß zwei weitere Kolonnen Patrioten anrückten, die eine über Weingarten, die andere am Rhein hin über Germersheim. Die beiden Straßen trafen weiter unten zusammen.

Kaum hatten wir diese Kolonne erblickt, als mehrere Kameraden die Kirchthürme einer Stadt an einer Biegung des Rheins entdeckten: sie wiesen darauf hin, man hielt und rief:

„Das sind die Magazine! das sind sie . . . wir haben sie!“

Trotz der Müdigkeit nach dem langen Marsch schwenkte man bei dem Anblick der Magazine lustig den Hut. Ich war in der Grenadier-Kompagnie und sehe noch, wie mir mein

großer, rother birnförmiger Federbusch um's Handgelenk baumelt. Wir waren hochbefriedigt. Die ganze Reihe von Kanonen, Pulver= und Bagagewagen schloß sich wieder fester zusammen; sogar die Pferde merkten scheint's, daß es den Magazinen zuging; vielleicht weil ihre Lenker herzhafter draufklopften.

Die andere Kolonne wurde von Neuwinger kommandirt, einem ehemaligen, seit sechs Monaten wieder als Freiwilliger engagirten Offizier, welchen die Republik kurz zuvor zum Brigadegeneral ernannt hatte. Wir trafen fast gleichzeitig auf der Hauptstraße von Worms nach Speier, die rechts gegen den Rhein hinzieht, zusammen. Von dort sah man die Thürme und sogar die Häuser von Speier, mit den alten bresthaften Wällen und weiter hinten den mit Schiffen bedeckten Fluß auf eine Entfernung von tausend bis eintausendzweihundert Schritt zur Rechten. Bei diesem Anblick stimmten die beiden Kolonnen, die Halt gemacht hatten, die Marseillaise an. Neuwinger, Houchard, Custine, lauter Landsleute, sollten uns in's Feuer führen. Neuwinger, ein geborner Pfalzburger, kam angesprengt, schüttelte dem Major Meunier die Hand und ritt mit den Worten an uns vorüber:

„Nun, ich hoffe, die Saarburger lassen sich heut' sehen!“

Er lachte und wir antworteten ihm mit dem einstimmigen Ruf: „es lebe die Republik! es lebe die Freiheit!“

Im gleichen Augenblick bekamen wir Befehl, von der Straße abzuschwenken und in Schlachtordnung auf Speyer loszumarschiren. Wir sahen den Feind erst nicht, bis wir rechts von der Stadt hinter Hecken und niedern Gartenmauern, die sich an den Wällen hinzogen, eine lange Linie weißer Fräcke erspähten: damals hatte ich meine zwanzigjährigen Augen und trotz der Entfernung entdeckte ich, wie die Oesterreicher hinter frischen Erdaufwürfen Kanonen aufpflanzten. Vorn vor der

Stadt, zwischen zwei alten Thürmen, am Ende unsres Wegs, unterschied ich eine Menge Leute, Männer und Weiber, ohne Zweifel Bürgersleute, die sich von dort aus ansehen wollten, was vorging. Die Gesellschaft blieb aber nicht lang außen; je näher wir kamen, desto rascher liefen sie durch das alte Thor in die Stadt zurück.

Es mochte zwei Uhr sein, das Wetter hatte sich aufgehellt, wir marschirten in Schlachtlinie querfeldein; jedes Bataillon hatte zwei kleine Geschütze mit acht und sechszehn Kanonieren zur Bedienung; man marschirte im Schnellschritt mit Schollen an den Absätzen und Gewehr über. Die Reiterei, Dragoner, Jäger und Husaren, deckte die Flanken; der Rhein war rings um uns her ausgetreten und überall ragten Bäume, Hecken und kleine Hügel aus dem Wasser. Man hörte nur den Tritt der Bataillone und Schwadronen. Und wie wir so vorrücken und nach den Oesterreichern ausspähen, da plötzlich steigt am Abhang drüben eine lange weiße Rauchlinie auf; im selben Augenblick fliegen Kugeln mit schrecklichem Gebrumm über unsere Köpfe weg, und zwei Sekunden drauf erdröhnt der Knall der Salve, wie ein Donnerschlag. Ich hatte nie etwas Aehnliches gehört.

Alle unsere Offiziere liefen die Front entlang mit dem Kommando:

„Halt! . . . Halt! . . . In Schlachtordnung!“

Das zweite Jäger- und das siebenzehnte Dragoner-Regiment auf dem rechten Flügel schwenkten ab, um den Hügel zu umgehen; aber in dieser Richtung dehnte sich der Rhein wie ein Spiegel aus, soweit man sah; sie hatten einen gehörigen Weg zu machen.

Die Oesterreicher fuhren fort zu feuern. Ich war höchst neugierig, blickte mich rechts und links um, und in diesem

Augenblick sah ich Custine inmitten seines Stabs auf der Straße; er gab Befehle, die Offiziere flogen davon wie der Wind, kamen auf uns zu, und gleich darauf hörten wir sie rufen: „Geschütze vor!“

Die Jäger und die Dragoner waren schon weg, man sah sie fast nicht mehr am Rand des Wassers.

Unsere Acht=Pfünder und vier Haubitzen, hinter einer kleinen Erhöhung, die ihnen als Brustwehr diente, in Schlachtlinie aufgestellt, gaben sofort Feuer; die Kugeln und Granaten flogen nach dem Hügel hinauf, aber die andern hatten auch Haubitzen, und da hörte ich zum erstenmal jenes Geräusch der Haubitzenkugeln, welche sanft pfeifen wie die Vögelein; keiner von uns wußte noch, was das bedeute; wir waren ganz betäubt vom Lärm unsrer kleinen Kanonen und als vor unsrer Front der Boden trichterförmig aufspritzte, glaubten wir, das seien Minen.

Der Lärm dauerte so etwa zwanzig Minuten lang, als der Ruf: „vorwärts! vorwärts!“ plötzlich unsere ganze Front entlang lief. Zugleich schlugen die Trommeln zum Angriff und die Marseillaise stieg zum Himmel auf. Alles marschirte zusammen vorwärts; aber es war nicht der Mühe werth, denn die Feinde, anstatt uns zu erwarten, zogen sich bereits in die Festung zurück. Wir sahen sie zwischen den Hecken und niedern Mauern, welche den Hügel bekränzen, dahinlaufen, und als wir oben ankamen, erblickten wir das siebenzehnte Dragoner=Regiment, das mit vierhundert gefangenen Oesterreichern von hinten her anrückte. Die übrigen drei bis vier Tausend hatten sich alle nach Speier geworfen und fingen vom Wall herab wieder an auf uns zu feuern.

Bis dahin war alles gut gegangen; die große Kanonade

des Feindes hatte uns nur wenige Leute getödtet, jetzt aber fing der Kampf erst recht an.

Die drei Bataillone Bretagner von der zweiten Kolonne und das unsere marschirten vor den Wällen auf, deren Mauern so alt sind wie die von Weissenburg. Uns gegenüber befand sich ein Thor und vor dem Thor eine Zugbrücke über den Graben. Die Oesterreicher wollten die zwei- bis dreihundert Schritte weit entfernte Brücke aufziehen, sie war aber so schwer und eingerostet, daß es nicht ging, obgleich sich der ganze Posten an die Ketten hängte. Wir schoßen auf die Mannschaft des Postens, und die auf den Wällen antworteten uns; schon waren mehrere von uns in Reih und Glied gefallen, als Neuwinger kam und wie wüthend schrie: „Vorwärts, Montagnarden! vorwärts! . . .“ Und jetzt ging's drauf los. Die Brücke war fast aufgezogen, sie fiel mit einem schrecklichen Getöse auf den Pfeiler zurück, und unsere ganze Grenadierkompagnie, Major Meunier voran, stürzte sich, einer Heerde gleich, in den gewölbten Gang. Unglücklicherweise war dieser Gang hinten mit einem Thor von massiven eichenen Bohlen geschlossen, die mit schweren eisernen Stangen und mit Bolzen so dick wie ein Kindskopf beschlagen waren. Von den Thürmen rechts und links herab fegten die Oesterreicher die Brücke hinter uns. Die Bretagner, die ihrem Feuer ausgesetzt waren, ohne darauf antworten zu können, drängten voran wie die Wölfe und riefen: „Vorwärts!“ Sie drückten in Masse gegen uns, um sich unter dem Gewölbe in Sicherheit zu bringen, und da glaubte ich, daß es aus sei mit uns allen, weil die Oesterreicher auch noch Löcher in dem Thor hatten und aus nächster Nähe auf uns schoßen; ihr Feuer kam uns so hart auf den Leib, daß einige Kameraden ihr Leben lang Pulverkörner davon im Gesicht herumgetragen haben.

Von dem Getöse unter dem alten Gewölbe kann man sich keinen Begriff machen: die Schüsse, die man auf vier Schritt Entfernung wechselt; die Haufen von Verwundeten, die man erdrückt; der Rauch, durch den die Flammen zucken wie Blitze durch die Nacht; die Flüche und der wüthende Ruf: „Kanonen! bringt Kanonen!“ Und dann die Bretagner, die plötzlich zurückweichen und ihre Todten und Verwundeten auf der Brücke lassen!

Was konnten wir da machen? Wie konnte man unter dem Feuer von den Wällen an einen Rückzug denken?

Ich dachte schon: „wir sind verloren!“ als die Bretagner wieder kamen, Neuwinger zu Pferd, gleichsam auf ihnen schwimmend; sie trugen ihn und riefen: „Platz! Platz! . . .“ worauf die Schüsse womöglich noch ärger krachten als zuvor.

Diesmal hatten die Bretagner Aexte und da hättet ihr hören sollen, wie die Axthiebe auf das Thor niederrasselten. Vor Rauch sah man einander nicht mehr; Schüsse knallten, Eichspäne flogen, Verwundete schrieen, das schwere Thor ächzte dumpf. Ich hatte auch eine ganz blutige Axt ergriffen und hackte und hackte gleich den Andern drauf los mit dem Ruf: „Siegen oder sterben! . . .“ Der Schweiß rann mir über das Gesicht; so oft einer Feuer gab, sah ich die Kameraden bleich vor Wuth um mich her. Das alte Thor hätte längst schon fallen müssen, aber der Haufen Eisen dran hielt es noch zusammen; es knarrte; ohne zu fallen. Endlich gab zum Glück das kleine Thor in der Mitte nach und sofort bückten sich fünf oder sechs von unsern Grenadieren und schlüpften drunter durch. Die Oestereicher hatten sich zurückgezogen und unsre ganze Kompagnie drang ein, die Bretagner hart hinter uns.

Wir glaubten gewonnenes Spiel zu haben, als wir die Riegel zurückgeschoben und das große Thor aufgestoßen hatten.

Aber wie man Unglück haben kann! Hundert Schritt weiter, jenseits eines Grabens, über den wieder eine Brücke führte, war ein zweites Thor, so fest wie das erste; wir hatten uns nur des äußern Festungsthors bemächtigt, jetzt erst galt's den Hauptwall zu nehmen. Das ist meine furchtbarste Erinnerung, denn sofort fing das feindliche Feuer von den Wällen wieder an, und wir wären da alle bis auf den letzten Mann gefallen, wenn Custine nicht im Galopp mit zwei Haubitzen angerückt wäre, die er in dem gewölbten Gang aufpflanzen ließ.

Fünf Minuten später fiel das zweite Thor in Trümmer und unser Bataillon drang unter einem fürchterlichen Gewehrfeuer in die Hauptstraße von Speier ein. Die Oesterreicher hatten sich in den Häusern verbarrikadirt; alle Fenster waren voll Rauch, in dem man nur ihre Gewehre sich heben und senken sah. Meunier schrie uns zu, sie da herauszutreiben und dem Hauptkorps die Bahn frei zu machen; und während man diesen Befehl ausführte, die Thüren einstieß, die Kaiserlichen in den Gängen, auf den Treppen, in den Stuben, in allen Winkeln mit dem Kolben und dem Bajonnet angriff, während man die armen Teufel bis auf die Speicher verfolgte, bis sie riefen: „Pardon, Franzos!“ — marschirte unser ganzes Korps im Sturmschritt ein, die Kanonen voraus, um jedes Hinderniß zusammenzukartätschen. Binnen einer Viertelstunde war die Festung von unsern Truppen überschwemmt: Reiterei, Artillerie und Infanterie; und dreitausendfünfhundert Oesterreicher unter dem Major Winckelmann streckten das Gewehr. Vierhundert weitere kamen um bei dem Versuch, über den Rhein zu schwimmen. Auch die Magazine fielen uns in die Hände, denn der Feind hatte keine Zeit gehabt, irgend etwas, die Kasse ausgenommen, auf's andere Ufer des Rheins zu flüchten.

Brauch' ich Euch noch das Entzücken über diesen ersten

Sieg zu schildern, das Vergnügen sich zu betasten und dabei zu denken: „ich habe meine gesunden Glieder noch, 's ist alles in Ordnung!“ Und die Freude, Chauvel, Margreth und meinem Vater die frohe Botschaft zu melden! Ja, das war ein angenehmes Gefühl, so gut weggekommen zu sein.

Ich erinnere mich, daß Custine sämmtliche Bataillone, Schwadronen und Regimenter auf dem großen Marktplatz Carré formiren ließ und uns seine Zufriedenheit und Anerkennung ausdrückte. Er hatte eine starke Stimme; allein inmitten dieser jauchzenden Menge konnte man ihn doch nicht verstehen. Nun lobten uns die Hauptleute der einzelnen Kompagnien, nach dem General, daß wir weder geraubt noch geplündert hätten, was natürlich gewesen wäre, da die Stadt im Sturm genommen worden sei. So sagten sie, und das hatte eher schlimme als gute Folgen, denn ohne das hätte Niemand daran gedacht, und jetzt machten sich viele von uns andere Vorstellungen vom Krieg und bedauerten, daß sie die Gelegenheit nicht benützt hatten.

Dieß die Einnahme von Speier — unser erstes Treffen — wobei das Bataillon zweiundvierzig Mann verlor. Jetzt sollt ihr was Anderes hören.

Die Armee-Intendanten legten dem Bischof und seinen Domherren im Namen der französischen Nation eine Kontribution auf; die niederen Stände und die Bürger schlossen Brüderschaft mit uns, und man sprach bereits davon, den Wormser Magazinen einen Besuch abzustatten, die angeblich noch viel größer und besser verproviantirt sein sollten, wie die in Speyer, als sich etwas Neues ereignete.

Am zweiten Tag, gegen sechs Uhr Morgens, als ich in der Stadt herumlief, höre ich plötzlich den Generalmarsch schlagen. Sofort kommt mir der Gedanke, wir werden angegriffen; ich

eile in die Kaserne, unser Bataillon war eben abgezogen. Ich gehe hinauf, hole Gewehr und Patrontasche und springe in aller Eile die Treppen hinunter. Den ganzen Weg entlang sah ich Grenadiere und Freiwillige mit Päcken eilends aus Kirchen und Läden kommen, und Bürger kamen auch aus ihren Häusern und schrieen: „Haltet den Dieb!“ Kurz, die Plünderung hatte begonnen.

Der Generalmarsch ertönte noch immer auf dem Exerzirplatz. Ich lief was ich konnte, als ich im Vorübergehen in einem Nebengäßchen, wo ein großes Proviantmagazin war, einen zweiräderigen Marketenderkarren mit einer Blähe und einem Gäulchen mit langer Mähne vor dem Thor stehen sah. Vorn auf dem Fuhrwerk stand ein großes schlankes Weib in Hemdärmeln, kurzem rothen Rock mit langen blonden Zöpfen, welche Fäßchen mit Lebensmitteln und Kistchen aller Art, die ihr ein Freiwilliger zum Fenster herausbot, im Empfang nahm und alles unter die Decke des Fuhrwerkes steckte, eilends und hastig, wie Einer, der einen schlechten Streich macht. Es stand ein Schilderhaus vor dem Thor des Magazins, es war jedoch leer; die Schildwache arbeitete ganz sicher mit den Kameraden in den Kirchen oder Läden der Nachbarschaft.

Als ich sah, daß man die Magazine plünderte, die wir zwei Tage zuvor mit so großer Mühe genommen hatten, hielt ich entrüstet an, dann näherte ich mich dem Weib, und wen erblick' ich? . . . Lisbeth! . . . meine Schwester Lisbeth, die ich seit ihrem Abgang nach Wasselonne im Jahr 1785 nicht wieder gesehen hatte. Ich rufe:

„Was thust du da!“

Sie dreht sich um, mit hochgerötheten Wangen und mit vor Entzücken funkelnden Augen und sagt:

„So! du bist's, Michel! du bist Freiwilliger?"

„Ja. Aber was thust du da, Weibsbild?"

„Ach! 's ist weiter nichts."

Eben kam der Freiwillige heraus und schloß das Magazin wieder ab.

Ich sah, daß er Angst vor mir hatte, denn er sagte sofort:

„Wir schaffen das ins Hauptquartier, damit wenigstens das vor der Plünderung bewahrt ist."

Es war ein Südländer von dunklem Teint, untersetzt, mit schwarzem Backen- und Schnurrbart. Lisbeth aber rief lachend:

„Das ist mein Bruder! . . . Das ist mein Bruder! . ."

Worauf er rasch sagte:

„Was? der Bruder meiner Frau? Eingeschlagen Schwager!"

Beide lachten und führten ihr Fuhrwerk so rasch wie möglich weg, wobei sie sich fortwährend umsahen, ob uns Niemand folge.

Lisbeth schlug mit der Faust auf ihr armes Rößlein los, und der Gemahl ging mit großen Schritten nebenher, vor sich hin brummend:

„Der General requirirt, was er mag! . . . warum soll unsereins nicht auch requiriren?"

„Hüh! . . . Hüh!"

Ich war ganz empört über den abscheulichen Raub; wie ich mir aber den Gatten Lisbeths näher beschaute, sah ich wohl, daß alles was ich ihm über dieses Kapitel sagen mochte, oder nichts, auf Eins hinaus kam: die beiden verstanden sich viel zu gut. Deshalb schwieg ich still, und als sie jetzt in ein Gäßchen, das nach dem Rheinufer hinführte, einbogen und sich aus dem Staub machten wie Diebe, so ging ich meines Wegs nach dem Exerzirplatz, während Lisbeth mir nachrief:

„Besuch uns auch in der Kaserne des dritten Bataillons der Pariser Föderirten.“

Man kann sich vorstellen, was mir alles im Kopf herum ging, vollends als ich auf den Platz kam und den General, umgeben von seinen Officieren, im furchtbarsten Zorn sah. Das Bretagner Regiment hatte auf seinen Befehl soeben einen Hauptmann und zwei Freiwilligen-Unterofficiere nebst einem Dutzend Gemeine verhaftet.

Sie standen da in dem Carré, mit abgerissenen Epauletten und zerrissener Uniform, in einer Ecke des Platzes bei der Kirche berathschlagte eben ein aus ihrem eigenen Bataillon gebildetes Kriegsgericht, während der General schrie und tobte.

Nach zehn Minuten erschien das Kriegsgericht, um das Urtheil zu verkünden. Ein starkes Piket umringte die Plünderer und alle zusammen marschirten ab, dem Wall zu. Wir schauten ihnen tief erschüttert nach: sie waren eben zum Tod verurtheilt worden! Wenige Minuten nachher hörten wir die Schüsse knallen.

Da sagte der General, jetzt sei die Ehre der Armee gerettet. Die Regimenter kehrten in ihre Kasernen zurück und dem Plündern war Einhalt gethan.

Mir aber lag's schwer auf dem Herzen; ja, ich war betrübt und doch wieder froh bei dem Gedanken, daß meine Schwester in Speier war; allerdings an einen Hallunken verheirathet, aber was wollte ich machen? Wohl oder übel ging ich am gleichen Abend zum Marketender des dritten Bataillons der Pariser Föderirten. Es war sieben Jahre her, seit Lisbeth mit ihrem Päckchen in der Hand den Baracker Steig hinaufgeklettert war, um zum Toussaint nach Wasselonne zu gehen: jetzt war sie ein großes stattliches Weib mit feurigen Augen und kühnem Gesicht wie unsere Mutter.

III.

Das dritte Bataillon der bewaffneten Sectionen von Paris war am Hafen einquartiert. Als ich an den Rhein hinauskam, sah ich große Schuppen, welche als Niederlagen für die Waaren dienten, bevor diese auf dem Fluß verschifft wurden; das war die Kaserne der Föderirten. Sie hatten unter den Schuppen, die vorn und hinten mit großen Blahen versehen waren, Bänke, Stühle und eine Masse Stroh, wo sie sich's bequem machten. Sie sangen, tranken und spielten Karten, alle, jung und alt, in rothen Mützen oder Dreispitzen. Da wurde mir recht klar, was uns Chauvel vom Pariser Volk erzählt hatte, das überall lebe wie in seinen alten Gassen, ohne sich um die übrige Welt zu bekümmern. Es sind Leute von kleinem Schlag, zäh, mager, bleich, frech und ungenirt; Bursche, die niemals gute Soldaten geben, weil sie über alles raisonniren und sich über alles lustig machen, besonders über ihre Vorgesetzten. Es konnte sich's Niemand einfallen lassen, mit diesen Pariser Föderirten etwas Großes ausführen zu wollen; die hätten einen schön heimgeschickt. Es waren Leute aus allen Ständen, die sich vom Kommandanten bis herab zum einfachen Freiwilligen alle dutzten.

Bei meinem Eintritt in die Halle fing ein magerer, todesbleicher Knirps, der offenbar auf dem letzten Loch pfiff, zu krähen an, um sich über mich lustig zu machen; ich that aber gar nicht deßgleichen, trat an seinen Tisch und fragte nach der Bürgerin Lisbeth, Marketenderin des dritten Bataillons von Paris. Ein alter, bärtiger Bursche in rother Mütze, welcher spielte und rauchte, fragte, ohne sich umzusehen:

„Was soll's mit der, mit der Bürgerin Lisbeth?“

„Sie ist eine Schwester von mir," gab ich zur Antwort.

Jetzt wandte sich der ganze Tisch, um mich in Augenschein zu nehmen, und der magere Knirps sagte, auf die Leinwand im Hintergrund deutend:

„Du darfst nur an der Thüre dort anklopfen."

Diese war eine alte, gegen den Zug vom Rhein her ausgespannte Blahe, durch deren Löcher ich beim Näherkommen ein großes Feuer funkeln sah. Als ich sie zurückschlug, sah ich einen zweiten kleineren Raum, in welchem diese Pariser ihre Cantine aufgeschlagen hatten. Ihrer zwanzig oder dreißig zusammen kochten da für das Bataillon; die Einen schöpften den Schaum vom Fleischkessel ab, die Anderen machten Salat an, und wieder Andere waren damit beschäftigt, Gemüse zu lesen oder Hühner zu rupfen. In der Ecke linker Hand füllte meine Schwester Lisbeth, hemdärmelig, ein rothseidenes Schnupftuch um den Kopf, Flaschen ab aus einem großen Faß; sie schien ganz vergnügt, und ihr Mann, der Serschant Marescot, saß, den Ellbogen aufs Knie gestützt, auf einem Koffer, rauchte ruhig seine Pfeife und sah zu, wie die Anderen schafften; er war da wie der Herr vom Hause.

Lisbeth, die mich von weitem kommen sah, rief mir entgegen:

„So, du bist's Michel? Du kommst gerade recht . . . Das gibt eine flotte Kneiperei!"

Ich merkte wohl, wo das Alles herkam; da sie aber auf mich zueilte, mich fest umarmte und fragte, wie es Vater, Mutter, den Brüdern und Schwestern gehe, war ich doch gerührt. Sie nahm mir Säbel und Hut ab, die sie auf eine Kiste legte, und ihr Mann kam und gab mir einen Patsch, wobei er mir zublinzelte und ganz pfiffig lächelte. Er sah aus wie ein rechter Fuchs.

„Nun, wie geht's, Schwager?“ sagte er, „freut mich, dich zu sehen.“

Die Anderen sahen mich an und titulirten mich Bürger Schwager, Vetter Michel und Patriot vom Berge, als ob wir uns schon weiß Gott wie lang gekannt hätten.

Auf dem Feuer kochten große Kessel, überall roch's herrlich nach Fleisch, und als man sich eine Stunde später zu Tisch setzte, bekamen wir ein wahres Herrenessen. Ich habe nie so vielerlei gute Sachen gespeist, besonders Schinken und Würste — wir waren im Mainzer Land! — noch besseren Wein getrunken: es war ganz gewiß Bischofs- oder Domherrn-Wein! und trotz des Gedankens, daß alles von der Plünderung herrühre, ließ ich mich schließlich doch von der behaglichen lustigen Stimmung der Föderirten anstecken und tröstete mich:

„Pah! der Wein ist einmal abgezogen! Getrunken wird er doch! Er wird mir so wenig was thun, wie den andern!“

An dem Abend lernte ich das böse Maul der Pariser kennen; da hörte ich sie lachen, über Könige, Prinzen und Bischöfe schlechte Witze machen und dann Liedchen singen, die unsereins nie wiederholen dürfte, während es bei ihnen ganz natürlich herauskam. Es war sogar ein großer einäugiger Kerl darunter, der die zärtlichsten Liebeslieder sang und sich auf der Violine dazu begleitete. Er hatte eine ganz schwache und gebrochene Stimme, er sang aber so rührend und blickte dabei mit einem solchen Ausdruck von Verzweiflung zum Himmel, daß es mich ganz eiskalt überlief. Und als er vom Vaterland, von der Geliebten, von dem alten Vater sprach, mußte ich ganz ergriffen aufstehen und hinausgehen, um meine Aufregung zu verbergen, weil ich an Margreth dachte. Zwei Minuten nachher, als ich wieder in die Halle kam, war die

Szene verändert; der einäugige Schlingel tanzte auf einem Fuß, machte alle möglichen Possen und spielte Klarinett mit der Nase. — So sind diese Pariser!

Lisbeth genoß unter diesen Föderirten eine wahre Hochachtung; wenn sie sprach und dummes Zeug schwatzte, so lachte alles zusammen und schrie:

„Ha! ha! ha! bravo Bürgerin! . . . He! he! he!“

Ich kann nur sagen, daß es ein schönes Weib war, groß, keck, ungenirt, die ächte Marketenderin, die gelegentlich sich nicht gefürchtet hätte, ein Gewehr zu ergreifen; kurz, unsere ähnliche Mutter, nur größer und stärker. Doch mußte ich unwillkürlich denken, wenn ich so die Bewunderung der Föderirten sah:

„Wenn ihr sie damals begegnet hättet, wie sie barfuß auf der Landstraße im Schnee oder im Staub hinter den Kutschen herlief und rief: „bitt' um ein Almosen, gnädiger Herr, um Gotteswillen!“ so würdet ihr kaum glauben, daß es dieselbe ist.

Alles in allem war sie so viel werth wie manch Andere, die man im Wagen mit zwei stolzen Lakaien hinten vorüberrollen sieht; man darf nicht immer an den Anfang denken.

Die Pariser tranken auf's Wohl des „Volksfreunds“; den Bürger Marat vergötterten sie! Danton, Robespierre, Desmoulins, Collot d'Herbois, Couthon, Legendre kamen erst in zweiter Linie. Der große Einauge sagte, dem fehle es an Energie, jenem an Muth, wieder einem andern an Gedanken; sie hätten den rechten staatsmännischen Blick nicht 2c., aber Bürger Marat hatte alles, wenn man sie hörte; alle sagten:

So lange wir den Marat haben, so lang geht's gut mit der Revolution; wenn er stirbt, laufen die anderen auseinan-

der; sie verlieren den Kopf; sie lassen sich von den Girondisten 'rumkriegen. Die Föderirten waren wild über Custine, daß er die Plünderer hatte erschießen lassen; das sei ein Reactionär. Der große Einauge mit seinem drei Fuß hohen Hut und seiner Kokarde wie ein Pflugrad, sprach davon, er werde an den „Volksfreund" schreiben und ihm diese Schändlichkeit denunziren; die anderen stimmten ihm bei und wollten einen Antrag gegen die aristokratischen Generale einbringen.

Schließlich fingen die Pariser alle an zu tanzen, und während sie so ihr dummes Zeug machten, erzählte mir Marescot, der mir unten an einem Tisch gegenüber saß, seine Heirath mit Lisbeth, welche er als Dienstmädchen beim Grafen Dannbach, Major im Elsäßer Regiment, wo er Trompeter war, kennen gelernt hatte. Er sagte mir, daß er sich wegen ihrer Lebhaftigkeit, ihrer Sparsamkeit und ihres großen Kochtalents stracks in sie verliebt, und nachdem er das Jahr darauf in Paris seinen Abschied erhalten, sie geheirathet und eine kleine Wirthschaft in der Rue Dauphine angefangen habe; das Geschäft sei jedoch seit dem Krieg nicht mehr gegangen, deßhalb habe er sein Geld wieder flüssig gemacht und sich als Marketender beim dritten Föderirten-Bataillon anwerben lassen, wo es ihnen jetzt Gott sei Dank recht gut gehe.

Als ich ihn fragte, ob er zur Zeit der Septembermetzeleien noch in Paris gewesen sei, antwortete er mir, er habe dieselben mit angesehen und erzählte mir den ganzen Hergang: sie hätten Sonntag den 2. September, Nachmittags drei Uhr, in der Rue Dauphine begonnen, wo das Volk Gefangene, die man nach der Abtei führte, niedermachte, weil sich einer dieser Gefangenen erlaubt hatte, einen Mann von der Eskorte zu schlagen; dann habe sich das Volk in zwei Haufen getheilt, wovon der eine, meist aus Föderirten des Südens bestehend,

nach dem Karmeliterkloster des Luxemburgs zog, wo die der Verschwörung angeklagten eidweigernden Priester und Bischöfe eingesperrt waren, während der andere, viel zahlreichere Haufen die Thore des Abteigefängnisses erbrach und alles tödtete, was ihm in die Hände fiel.

Gegen fünf Uhr habe der Generalrath der Kommune jedoch Kommissäre gesandt und das Volk auffordern lassen, ein Tribunal einzusetzen, welches über die Gefangenen zu Gericht sitze, bevor man sie hinrichte, und darauf habe das Gemetzel aufgehört. Das Volk habe aus der Bürgerschaft des Viertels zwölf durch ihre gute Gesinnung bekannte Richter und den Bürger Maillard zum Präsidenten gewählt, und ebenso einundvierzig Todtschläger zur Execution der Urtheile ernannt; darauf hätten sich die Richter um einen Tisch im Pförtnerzimmer des Gefängnisses gesetzt, das Gefangenenregister vor dem Präsidenten aufgeschlagen, die Todtschläger draußen in dem düstern, von Fackeln erleuchteten Hofe harrend, und dann hätten die Hinrichtungen gegen zehn Uhr begonnen. Der Präsident las den Namen eines Gefangenen und den Grund seiner Verhaftung aus dem Register vor; die Föderirten holten ihn herbei; man verhörte ihn; er vertheidigte sich; wurde er freigesprochen, so führten ihn drei Föderirte hinaus und riefen: „Hut ab, der ist unschuldig!“ Das Volk umarmte ihn und man gab ihm eine Bedeckung bis an sein Haus; wurde er verurtheilt, so sagte der Präsident: „à la force“, um den Unglücklichen glauben zu machen, er werde nur in das Gefängniß La Force geführt; Föderirte schleppten ihn in den Hof hinaus, wiederholten: „à la force!“ und die Todtschläger fielen mit Säbeln, Piken und Bajonnetten über ihn her.

Einige setzten sich zur Wehr; andere flehten um Gnade; wieder andere suchten mit gesenktem Haupt und vorgehaltenen

Armen die Hiebe zu pariren und flüchteten sich blutend und hilferufend in eine Ecke, bis sie von den Verfolgern niedergemacht wurden. Wenn sie sich nicht mehr rührten, schrien die Todtschläger im Chor: „Es lebe die Nation!“ stellten sich wieder vor die Thüre des Pförtnerzimmers und harrten eines neuen Opfers. Von Zeit zu Zeit tranken diese Menschen ein Glas Wein und wenn einem seine Frau das Nachtessen brachte, ergriff ein Kamerad seinen Säbel und löste ihn ab.

Der gleiche Hergang hatte sich ungefähr in allen Gefängnissen wiederholt, ausgenommen bei den liederlichen Frauenzimmern und den Schweizer-Offizieren, die man ohne Urtheil getödtet hatte. Auch über die Priester im Karmeliterkloster des Luxemburgs war man nicht zu Gericht gesessen; die Föderirten des Südens hatten sie unter dem Ruf: „Denk an die Bartholomäusnacht!“ niedergemacht. In Bicêtre hatten sich die Gefangenen im Gefängniß verbarrikadirt, so daß man Kanonen aufführen und ihnen ein förmliches Treffen liefern mußte.

Marescot, der ruhig seine Pfeife rauchte und ganz zufrieden drein schaute, während er mir diese Scheußlichkeiten erzählte, fand alles ganz natürlich und sagte, daß es drei Tage lang hintereinander so fortgegangen sei. Mich durchrieselte es eiskalt, trotz des guten Weines, den ich getrunken hatte, es drückte mir fast das Herz ab, und empört rief ich aus:

Aber Schwager, das ist ja abscheulich, was du da erzählst! Wie! drei Tage lang hat diese Schlächterei gewährt und niemand hat gesucht ihr Einhalt zu thun; ihr mögt sagen was ihr wollt, Leute verurtheilen ohne Zeugen, ohne Vertheidiger, ohne einen anderen Beweis als eine Notiz im Gefängnißregister, das ist gräßlich! . . . Was machten denn Commune, Nationalgarde, Minister und gesetzgebende Versammlung?“

Bei diesen Worten schien Marescot ganz erstaunt, blickte mich einige Sekunden mit seinen schwarzen Aeuglein starr an und rief dann achselzuckend:

„Ha! die machten nichts, sie ließen die andern machen! Jedermann war darauf gefaßt! Marat hatte es in seinem Blatt prophezeit, da konnte es Niemand verhindern. — Im Gefängniß La Force präsidirte Hebert das Tribunal; in der Abtei dankte Billaud-Varennes, der Gehilfe des Commune-Prokurators, den Todtschlägern im Namen des Vaterlands. Die Commune hatte zum Voraus alle Gefangenen freigelassen, die nicht wegen politischer Dinge angeklagt waren; sie hat die Todtschläger bezahlt; sie haben jeder sechs Livres per Tag erhalten. Was die Nationalgarde betrifft, die rührte sich nicht; ich sah Nationalgardisten, welche vor den Thoren der Gefängnisse Wache standen, wo das Morden stattfand. Die Nationalversammlung hat gleichfalls nichts gethan; sie sandte drei Kommissäre in die Abtei am 2. September Abends, um das Volk aufzufordern, sich auf die Justiz zu verlassen. Man ließ sie schwätzen; sie zogen wieder ab; das Gemetzel dauerte fort, und niemand hörte mehr etwas von ihnen oder von der gesetzgebenden Nationalversammlung. Wäre Danton nicht gewesen, so hätten sich all die tapfern Herren der Versammlung, die jetzt so laut schreien, Minister Roland voran, hinter die Loire geflüchtet und Paris dem Braunschweiger preisgegeben! Der Verrath war überall; nachdem sie deßgleichen gethan, als nehme sie die Revolution des 10. August an, versuchte die Majorität der Gesetzgebenden alle Mittel, um sie zu Grunde zu richten; der zur Aburtheilung der Verschwörer eingesetzte Gerichtshof sprach die größten Verbrecher frei; die Emigrirten, die Preußen und die Oesterreicher überschwemmten die Champagne; sie bezahlten ihre Requisitionen mit Anwei-

sungen im Namen des Königs von Frankreich; sie ließen die Patrioten, die sich zur Wehr setzen wollten, erschießen; der Verräther Lavergne hatte ihnen kurz zuvor Longwy ausgeliefert; andere Verräther standen im Begriff, es mit Verdun ebenso zu machen; sobald auch dieser Platz genommen war, lag nichts mehr zwischen dem Feinde und Paris; die in den Gefängnissen eingesperrten Aristokraten wußten das; sie tranken und waren guter Dinge; es hieß: „Geduld . . . bald kommt die Reihe an uns . . . der Braunschweiger kommt!“ . . . Tag für Tag durchstreiften bezahlte Banditen zum Schrecken der Bevölkerung die Stadt mit dem Ruf: „Schließt die Läden, die Preußen und die Oesterreicher sind vor dem Thor!“ Oder: „Die Bretagner kommen!“ Dazu das ewige Gehetz mit Generalmarschschlagen und Sturmglockläuten. Man mußte all diesen Verräthern den Garaus machen; man mußte ihnen zeigen, daß man, wie sie vor nichts zurückbebten, um das Vaterland zu verrathen, ebenso vor nichts zurückbebten, um es zu vertheidigen; man mußte ihnen Schrecken einjagen! Mein Gott, ich will nicht behaupten, daß nicht auch Unschuldige mit zu Grunde gingen; das ist möglich. Wenn aber die Preußen die Schlacht von Valmy gewonnen hätten, statt verloren; wenn sie mit den Emigrirten in Paris eingezogen wären, glaubst du, sie hätten sich viel Mühe gegeben, die Patrioten abzuurtheilen? Nein! sie hätten sie massenhaft erschossen, wie's der Braunschweiger in seiner Proklamation zum Voraus verkündigt hatte; man hätte noch ganz andere als die September-Metzeleien erlebt. Nun aber hat das, was die Preußen und die Emigrirten der Nation anthun wollten, um das alte Regiment und die Privilegien aller Art wiedereinzuführen, das hat das Volk tausend oder zwölfhundert Verschwörern angethan, um die Revolution und die Menschenrechte zu retten! Wenn

du das nicht begreifst, so bist du halt kein guter Sansculotte!"

Marescot hatte recht, ich war kein guter Sansculotte; trotz aller seiner Erklärungen eckelten mich diese Metzeleien an, ich schämte mich derselben für die Republik. Henker sind Henker, ob sie eine Krone, einen Bischofshut oder eine Mütze auf haben, das ist mir einerlei.

Sagen in dieser Beziehung muß man allerdings, daß sich die Royalisten gleichfalls große Vorwürfe zu machen haben: sie hätten das Ausland nicht zu Hilfe rufen sollen; alles mußte unter uns selber abgemacht werden; dann wären Longwy und Verdun nicht verrathen worden, und die Metzeleien hätten nicht stattgefunden. Den ersten Fehler haben die Verräther mit ihrem Freunde, dem Braunschweiger, gemacht, der Paris anzuzünden und alle Patrioten zu erschießen drohte. Das ist die reine Wahrheit.

Selbigen Abend kam ich sehr spät heim in die Kaserne.

Am andern Tag, als ich am Mannheimer Thor auf der Wache war, sahen wir gegen drei Uhr Nachmittags vier Bataillone Grenadiere, ein Bataillon Jäger zu Fuß, ein Freiwilligen-Bataillon, ein Regiment Jäger zu Pferd und die nöthige Artillerie vorbeimarschiren. Es hatte sich das Gerücht verbreitet, der Oesterreichische General Erbach — derselbe, der nur viertausend Mann zur Bewachung der Magazine in Speier zurückgelassen hatte — komme Worms und Mainz mit einem Korps von zwölftausend Mann in Eilmärschen zu Hilfe. Allein Tags darauf erfuhren wir schon, daß er zu spät dran war. Unsere Truppen waren ohne Widerstand in Worms eingezogen, die Einwohner hatten sie mit dem Ruf empfangen: „Es lebe die Nation!" und die Behörden trugen die dreifarbige Kokarde.

Das Alles hielt übrigens unseren Armee-Intendanten,

den Bürger Peter Blanchard, nicht ab, eine Kontribution von einer Million zweihunderttausend Livres, hälftig auf die Stadt, die seiner Zeit die Emigrirten mit der weißen Kokarde und mit dem Ruf: „Es lebe der König!“ empfangen hatte, hälftig auf den Bischof und die Domherren umzulegen, die uns in die unterste Hölle wünschten. Wir hatten das Speierer Kapitel schon mit vierhundertfünfzigtausend Livres angesehen, und die Weltgeistlichen extra mit einhundertdreißigtausend Livres für die Anfertigung falscher Assignaten, welche sich diese Leute schon seit Jahren erlaubt hatten.

Daneben gingen Wagenladungen mit Mehl und Roggen, Haber und Heu, Lagergeräthe und Bekleidungsgegenstände, Schuhe, Hemden und Hosen, in Kisten, Ballen und Fässern, Tag und Nacht nach Landau ab; man hatte ordentlich Mühe, auf dem Lande genug Pferde und Wagen aufzutreiben, welche von kleinen Detachements eskortirt wurden; die Zeitungen der Deutschen und der Emigrirten hatten von der guten Verproviantirung ihrer Magazine nicht zu viel Rühmens gemacht. Was wahr ist, muß man sagen.

In Speier wurde Bekleidung, Ausrüstung und Bewaffnung der Rheinarmee vervollständigt. Eigene Kriegs-Kommissäre überwachten Alles; sie lieferten jedem unserer Bataillone für je sechzehn Mann ein Zelt; das Bureau des Quartiermeisters, der kleine Generalstab, die Handwerker, die Polizei- und Feldwächter, die Hauptleute, die Marketender erhielten jeder sein Zelt von guter Leinwand, sammt den nöthigen Zelt- und Querstangen und Pflöcken; die Lieutenants bekamen je zwei und zwei ein Zelt. Jedes Zelt für sechzehn Mann hatte zwei Kessel, zwei Näpfe, zwei große Kannen, zwei Hacken, zwei Schaufeln, zwei Aexte und zwei Holzbeile. Damit haben wir drei furchtbare Feldzüge durchgemacht.

Die Reiterei hatte ein Zelt für acht Mann, und alles, was Reiter brauchen, Stricke und Pflöcke, Grastücher zum Fouragiren, kurz alles Mögliche. Und natürlich machte uns das um so mehr Vergnügen, als wir alle diese Dinge selber geholt hatten und sie die Republik keinen Pfennig kosteten. Hätte man aber die Magazine ausstehlen und plündern lassen, so hätten sich etliche Hallunken bereichert, und die Freiheitskämpfer wären elend zu Grund gegangen. Es ist ein großes Unglück, daß die Generale, die später kamen, Custine's Beispiel nicht befolgten; Soldaten und Freiwillige hätten weniger zu leiden gehabt, und man hätte nicht so viele Räuber im Ueberfluß schwimmen sehen sammt ihren Kindern und der ganzen Nachkommenschaft; was recht abscheulich war, wenn man wußte, woher der Reichthum kam. Kurz, an der schönsten Zeit bleibt immer noch etwas auszusetzen; während sich die Einen dem Dienst des Vaterlandes widmen, denken die Anderen nur dran, etwas zu erhaschen und sich auf Kosten derer zu bereichern, die ihnen für dumme Kerls gelten, weil dieselben Herz und Ehre im Leib haben.

IV.

Die Magazine von Speyer und Worms halfen uns also gehörig auf die Beine; wir waren bekleidet, bewaffnet, ausgerüstet wie Soldaten; wir konnten ins Feld rücken. Wie viele hätten an unserer Stelle sein mögen! Ich spreche nicht bloß von den Preußen, die in vollem Rückzug durch die aufgeweichten Felder der Champagne begriffen waren; die Aermsten hatten vom vielen Traubenessen alle die Ruhr; sie ließen Kanonen, Pulver- und Gepäckwagen im Stich und gingen über Verdun und Longwy zurück, ohne nur ein einzigesmal

Stand zu halten; es war die wilde Flucht des Despotismus!]

Unsere Bauern brachten die Unglücklichen dutzendweis um, hinter Hecken, auf Straßen und in den Wäldern; die Brunnen der Dörfer waren voll von Erschlagenen; Jedermann betheiligte sich dabei, sogar die Weiber! Und Marat fand, das sei noch nicht genug; er machte es Dumouriez zum Vorwurf, daß er ihnen eine Thüre offen ließ; er hätte gern die Führer in seine Gewalt bekommen, um an ihnen ein Beispiel zu statuiren für alle Könige, die je wieder wagen sollten, uns anzugreifen. Er hatte sehr Recht, denn man hat später erfahren, daß Dumouriez insgeheim ein Abkommen mit dem König von Preußen getroffen hatte und ihn deßhalb schonte.

Kurz, der sechswöchentliche Feldzug war schon recht: die Preußen zogen sich zurück, die Oesterreicher und die Emigrirten, welche zurückgeblieben waren, um Lille in Flandern zu beschießen, hoben die Belagerung auf; der General Anselm besetzte im Süden die Grafschaft Nizza; die aufständischen Vendéer hatte man für eine Zeit lang zur Räson gebracht; alles ging gut und wir erfuhren diese erfreulichen Nachrichten Tag für Tag bei der Austheilung des Convent-Bulletins. Carnot und Prior hatten bei uns diesen löblichen Brauch eingeführt; einige Monate später, im Juni 1793, wurde derselbe auf alle Armeen der Republik ausgedehnt.

Jeder Soldat erfuhr so, warum man Krieg führte; er wußte, was man in Paris sagte und that, und eben darum kann ich, anstatt daß ich mich herumschlug wie ein Vieh, Euch heute meine Geschichte erzählen. Man sollte jetzt noch diesen Conventsbeschluß über Vertheilung der Bulletins der gesetzgebenden Versammlung zur Ausführung bringen, wie so manchen andern, der in Vergessenheit gerathen ist und den man

nur bei Gelegenheit wieder ausgräbt: jener gerade käme täglich Tausenden unserer Söhne zu gut; sie wüßten wenigstens, warum man sie nach allen Enden der Welt hinausschickt in den Tod.

Einige Tage nach der Einnahme von Speier, am 17. Oktober 1792, erhielten wir eines Morgens den Befehl zum Abmarsch, und sofort schnallte man den Tornister, knöpfte die Gamaschen und zog durch das Mannheimer Thor, Worms zu, ab, ohne guten Tag oder guten Abend zu sagen. Das ganze Armeecorps, das in Speier und in der Umgegend lag, folgte uns. Es regnete nicht, aber es war feuchtes Wetter; die Rheinnebel lagen fortwährend auf der Ebene.

Vor der Stadt draußen ließ man uns einen Weg links einschlagen, durch Wälder und Heiden; sechs Stunden lang dehnten sich Buchen und Eichen, Tannen und Birken endlos im Nebel vor uns aus.

Wir kamen hie und da an alten Mauerresten, an verfallenen, von Rauch geschwärzten Schlössern ohne Dach, ohne Thüren und Fenster, an förmlichen Ruinen vorbei, und Vater Sôme sagte:

„Turenne ist vor hundert Jahren da durchgekommen; er hat in einer Nacht auf Befehl Ludwig XIV. vierhundert Städte, Dörfer, Höfe, Weiler und Schlösser verbrannt. So haben die Bourbonen Krieg geführt!“

So viel steht fest, daß wir von den Wäldern hinwärts Speier, an der Straße nach Dürkheim, Grünstadt, Obersflersheim und weiterhin, außer diesen alten Trümmern auch noch ganz verfallene Siechenhäuser, wohin man die armen Leute zum Sterben verbrachte, und Galgen begegneten, wie bei uns vor der Revolution. Und von den Deutschen wär's nicht mehr als billig, in alle Ewigkeit eingedenk zu bleiben,

daß wir sie von ihren gnädigen Herren, ihren Siechenhäusern und von ihren Galgen befreit haben. Ohne uns hätten sie all das Elend noch auf dem Hals, denn sie hingen aus Gewohnheit so fest dran, daß wir sie hundertmal schlagen mußten, um sie zur Vernunft zu bringen. Sie waren wie Bettler, die meinen, man könne ohne Ungeziefer nicht leben.

Doch weiter.

Nach den großen Wäldern kamen wir in eine Gegend mit den schönsten Weinbergen von der Welt; sie bedeckten unzählige Hügel. Die Deutschen sind so fleißig und so große Liebhaber von gutem Wein, daß sie, um welchen zu bekommen, ihren Mist auf dem Rücken vier- bis fünfhundert Fuß hoch, die steilen Höhen hinauf tragen; sie haben Reihen schmaler Staffeln, welche von einem Absatz zum Andern an den Hügeln hinauf steigen. Als ich das sah, war ich sehr verwundert. Wir haben von ihrem Wein getrunken, er ist sehr gut; der weiße und der rothe haben ein feines Bouquet, man darf aber nicht zu viel davon trinken; von zwei Flaschen fällt man unter den Tisch.

Trotz des Kriegs beendigten diese braven Leute ihre Lese, stiegen mit den Butten auf dem Rücken ihre Staffeln auf und ab, und blieben manchmal oben auf den großen, stahlgrauen, glänzenden Felsen stehen, um uns vorbeiziehen zu sehen. Wir riefen ihnen zu: „Es lebe die Republik!" Und alle, Männer und Weiber, antworteten jauchzend mit Winken und Hutschwenken. Ach! wenn die Völker sich verständigen könnten; wenn sie sich der Leute entledigen könnten, welche sie in Uneinigkeit erhalten, wir hätten das Paradies auf Erden!

Unsere Kolonne machte gegen zwei Uhr in einem großen Dorfe Halt, um abzukochen.

Um drei Uhr ging's wieder weiter, und um neun Uhr,

bei sinkender Nacht, erreichten wir das Städtchen Alzey, nicht weit von Mainz. Wir hatten sechszehn Stunden seit dem Morgen gemacht; viele von uns konnten nicht mehr.

Ich werde Alzey nie vergessen. Wir waren eine halbe Stunde nach der Vorhut dort eingetroffen, und das ganze Städtchen wimmelte schon von Truppen: Jäger zu Pferd, Husaren, Gensdarmen, Freiwillige zogen die Straßen auf und ab; Kommandorufe, Trompetensignale, um die Mannschaft zu ihren Schwadronen zurück zu führen, Appell und Trommelwirbel erfüllten das Thal.

Zum Glück waren Hans-Baptist Sôme, Hans Rath, Marc Divès, ich und noch zwei andere bei einem Posthalter in der Vorstadt einquartirt. Wir hatten sogar Zimmer im obern Stock, die nach einem alten Hof voller Kutschen hinausgingen, und der Postmeister hatte uns eingeladen, mit ihm zu Nacht zu essen.

In der großen Küche unten flammte ein lustiges Feuer; das war ganz was anderes, als bei Meister Hans in den Baracken, denn dieser Biedermann hatte Aufwärter, Mägde, Postillone, Kuriere; es war ein reicher Mann. Und als die Nationaldragoner ankamen, hörte man nichts mehr als wiehern, scharren und schreien im Hof; jeder wollte sein Pferd im Stall unterbringen. Wir Infanteristen wechselten ganz gemächlich Schuhe und Gamaschen und gingen dann hinunter, um uns beim Herd zu trocknen.

In allen Ecken der Küche standen die Mägde und sogar die Töchter vom Haus, um uns mit unsern großen Hüten, den langen dampfenden Uniformsfräcken und den Bandelieren aus der Ferne zu betrachten; sie waren sehr neugierig, Republikaner zu sehen, so wie aber einer von uns den Kopf herumdrehte, um zu sehen, ob sie hübsch seien, sprangen sie kichernd

hinaus in die große dunkle Hausflur. Der Posthalter kam bald selber. Es war ein hagerer, brünetter Mann mit schwarzen Augen und leicht gebogener Nase; er hatte hohe Stiefel mit gelben Kappen und silbernen Sporen und Lederhosen an.

„Bürger Freiwillige,“ redete er uns in reinem Französisch an, „haben Sie die Güte, mir zu folgen.“

In einem großen Zimmer fanden wir den Tisch gedeckt, und eine schöne Hänglampe drüber; Frau und Töchter des Hausherrn aber hatten sich zurückgezogen.

Man setzte sich und der Posthalter, mitten unter uns legte uns mit würdiger Miene wie ein Familienvater vor.

Alle Augenblicke kam ein Kellner, ein Postillon, ein Kurier, um zu melden, was draußen vorging; er ertheilte ruhig seine Befehle; er transchirte, schenkte uns ein und ließ es uns an nichts fehlen. Man unterhielt sich von unserem Feldzug, von dem der Preußen im Argonnerland, von der Revolution u. s. w.; der verständige Mann sprach über alles in einem altmodischen Französisch, das ich mit großem Vergnügen hörte.

Mehrere von unseren Kameraden, die sehr müde waren, gingen zu Bett; der alte Sôme, Divès und ich, wir blieben allein bei Tische sitzen. Es mochte elf Uhr sein; außer dem Werda-Ruf der Schildwachen auf den nahen Hügeln war aller Lärm in der Stadt und Umgegend verstummt. Sôme zündete seine Pfeife an, und da der Meister unsere Gläser nochmals füllte, so nahm ich mir die Freiheit zu fragen:

„Aber, Bürger, Ihr sprecht Französisch so gut wie wir; seid Ihr vielleicht ein Landsmann?“

„Ja,“ sagte er, „ich stamme von einem ehemaligen Franzosen ab, einem von denen, welche nach dem Widerruf des Edikts von Nantes vertrieben wurden.“

Er war sehr ernst geworden; ich aber fühlte mich bei

dem Gedanken, daß der Mann ein Glaubensgenosse von Margreth war, ganz gerührt. Ich erzählte ihm, daß mich Chauvel, ehemaliges Mitglied der verfassungsgebenden Versammlung und jetzt Mitglied des Convents, zum Schwiegersohn erkiest habe, daß seine Tochter mich liebe, und daß sie auch Calvinisten seien.

„Da könnt Ihr von Glück sagen,“ meinte er, „daß Ihr in eine so gute Familie kommt.“

Jetzt wurde er vertraulicher und fing an, in ruhigem Ton, aber mit Nachdruck zu erzählen, daß sein Großvater, Jakob Merlin, zur Zeit der Dragonaden im Metzer Land, in der Nähe von Servigny, lebte; daß er da Haus, Stallungen und Güter besaß und durch die Ausübung seiner Religion keinem Menschen was zu Leid that, bis der große König Ludwig XIV., ein lasterhafter Mensch, nachdem er noch bei Lebzeiten der Königin leichtsinnige Frauenzimmer unterhalten und öffentliches Aergerniß aller Art gegeben hatte — wie alle alten Sünder, deren Hirn vertrocknet — auf den Gedanken verfiel, wenn er nur Priester kommen und sich die Absolution für seine Schändlichkeiten ertheilen lasse, so werde er zur Rechten Gottvaters sitzen in alle Ewigkeit; daß aber die Priester seine Dummheit benützt und ihm die Absolution nur unter der Bedingung versprochen hätten, daß er die Feinde der römischen Kirche ausrotte; daß alsdann dieser Wüstling, ohne Kopf und Herz, um Verzeihung für seine Ausschweifungen zu erlangen, Befehl ertheilt habe, die Protestanten in ganz Frankreich auf jede mögliche Weise zu bekehren; daß er den Müttern ihre Kinder entriß, die Familienväter auf die Galeeren schickte, ihre Güter confiscirte, und rauben, brennen, seine eigenen Unterthanen niedermetzeln oder auf's Rad flechten ließ, kurzum sie ganz und gar zur Verzweiflung brachte.

Er sagte uns, daß diese braven Leute alles eher über sich ergehen lassen, als sich zur Religion eines solchen Scheusals bekennen wollten; daß Hunderttausende von Franzosen mit Greisen, Frauen und Kindern ins Ausland geflohen seien, trotzdem auf der Grenze ein Cordon von Gensdarmen errichtet war, um sie einzufangen; daß diese Familienhäupter, die brävsten, intelligentesten und fleißigsten Arbeiter und Kaufleute ihrer Provinzen, den Handel und die Industrie Frankreichs in fremde Länder getragen hätten; daß in Folge davon Deutschland, England, Holland und sogar Amerika in der Woll-, Leder-, Tapeten-, Fayence- und Glas-Fabrikation, in der Buchdruckerei und in einer Menge anderer Artikel, welche den Reichthum einer Nation bilden, die Oberhand bekommen hätten; daß dieser Wüstling, der fortwährend Krieg führte und das Geld zum Fenster hinauswarf, bis die Arbeit und die Ersparnisse so vieler Tausende von gewerbfleißigen Menschen zu Deckung seiner Ausgaben nicht länger ausreichten, schließlich das Land von Grund aus ruinirt habe; und daß dieser große Ludwig XIV. in seinen alten Tagen, als er gar nichts mehr bei sich behalten konnte und alles unter sich laufen ließ, in seinem halb verfaulten Zustand ausrief.

„Mein Gott! wie behandelst du mich, nach alledem, was ich für dich gethan habe!“

Das zeigt so recht den Blödsinn eines solchen Menschen, daß er sich einbildete, der allmächtige Schöpfer, der die Welt aus Nichts erschaffen, brauche die Hilfe eines Taugenichts seinesgleichen! Endlich sei er im Unrath erstickt und habe ein ungeheueres Defizit hinterlassen, welches bei gänzlichem Mangel aller Industrie und einer geordneten Wirthschaft unter Ludwig XV. und dem Regenten fortwährend gewachsen sei, und schließlich Ludwig XVI. genöthigt habe, die Notabeln

und dann die Reichsstände einzuberufen, was die Revolution, die Erklärung der Menschenrechte, die Abschaffung der Privilegien und alle Wohlthaten, deren sich das Volk jetzt erfreue, und daneben die Abnahme der Faullenzer und Wüstlinge zur Folge gehabt habe, die jetzt wie Jedermann von ihrer Arbeit leben müßten.

So erzählte uns der alte Franzose.

Was mich am meisten rührte war, wie unser Wirth selber ganz gerührt, die Ankunft der Dragoner des Königs schilderte, die eines Abends in sein großväterliches Haus kamen und der Familie den Befehl überbrachten, sich auf der Stelle zu bekehren, wie sie sich auf dem alten Hof einquartirten, sich mit Stiefel und Sporn in das Bett des Herrn und der Frau legten, sie förmlich ausplünderten, mit der Reitpeitsche traktirten, die Mutter sogar verhinderten ihrem Kind die Brust zu geben, um sie zu zwingen ihren Glauben abzuschwören, und die Leute endlich so zur Verzweiflung brachten, daß sie das Haus ihrer Voreltern und die mit theurem Geld erkauften und mit ihrem Schweiß gedüngten Felder dahinten ließen, und alle mit einander nachts durch die Wälder entflohen, von den Gensdarmen verfolgt wie eine Heerde Wölfe.

Ja das rührte mich. Und dann die armen Verlassenen im fremden Land, ohne Brot, ohne Geld, ohne Hilfe, ohne Freunde; Taglöhnerarbeit für Leute, die im Wohlstand gelebt hatten, Frau und Töchter gezwungen in fremden Dienst zu gehen; der Alte gebeugt von der Arbeit, die doppelt schwer fällt, wenn man schon so viel in seinem Leben geschafft hat und ein Bischen ausruhen möchte. Welch ein Schicksal! und all das auf Befehl eines alten Lumpen, der dadurch für sein Seelenheil zu sorgen glaubte.

Schließlich, sagte der Posthalter, nach vielen Leiden und

langem Elend — da ihr Hab und Gut in Frankreich verkauft oder an die Denunzianten zur Belohnung ihrer Schlechtigkeit verschenkt worden war — hätten Großvater und Großmutter doch noch etwas erworben vor ihrem Tod, und seien ihre Kinder und Enkel, die das Beispiel ihres Fleißes, ihrer Sparsamkeit und Rechtschaffenheit vor Augen gehabt, wieder begütert und sogar reich geworden und weit und breit geachtet.

Ich fragte ihn:

„Und haben Sie nie bedauert, daß Sie kein Franzose mehr waren? Haben Sie nichts übrig für Ihr altes Vaterland? Wir haben Ihnen ja nie was zu leid gethan, wir; der König allein, auf den Rath der Bischöfe, hat Sie in die Verbannung getrieben, und dazumal war die Unwissenheit des Volkes so groß, daß man es vielmehr bedauern als hassen muß.“

Da gab er mir zur Antwort:

„So lange die Bourbonen das französische Land beherrschten, hat sich keins von uns in das Vaterland zurückgesehnt; seitdem sich aber das Volk erhoben, seitdem es die Menschenrechte verkündigt und die Waffen ergriffen hat um seine Freiheit wider alle Tyrannen zu vertheidigen, seitdem ist das alte Blut in uns erwacht, und jeder von uns sagte sich mit Stolz: „Auch ich bin ein Franzose!“

Im währenden Sprechen erblaßte er plötzlich, stand auf, um sich nichts von seiner Aufregung anmerken zu lassen und ging, die Hände auf dem Rücken, gesenkten Hauptes langsam im Saal auf und ab. Da klopfte Hans-Baptist Sôme, der, mit dem Ellenbogen auf dem Tisch, aufmerksam zugehört hatte, seine Pfeife aus und sagte:

„Ja, ja, das ist doch noch ärger als die September-Metzeleien! Und doch war das Vaterland nicht in Gefahr,

die Verräther lieferten unsere Festungen nicht aus, die Preußen fielen nicht in die Champagne ein, die armen Protestanten verschworen sich nicht gegen das Land, sie verhielten sich ganz ruhig und verlangten nur in ihrer Weise zum lieben Gott zu beten. Aber jetzt ist's zwölf Uhr und Zeit, in's Bett zu gehen; das Korps muß morgen in aller Früh abmarschiren!"

Wir standen auf, der Posthalter zündete ein Lämpchen an und begleitete uns über die Hausflur bis zur Treppe, wo er uns gute Nacht wünschte. Das ist mir alles geblieben! . . . Ich glaub', ich hab' es seiner Zeit auch an Margreth geschrieben. Der Brief ist verloren gegangen; es wird aber wenig gefehlt sein, hab' ich die Geschichte des Posthalters von Alzey wörtlich erzählt. Wenn seine Enkel noch leben, so können sie da lesen, was ihr Großvater vom König Ludwig XIV. gedacht hat, und ich denke, das wird sie freuen.

V.

Am andern Morgen machten wir uns bei guter Zeit auf den Weg nach Mainz über Albig, Werstadt, Oberulm ꝛc. Die dichten Nebel, die seit vierzehn Tagen auf der Pfalz lagen, fingen an zu sinken, und gegen Mittag marschirten wir im tiefsten Koth unter strömendem Regen, der bis spät Abends fortmachte. Unsere Hüte hatten vor den heutigen Tschakos das voraus, daß man sie drehen und als Dachrinnen benützen konnte, damit einem das Wasser nicht in den Nacken lief; aber nach einigen Stunden legten sie sich einem platt wie ein Kuchen auf die Schultern.

Unterwegs bekamen wir eine gute Nachricht: das andere Armeekorps, das Tags zuvor von Worms abgegangen und die Straße dem Rhein entlang gezogen war, hatte die Brücke bei

Oppenheim erstürmt, und als wir gegen drei Uhr nachmittags aus dem Wintersheimer Wald herauskamen, lagerte Neuwinger bereits auf der Sindener Höhe, den einen Flügel auf den Rhein gestützt, der dort einen großen Bogen um den Mombacher Wald beschreibt.

Mainz lag da vor uns auf doppelte Kanonenschußweite; da sich die Stadt jedoch nach dem Fluß zu abdacht, sahen wir nur die Ecke von einer ihrer Bastionen, das Horn eines Halbmonds, einige Weinberge und die umliegenden Gärtchen. Der Wintersheimer und Mombacher Wald umgeben die Stadt, zwischen diesen Wäldern und den Wällen dehnen sich Thäler aus, die von kleinen Bächen durchströmt sind.

Diesseits eines dieser Thäler, mit dem Rücken an den Wald gelehnt, Mainz gegenüber, bekamen wir Befehl, Halt zu machen; Bataillone, Schwadronen und Linientruppen schlugen ihre Zelte am Saum des Waldes auf; es mochte etwa abends vier Uhr sein; Bagagewägen, Kanonen und Pulverwägen kamen die ganze Nacht durch angefahren.

Man stellte also Vorposten aus und bezog das Biwack. Unser Bataillon lagerte fünf- bis sechshundert Schritte weit von einer großen Mühle weg, deren Bewohner herauskamen und sehr erstaunt waren, uns zu sehen. Das Wasser des Bachs, vom Regen angeschwellt, stürzte sich brausend auf die beiden Räder und in der Ferne an der Mündung des Thals, sahen wir den Rhein mit seinen großen Schaumstreifen vorüberfließen. Die Verpflegungsmannschaft requirirte Lebensmittel; man suchte Feuer anzumachen, was mit grünem Holz so leicht nicht war.

Zum Glück für den Müller schlug Custine mit seinem Stab sein Quartier in der Mühle auf; eine Stunde später und es hätte da kein Heu, kein Stroh und kein Mehl mehr

gegeben: so geht's im Krieg zu; die guten helfen so wenig wie die schlechten Gründe, wenn der Feind ringsum lagert.

Eine Abtheilung Husaren war um die Mühle her postirt, und die guten Leute ahnten gar nicht, welch ein Glück es für sie war, einen General statt eines Armeekorps zu beherbergen.

Endlich brannten die Feuer doch; die Requisitionsmannschaft kam mit ihrem Zehnten zurück, und die Kessel fingen an zu brodeln. Es war finstere Nacht; der strömende Regen hatte aufgehört, nur von den Bäumen tröpfelte noch das Wasser und erglänzte im Scheine der Lagerfeuer, wie ein Funkenregen: ein schönes Schauspiel, aber wenn man müde ist, kriegt man es bald satt. Ich schlief die Nacht auf der bloßen Erde, Seit' an Seite mit meinen Kameraden, und trotz der Nässe schlief ich gut.

Am andern Morgen sollten wir ein oder zwei Thore von Mainz stürmen, wie wir's in Speier gemacht hatten. Man sah wohl ein, daß es wegen der Vorwerke und Halbmonde noch gefährlicher sein werde, von welchen aus wir auf den Brücken von rechts und links, von vorn und hinten weggefegt werden konnten. Wenn man aber einmal Glück gehabt hat, so meint halt jeder, er werde es immer haben; und dann schicken die Generale hauptsächlich diejenigen zuerst ins Feuer, welche die Gefahr noch nicht kennen gelernt haben, denn einmal im Kampf, muß man wohl oder übel Stand halten, da das Zurückweichen noch gefährlicher ist.

Gottlob hatte der Gouverneur von Mainz andere Ansichten als der von Speier; es war ein Hof-Offizier, einer jener Generale, welche die Fürsten aus Höflingen machen; je nach dem Belieben des Herrn tragen sie einen Schlüssel auf dem Rücken, oder übernehmen den Oberbefehl über ein Heer.

Custine, der in Erfahrung gebracht hatte, daß der Baron

von Gimnich von diesem Schlag war, dachte, derselbe könne uns vielleicht die Thore selber öffnen, wenn man ihm zeige, wie gefährlich es wäre, sie zu vertheidigen; die Geschichte gab uns damals viel zu lachen.

Ich muß nämlich vorausschicken, daß die Besatzung von Mainz, aus Kreistruppen, Oesterreichern, adeligen Jägern und Bedienten, Bürgergardisten und Freiwilligen-Studenten bestehend, sich auf mehr als sechstausend Mann belief. Die Oesterreicher in Speier waren höchstens halb so stark, und die Festungswerke von Speier konnten nach Stärke und Ausdehnung keinen Vergleich mit denen von Mainz aushalten.

Am 19. Oktober Morgens begab sich also Custine selber auf Recognoscirung der Brücken, Thore und Verschanzungen der Festung. Wir sahen ihn von unserem Biwak aus mit Meunier und zwei oder drei anderen Offizieren vom Geniekorps, die man damals Mineurs nannte, vorbeireiten. Man schoß auf sie; unsere kleinen Kanonen erwiederten das Feuer der Festung, das sich jetzt von allen Wällen herab entlud; Husaren brachen aus dem Rheinthor hervor, und der General, der nur eine schwache Bedeckung bei sich hatte, kam im Galopp zurück. Er hatte sich überzeugt, daß Mainz nicht so leicht anzugreifen war wie Speier, und daß man eine regelmäßige Belagerung eröffnen müsse.

Unglücklicherweise rückten die Preußen, welche Dumouriez ruhig aus der Champagne hatte abziehen lassen, während er sie nach der Schlacht von Valmy hätte vernichten können, vom Rücken her gegen uns an; sie waren bereits über Sierck hinaus und wir riskirten zwischen zwei Feuer zu kommen; wir mußten die Stadt erstürmen oder zum Rückzug blasen, zumal wir nur gegen zwanzigtausend Mann stark waren.

Man machte sich also auf einen Sturm gefaßt.

Der ganze Tag ging mit Hin- und Herlaufen drauf. Der Oberst Houchard wurde am andern Morgen als Parlementär abgesandt; er blieb lange aus, endlich gegen ein Uhr Nachmittags kam er. Es hieß: „Der große Augenblick naht! . . . man bildet die Angriffskolonnen! . . .“ Alles war in Erwartung der Dinge; da gingen wieder Parlementäre ab. Um sechs Uhr Abends ritt Custine, umgeben von seinem Stab, die Biwaks entlang; es hieß, die Grenadiere der Nieder-Charente hätten gerufen: „Sturm!“ und er hätte zur Antwort gegeben:

„Recht so, Kameraden! haltet euch bereit . . . es wird nicht mehr lange anstehen und ihr sollt vorausgehen!“

Der Ruf: „Es lebe die Republik!“ ließ sich schon überall vernehmen, als noch ein Parlementär aus der Festung herauskam. Custine ritt ihm entgegen, führte ihn selber ins Hauptquartier ohne ihm die Augen zu verbinden. Auf der ganzen Linie ertönte nur Ein Ruf: „Sturm! Sturm!“

Darüber war es Nacht geworden, man dachte, der Angriff werde mit Tagesanbruch beginnen. Wir hatten kein einziges Belagerungsgeschütz; es mußte wohl dazu kommen.

Als es am 21. Oktober morgens immer noch nichts Neues gab, fing alles an ungeduldig zu werden, da erhielten gegen neun Uhr die Grenadiere der Nieder-Charente Befehl, das Rheinthor zu besetzen. Sie marschirten, das Gewehr bequem, augenblicklich ab; man machte sich gefaßt sie mit Kartätschen empfangen zu sehen; sie kamen aber bis an das Glacis, ohne daß ein Schuß fiel; man sah ihre Bajonnette im Zickzack durch die Vorwerke marschiren, und plötzlich verbreitete sich die Nachricht, Mainz habe kapitulirt, und unser Grenadierkorps bezog die Wache an jenem Thor um dem Gouverneur Zeit zu lassen, seine Kasse in Sicherheit zu bringen.

Man kann sich denken, daß wir nichts dagegen hatten,

denn trotz allem Sturm=Rufen sah doch jeder die Reihe schwerer Geschütze, die uns durch die Schießscharten anstarrten, die Redouten und Pallisaden, und jeder wußte, daß wenn wir alles das erst hätten nehmen müssen, drei Viertel von uns auf dem Platz geblieben wären; also hatten wir eine außerordentliche Freude.

Am folgenden Tag zogen wir in Mainz ein. Die ganze Stadt kam uns entgegen.

Die Mainzer hatten uns gern! Bataillone, Schwadronen und Linienregimenter, dazwischen Schaaren von Studenten und Bürgern, marschirten, mit fliegenden Fahnen, die Trommler voraus, im Schritt und unter dem Gesang der Marseillaise durch das Thor ein; und als man uns auf dem Exerzierplatz, nachdem die österreichischen und hessischen Posten abgelöst waren, die Quartierbillets vertheilt hatte, führten uns die Bürger Arm in Arm in ihre Wohnung, wo wir bewirthet wurden und in der Familie von der Revolution erzählen mußten.

Und noch etwas freut mich immer noch, wenn ich daran denke: sobald man einkasernirt war, vertheilte man sich in den Brauereien der alten Stadt und trank bis zehn Uhr Abends einen Schoppen nach dem andern auf die Gesundheit aller Patrioten der ganzen Welt. Eine Menge Sänger, in Wämmsern, Hosen mit beinernen Knöpfen und großen Dreispitzen, einfache Arbeiter und sogar Bauern, standen auf und improvisirten alle möglichen Schnaken. Namentlich erinnere ich mich eines kleinen, runzeligen alten Burschen mit Runzeln um die Augen und rother Nase, welcher die Ankunft Oberst Houchard's als Parlementär darstellte; den Schreck des Herrn Barons über den drohendeu Sturm, seine Ausrufungen, seine Entrüstung, die Aufforderungen des Obersts, die Antworten des Gouver=

neurs, der die Hände zum Himmel erhob und seufzend versicherte, er habe seine Befehle und lasse sich in Stücke hauen.

Er machte seine Sache so natürlich, daß sich die Mainzer den Bauch hielten vor Lachen.

Am besten ist's, ich schreibe die beiden Briefe Custine's und Gimnich's ab, daraus könnt ihr am besten sehen, daß es dabei zuging, wie in der Komödie. Sie lauten wörtlich:

„Der General Custine an den Gouverneur von Mainz.

„Hauptquartier Marienborn, den 20. Okt. 1792.
Jahr I der französischen Republik.

„Herr Gouverneur!

„Mein Wunsch, unnützes Blutvergießen zu verhüten, ist so groß, daß ich Ihrem Wunsche, die Antwort an mich auf morgen zu verschieben, mit größter Bereitwilligkeit entsprechen würde. Allein, Herr Gouverneur, die Kampfbegierde meiner Grenadiere ist so mächtig, daß ich sie nicht mehr zurückhalten kann; sie sehen nichts mehr als den Ruhm, gegen die Feinde der Freiheit zu kämpfen, und die reiche Beute, welche der Preis ihrer Tapferkeit sein muß; denn ich erkläre Ihnen hiemit, daß Sie sich auf einen Sturm gefaßt machen müssen. Er ist nicht nur möglich, sondern sogar gefahrlos; ich kenne Ihre Festung so gut wie die Truppengattungen, welche dieselbe vertheidigen. Schonen Sie das Blut so vieler unschuldiger Opfer. Unser Leben kommt sicher nicht in Betracht; gewöhnt, es in den Schlachten einzusetzen, können wir's mit Ruhe verlieren. Dem Ruhm meiner Republik, welche der Ohnmacht der Despoten spottet, die sie unterdrücken wollten und die jetzt vor den Standarten der Freiheit fliehen, bin ich es schuldig, die Kampfbegierde meiner tapferen Truppen nicht zu bändigen

und ich würde es auch vergeblich versuchen. Antwort, Antwort! Herr Gouverneur.

„Der französische Bürger und kommandirende General
Custine."

„Der Platzkommandant von Mainz an den General Custine.

„Mainz, den 20. Okt. 1792.

„Herr General!

„Wenn ich die Ehre hätte, besser von Ihnen gekannt zu sein, so bin ich überzeugt, mein General, daß Sie sich keiner Drohungen bedient hätten, um mich zur Uebergabe der Festung zu bestimmen, die ich kommandire; ich bin Soldat, General, Sie wissen auch, was das heißt, und ich fürchte den Tod nicht, wenn es gilt, meine Pflicht zu erfüllen. Die Sorge für meine Mitbürger, der Wunsch, diesen die Schrecken einer Belagerung zu ersparen, konnten mich allein bestimmen, Ihnen, kraft der Vollmacht meines Herrn und Gebieters, Stadt und Festung Mainz unter folgenden Bedingungen zu übergeben:

„1) Die Besatzung von Mainz, sämmtliche Hilfstruppen eingeschlossen, hat freien Abzug mit allen Kriegsehren und kann sich zurückziehen, wohin sie will, und zugleich bleibt es ihrer Wahl anheimgestellt, wie sie ihre Kriegskasse, ihre Artillerie, ihre Waffen und Gepäck fortschaffen will.

„2) Der Minister und alle dem Hofstaat Seiner kurfürstlichen Durchlaucht angehörigen Personen, die ganze hohe und niedere Geistlichkeit, erhalten das Recht, sich mit ihrer Habe zu entfernen. Alle Einwohner von Mainz, abwesende wie anwesende, haben dasselbe Recht, und jedem Bürger verbleibt sein Eigenthum.

„3) Obgleich mein Gebieter nicht im Krieg mit Frankreich gewesen ist, willigt er ein, sich in keiner Weise an demselben

zu betheiligen, erwartet aber, daß sein Eigenthum und seine Besitzungen geschont werden.

„4) Mit Unterzeichnung des Vorstehenden hören alle Feindseligkeiten auf und es werden von beiden Theilen Kommissäre ernannt, um den Marsch, den Transport und alles hierauf bezügliche zu ordnen.

„Ich habe die Ehre, Herr General, mich Ihren unterthänigsten und gehorsamsten Diener zu nennen

„Baron v. Gimnich, Gouvereur von Mainz."

In der Rückantwort Custines heißt es unter anderm:

„Der französische Bürger und kommandirende General bedingt sich aus, daß die Besatzung von Mainz nicht vor Ablauf eines Jahres gegen die französische Republik oder ihre Verbündeten die Waffen führe. Er bedingt ferner seiner Republik das Recht aus, die Entscheidung über die Souveränetätsrechte zu treffen. Das Privateigenthum soll selbstverständlich geschützt werden, und stimmt dieß mit den Grundsätzen der französischen Republik um so mehr überein, als im Interesse dieses Schutzes die Verfassung entworfen worden ist. Morgen Vormittag um neun Uhr werden das Rheinthor und seine Außenlinien zwei französischen Grenadier-Bataillonen ausgeliefert; unter diesen Bedingungen und ausdrücklichen Vorbehalten hören alle Feindseligkeiten auf 2c. 2c."

So hatten wir in kaum vierzehn Tagen alle die Magazine, von denen uns die Blättchen der Emigrirten so unaufhörlich vorschwatzten, dazu drei große Städte und eine der bedeutendsten Festungen Deutschlands erobert. Darüber war ganz Frankreich erstaunt und erfreut; die Republik hatte überall die Oberhand, und man fing an einzusehen, daß, wenn sich ein Volk erhebt, um die Gerechtigkeit zu vertheidigen, die Despoten und ihre Anhänger übel daran sind.

VI.

Einmal in Mainz hofften wir einige Tag lang ausruhen und mit den Bürgern Brüderschaft schließen zu können. Man hatte sich in den Kasernen, Kirchen und Magazinen dieser mit den Patrioten sympathisirenden Stadt einquartiert, so gut es ging; nur einige Regimenter Infanterie und Kavallerie lagerten im Freien an beiden Ufern des Flusses. Unsre Kriegskommissäre visitirten auch die Speicher und notirten sich sämmtliche Vorräthe, von denen man im Fall der Noth Gebrauch machen konnte.

Während man sich aber so einrichtete, kam die Nachricht, die Preußen seien durch's Moselthal herab in Koblenz eingetroffen und hätten diese Festung, zweiundzwanzig Stunden weit von unserem linken Flügel entfernt, besetzt. Darüber war man im ganzen Armeekorps entrüstet; Custine machte es Kellermann, der von Dumouriez mit der Verfolgung der Preußen beauftragt worden war, zum schweren Vorwurf, daß er sie den Rückzug von Verdun nach Koblenz unbehelligt hatte vollziehen lassen; er nahm keinen Anstand, dies laut auszusprechen und klagte Kellermann sogar beim Convent an mit der Erklärung, daß dieser Befehlshaber für seine Fehler vor ein Kriegsgericht gestellt werden müsse.

Ich weiß nicht, ob er Recht hatte, aber ich weiß, daß man, auf diese schlimme Nachricht hin, Hacke und Schaufel wieder ergreifen mußte, um an den Festungswerken zu arbeiten und gegenüber von Weissenau, Dalheim und Marienborn, und selbst um das Städtchen Kastel her, auf dem jenseitigen Rheinufer, Schanzen aufzuwerfen; denn vor unserer Ankunft hatte Mainz nur einen Brückenkopf auf dem rechten Ufer gehabt;

wir befestigten es auch auf jener Seite mit großen Steinen, welche man von einem alten zerfallenen Dorf, Gustavsburg, beiführte. An dieser Stelle ist der Fluß über tausend Schritte breit; er macht ein furchtbares Getöse oberhalb der Schiffsbrücke, wo er sich an den gegen die Strömung eingerammten Balken bricht. Tausende von Karren fuhren über die Brücke hin und her, und da das Wetter für die Preußen so schlecht war, wie für uns, so tröstete sich jeder über sein Elend.

Die Pariser Föderirten beklagten sich jedoch über Custine, sie hätten sich anwerben lassen, um zu kämpfen, nicht um den Boden umzuwühlen. In Wahrheit hatten die armen Kerls zwar viel Courage, aber keine Kraft, und gingen durch die Strapazen zu Grund wie die Mücken; von drei Bataillonen Föderirter, zusammen achtzehnhundert Mann stark, waren ein Jahr darauf höchstens noch zweihundertfünfzig vorhanden; das kam ohne Zweifel von der schlechten Luft, der schlechten Nahrung und von all den Leiden des Volks in einer Stadt, wo man sich um nichts als um die Freuden des Hofs bekümmerte. Wer kann das wissen?

Ich erinnere mich, daß meine Schwester Lisbeth, welche mit ihrem Bataillon in der alten St. Ignatius-Kirche wohnte, den Parisern Recht gab, und daß mich das nicht wenig verdroß, weil es den Anschein hatte, als wollte sie ihnen weiß machen, wir hätten in den Baracken nie solche Arbeit zu thun gehabt und wir seien Leute von Stande. Da sah ich sie nur so von der Seite an und sagte ihr vor den Parisern:

„Ich erinnere mich gleichwohl, Bürgerin Lisbeth, daß es seiner Zeit genug zu frohnen gab, und daß wir sehr froh gewesen wären, wenn wir so gute Schaufeln zu den Erdarbeiten gehabt hätten.“

Ich war drauf und dran, ihr etwas vom Betteln zu sagen, als sie mich wüthend unterbrach:

„Halt's Maul! pack dich!"

Und ihr Gemahl, der Serschant Marescot, schnitt mir das Wort ab und fand es ganz in der Ordnung, daß freie Männer sich nicht gleich Galeerensträflingen zum Karrenschieben erniedrigen lassen wollen. Das gibt halt immer die schlimmsten Aristokraten: ehemalige Bettler, die sich schämen zu arbeiten! Ich will übrigens nichts weiter über diesen Punkt sagen; jeder verständige Mensch wird sich das Uebrige dazu denken.

Am gleichen Abend kam ich mit meinem Bataillon von Kastel zurück; wir marschirten über die Brücke, ganz mit Koth überzogen, und ich dachte nicht mehr an den Streit von heute Morgen, als wir in der Nähe vom Hafendamm eine große Menge Truppen Oppenheim zu ausrücken sahen. Es waren drei Vogesen-Bataillone, die ehemaligen Durfort-Dragoner, jetzt das vierte Jäger-Regiment, einige Geschütze und hintendrein die Föderirten von der Sektion der Vier-Nationen. Sie gingen dem Rhein entlang.

Und als wir auf den Quai einbogen, kam eben meine Schwester mit ihrem Fuhrwerk mitten unter den Föderirten, welche lachten und schrieen:

„Fort, fort!"

Als mich Lisbeth in diesem Aufzug, mit Hacke und Schaufel auf der Achsel, vorüberkommen sah, sagte sie in spöttischem Ton:

„Siehst du wohl, dummer Kerl, daß man mit Schreien brav bekommt was man will. So lang ihr schaufelt, gehen wir mit Neuwinger zum Requiriren auf's rechte Ufer."

Im Begriff, ihr zu antworten, sah ich Marescot kommen, der ihr, ohne mich anzusehen, zurief:

„Der Wagen ist zu schwer beladen, die leeren Kisten müssen unterwegs alle herunter. Wir haben keinen übrigen Platz, man thut alles in's Stroh."

Ich merkte sofort, daß der Hallunke nur an's Plündern dachte. Lisbeth nahm den Gaul am Zügel, gab ihm die Peitsche und zog ihres Wegs, und ich ging nach unserer Kaserne in der Kapuzinerstraße, um mich zu trocknen und auszuruhen.

Am gleichen 23. Oktober 1792 abends ging Houchard mit seinen Montmorency-Dragonern über den Rhein nach Kastel und zog das rechte Mainufer hinauf bis Hochheim, während Neuwinger mit fünfzehnhundert Mann über die Oppenheimer Brücke ging, um das linke Ufer des Mains zu gewinnen und so Frankfurt von beiden Ufern zugleich zu überfallen; da Neuwinger einen Umweg machen mußte, traf Houchard zuerst ein, wie wir Tags darauf, am 24., erfuhren.

Ich habe nie begriffen, warum wir da hingingen, wenn's nicht geschah, um Kontributionen zu erheben, denn wir hatten auf dem rechten Rheinufer nichts zu thun. Wir waren nicht im Krieg mit dem deutschen Reich, sondern nur mit Preußen, Oesterreich und ihren Verbündeten; es war also gegen alle Gerechtigkeit, Leuten, die uns nichts zu Leid gethan, ein Lösegeld aufzuerlegen; es war überdieß sehr unklug, weil dieser Angriff den Reichstag zur Kriegserklärung gegen uns zwingen und uns ganz Deutschland auf den Leib hetzen konnte; aber die Plünderer lassen sich durch nichts aufhalten; der Gedanke, fremdes Gut zu erhaschen, verwirrt ihnen das Gehirn.

Wir erfuhren also, daß, als Houchard zuerst vor dem Bockenheimer Thor erschien, der erstaunte Magistrat eine Deputation zu ihm schickte, um sich zu erkundigen, was die Franzosen wollten, und daß jener zur Antwort gab: „Pro-

viant!“ Neuwinger aber, der inzwischen auf dem linken Ufer angekommen war, hatte seine Kanonen gegen das Sachsenhauser Thor aufführen und die Stadt zur Uebergabe auffordern lassen, worauf die reichen Bankiers, deren es dort eine Menge gibt, sich beeilten, ihm das Thor zu öffnen, um größeres Unglück zu verhüten. Unsere Truppen waren im Triumph eingezogen und Neuwinger und Houchard hatten sofort das Rathhaus besetzt, um im Namen des Generals Custine eine Zwangskontribution von zwei Millionen Gulden auf die Einwohner von Frankfurt, besonders auf die reichen, umzulegen.

Als wir das hörten, begriff jeder von uns, daß das nicht mehr der Krieg eines freien Volkes war, welches die Menschenrechte fordert und vertheidigt, sondern ein Despotenkrieg, um die Völker zu berauben und unserer Herrschaft zu unterwerfen; die ganze Nation begriff das. Von der Zeit an kam Custine trotz seiner Siege beim Wohlfahrtsausschuß von Paris ins schwarze Register! es hieß, er habe den Haß Deutschlands gegen uns erregt, er habe uns als Diebe hingestellt, und man hatte recht. Wenn ein General die Plünderer erschießen läßt, darf er nicht mit schlechtem Beispiel vorangehen. Custine hat das später auf seine Kosten erfahren.

Preußen und Hessen gingen um diese Zeit bei Koblenz über den Rhein und zogen das Lahnthal herauf, zehn bis zwölf Stunden links von Frankfurt; sie stellten sich bei Nassau, Dietz und Limburg sehr günstig auf; ihr Plan war, mit einem Mal auf den Main zuzumarschiren und unser Armeekorps in mehrere Stücke zu zerschneiden. Jedermann begriff das, denn es fehlte nicht an Karten von der ganzen Gegend, Offiziere und Soldaten sagten sich:

„So wollen sie's machen!“

Custine hatte den Major van Helden, einen Holländer,

zum Kommandanten von Frankfurt ernannt. Houchard und Neuwinger waren zurückgegangen und hatten eine Garnison von achtzehnhundert Mann dort gelassen; sie hatten aber das Geld für die Zwangs-Kontribution nicht mitgebracht, weil die Frankfurter Kaufleute eine Deputation von Notabeln an den Konvent gesandt hatten, um gegen die Plünderung ihrer Stadt Einsprache zu erheben.

Diese Notabeln waren vorstellig geworden, daß die Republik nicht mit dem deutschen Reich, sondern nur mit dem König von Böhmen und Ungarn, dem König von Preußen und dem Kurfürsten von Hessen im Krieg sei; daß Frankfurt als freie Reichsstadt mit unseren Angelegenheiten nichts zu schaffen habe, und daß wir Feinde genug und nicht nöthig hätten, uns auch noch den deutschen Reichstag auf den Hals zu laden, wegen einer elenden Summe Geldes, die man gegen alle Gerechtigkeit fordere.

Das war sehr einfach. Leider hatten damals nur sehr wenige Franzosen Kenntniß von diesen Dingen; man hatte uns in der Unwissenheit aufwachsen lassen, und wir kannten nicht einmal die Verhältnisse unserer Nachbarn; alle Deutschen: Preußen, Oesterreicher, Hessen, Bayern, Sachsen, Tiroler und Ungarn waren für uns nur Ein Volk! Der einzige Unterschied zwischen den Deutschen, den wir sahen, waren die blauen und die weißen Fräcke, die gelbe Fahne mit dem Doppeladler und die Fahne mit dem schwarzen Adler, die spitzigen Hüte und die himmelblauen Mützen. Wenn man an diese jammervolle Unwissenheit denkt, schauderts einem heute noch.

Mitte November 1792 passirten Houchard und Meunier eines Abends mit Kavallerie und einigen Freiwilligen-Bataillonen die Brücke nach Kastel. Es galt einem Angriff auf die Preußen in Limburg. Der Feind wurde überrascht und ge-

worfen; die Husaren der Freiheit holten sich Lorbeeren in diesem Kampf; sie brachten Gefangene und Kanonen ein.

Der Braunschweiger zog sich auf Montabour zurück. Meunier befestigte sich in Königstein mit vierhundert Mann, um den Feind mehr aus der Nähe zu beobachten, sonst hatte die ganze Affaire keine Folgen; es trat Kälte ein, und der Reif bedeckte die Gegend weit umher; die Preußen und die Hessen selber hatten eben in den Dörfern um Ems, Kirberg und weiterhin Standquartiere bezogen, man glaubte, es werde das letzte Treffen in diesem Jahre gewesen sein.

Wir hatten uns jedoch sehr verrechnet, denn um diese Zeit erfuhren wir von dem Einmarsch Dumouriez's in Belgien, von dem großen Sieg bei Jemappes, der Einnahme von Bergen, Tournay, Brüssel, Gent und Antwerpen und von der Eroberung der Niederlande bis an die Maas.

Unser Bataillon lag damals in einem großen Gebäude, einer rechten Lotterfalle, dem sogenannten Kapuzinerkloster; es hatte einen Hof, wo man zum Appell antrat, kleine, viereckige Stuben rings herum, alle ganz gleich, zwei große Schlafsääle, einen Speisesaal, eine prächtige Küche, verglaste Gänge und einen mit Schiefer gedeckten Glockenthurm. Das war alt, wie die Mainzer Gassen; wir lagen zu dritt und viert in den kleinen Stuben und blieben da bis zu dem großen Bombardement, wo das morsche Nest wie ein Strohwisch in Feuer aufging. Wenn die Trommel in den alten Gängen wiederhallte, so glaubte man, alles falle Einem über den Kopf zusammen, und heut noch freut mich's, wenn ich daran denke, wie wir in unsern großen Hüten und den blauen Uniformen mit rothen Aufschlägen in den alten Galerien auf- und abgingen und die Marseillaise und das Ça ira sangen, daß die Scheiben klirrten.

Abends, beim Nachhausekommen von der Schanzarbeit, versammelte man sich in der Küche; Holz war genug da, und man warf ganze Scheiter ins Feuer; die Flamme wirbelte hoch empor in dem großen, rußigen Kamin, um das wir im Kreis herumstanden, lachten, träumten oder erzählten, was jeder den Tag über erfahren hatte.

Da bekamen wir die neuesten Nachrichten, und da wurde auch der Bericht des National-Konvents vorgelesen. Der nächste beste Kamerad stieg auf eine Bank und rief:

„Hört!“

Dann fing er an zu lesen und machte die oder die Bemerkung zu jedem Artikel; die einen stimmten bei, die andern widersprachen, und schließlich schrie Alles durcheinander:

„Hört doch! So hört doch beim Teufel! Jeder kann denken, was er mag!“

Ihr müßt nämlich wissen, daß sich der Konvent, nachdem er die Republik proklamirt hatte, in drei Parteien theilte: die der Montagnards, die der Girondisten und die vom Marais.

Die Montagnards wollten die Eine und untheilbare Republik, gleiches Recht für Alle und die Zerstörung aller Ueberbleibsel des alten Regimes. Sie wollten vor allem die Gleichheit und stützten sich natürlich auf das Volk, dem es um diese noch viel mehr als um die Freiheit zu thun war, weil es Jahrhunderte lang unter der Ungleichheit, die vor 89 in Frankreich herrschte, so grausam zu leiden gehabt hatte, und weil schließlich die Gleichheit die Gerechtigkeit ist.

Die Girondisten — nämlich die Republikaner unter ihnen, denn in dieser Partei steckten viele Royalisten, welche nur die Kokarde verändert hatten und auf eine Gelegenheit paßten, die Republik zu verrathen — die ächten Girondisten stellten

die Freiheit über Alles. Sie vertraten die wohlhabende Bourgeoisie, den großen überseeischen Handel, die großen Fabrikanten, kurz, die reichen Leute aller Art, und wollten eine Republik, in der die besitzende Klasse das Heft in der Hand hätte. Und da sie das Pariser Volk genirte, welches die konstituirende und gesetzgebende Versammlung jedesmal voran getrieben hatte, wenn diese zurückweichen wollte, so gingen sie mit dem Gedanken um, den Konvent in die Provinz, sei's nach Bourges oder anderswohin, zu verlegen, um sich das Volk, welches die Montagnards unterstützte, vom Halse zu schaffen, und durch ihre Majoriät die ihnen genehme Regierung einsetzen zu lassen.

Die sogenannten Leute vom Marais, ihrer drei- bis vierhundert, nahmen die Mitte der Versammlung ein; das waren fast lauter gute Republikaner, allein die unzähligen Zeitungen der Gironde, welche die Provinz unaufhörlich gegen Paris hetzten, hatten ihnen die Pariser als Räuber und jeden Montagnard als einen Räuberhauptmann dargestellt. Auch muß man sagen, daß die Septembermorde sie erschreckt hatten; das war sehr natürlich! Diese Leute hatten also Angst, und obgleich sie den Girondisten nicht trauten, weil sie wußten, daß eine große Anzahl alter Royalisten darunter war, so stimmten sie doch mit ihnen aus Furcht vor der Bergpartei.

Natürlich war bei solchen Ansichten an eine Verständigung zwischen dem Berg und der Gironde nicht zu denken, um so weniger, als die Sache damals nicht so offen dalag, wie ich sie jetzt erzähle; die Pfiffigsten täuschten sich, und weil man einmal verrathen worden war, sah man überall Verräther. Auch ging der Streit jeden Tag von neuem an, bald über dieses bald über jenes Kapitel. Die Girondisten beschuldigten die Montagnards, daß sie die Septembermetzeleien veranlaßt,

daß sie's auf die Diktatur abgesehen und den Plan hätten, die Revolution durch Ausschreitungen der Nation zu entleiden und Philipp-Egalité auf den Thron zu setzen; die Montagnards beschuldigten die Girondisten, daß sie Frankreich in eine Menge kleiner Republiken theilen, den Bürgerkrieg entzünden, die Provinz gegen Paris hetzen und im Einverständniß mit den Royalisten die alte Monarchie wieder herstellen wollten! Kurz, wie es immer geht, wenn man sich von Mißtrauen und Zorn beherrschen läßt, man ging von beiden Seiten viel zu weit.

Drei Viertel dieser Anklagen hatten keinen Sinn und keinen Verstand, das weiß man jetzt, allein damals glaubte man daran, und wenn die Zeitungen sie im Land verbreiteten, so gab es furchtbaren Streit bis ins kleinste Dorf.

Wir in unserem Kapuzinernest schrieen manchmal für und wider derart alle zusammen, daß die alte Bude zitterte.

Was mir da auch noch einfällt, ist das Erstaunen von uns allen, Freiwilligen und Linientruppen, als die Nachrichten aus Belgien kamen.

Bis dahin waren wir die ersten Eroberer der Republik gewesen; wir hatten Speyer, Worms, Mainz, Frankfurt genommen, und wenn die Zeitungen mit Begeisterung von uns sprachen, wenn man uns die „Eroberer-Armee von Mainz" nannte, so fanden wir dies ganz in der Ordnung; nichts schien uns übertrieben. Als aber dieselben Zeitungen nur noch von Dumouriez, von Beurnonville und Valence, von Philipp-Egalité, von der berühmten Schlacht von Jemappes u. s. w., von den eroberten Kanonen und Fahnen zu reden anfingen, und von den Städten, die sich ergaben, so bitzelte uns das bis in die Fingerspitzen; wir wären gar zu gern über die Preußen hergefallen, um die erste Stelle wieder einzunehmen. Die

Alten des Bataillons sagten alle, man lasse uns verschimmeln; mehrere behaupteten, Dumouriez habe uns die Preußen und Hessen auf den Leib gehetzt, um seine belgischen Großthaten ausführen und die Ehre, der erste General der Nation zu sein, gewinnen zu können: das sei ein Aristokrat, ein richtiger Intrigant.

Ich meinestheils kann nur bezeugen, daß die Masse Preußen, die man hatte entwischen lassen, anstatt sie in der Champagne zu vernichten, damals wenige Stunden von uns entfernt lagen, und daß ihrer mehr als Fünfzigtausend in unserer Nähe, längs des Rheins, waren. Dumouriez hatte es gemacht wie alle Generale, die sich einen Theil der Feinde vom Hals schaffen, um mit dem andern fertig zu werden; er hatte uns die größte Last aufgeladen. So daß im Augenblick da die Besieger der Oesterreicher in Belgien anfingen auf ihren Lorbeeren auszuruhen, unser Feldzug gefährlicher wurde, und wir Gefahr liefen, nicht nur Frankfurt zu verlieren, sondern auch in Mainz selber belagert zu werden.

In der zweiten Hälfte des November wurden wir fast alle von Mainz weg und über den Rhein nach Kastel geschickt; es blieben nur drei- oder viertausend Mann für den Festungsdienst zurück und die ganze übrige Armee breitete sich dem Rhein und Main entlang aus. Wir lagen in der Gegend von Kostheim, Weilbach, Heidersheim, Höchst und Sachsenheim; das Hauptcorps war in Höchst. Das Montagnarden- mit dem zweiten und dritten Vogesen-Bataillon lag als Vorhut auf der Höhe von Bockenheim hinter einem großen Wald.

Wir sahen Frankfurt auf eine Entfernung von zwei Stunden zur Rechten unter uns liegen, mit seinen Gärten, seinen großen Pappel-Alleen, seinen weithin ausgebreiteten grünen und rothen Häuschen, den Wassergräben, Kirchen, den

großen Straßen und dem schiffbedeckten Main; und jenseits des Flusses die Wiederholung derselben prächtigen Gärten, Springbrunnen und Landhäuser. Welcher Reichthum steckt in einer solchen Stadt! wie alles geht, kommt, läuft und sich tummelt um Geld zu verdienen! welches Leben! Und sich sagen müssen, daß eine Hand voll Soldaten unter dem Kommando eines Plünderers die Arbeit so vieler fleißigen Menschen stören kann! Wie die Hornissen, die in einen Bienenkorb eindringen und alles verwüsten; aber Custine sah nicht weiter: es war ein General!

Wir, in diesem Rebland, lagerten auf der Höhe, und ich weiß noch, wie uns Hans Rath sagte, es wäre gescheidter, wir würden nach Frankfurt hinab ziehen um in der Stadt nach Belieben einzusacken.

Es hieß auch, die Preußen seien im Begriff uns anzugreifen, und damals sah ich große Abholzungen vornehmen, um unsere Stellung zu decken. Wir, in der Vorhut, hatten nicht nöthig, Axt und Schaufel zu nehmen; wir standen Schildwache, um die Armee zu benachrichtigen, sobald sich etwas zeigte, und uns in Erwartung der Verstärkungen zu vertheidigen; aber hinter uns in einer Länge von drei bis vier Stunden zwischen Höchst, Sassenheim und Sulzbach, sahen wir Aexte und Beile dem Tausend nach blinken, Wälder und Obstbäume niederstürzen, die gelben Erdhäufen sich erheben und von einer Höhe zur andern über Thäler und Schluchten hinziehen; wir sahen Wagen und Karren an den Böschungen auf- und niederfahren; Offiziere ihre Soldaten anfeuern; die kleinen Geschütze, mit fünf oder sechs Pferden bespannt, durch den tiefsten Koth die Verschanzungen erklimmen und in den kleinen viereckigen Erdaufwürfen Posto fassen; und trotz der Entfernung hörten wir den großen Lärm, den Tausende

von Arbeitern machen, ein fernes verworrenes, endloses Geräusch.

Das dauerte neun Tage so.

Wir machten es nicht wie die Preußen, die im Limburgischen im Quartier lagen und sich in ihren Dörfern von Houchard überrumpeln ließen; wir lagerten unter unsern Zelten. Wenn man im Feld steht, heißt's die Augen auf! wer sich's zu bequem macht, schläft ein. Da ist's besser frieren und immer hübsch munter bleiben.

So standen die Dinge, als am 29. November in der Früh, während wir die Suppe kochten, plötzlich rechts am Horizont auf allen Wegen und Stegen, die nach Frankfurt hineinführten, lange blaue Linien auftauchten. Diese Linien waren wohl noch drei Stunden weit von uns entfernt; aber sämmtliche alte Soldaten unseres Bataillons, die sich als Freiwillige wieder hatten anwerben lassen und sich auskannten, sagten:

„Das ist der Feind!“

Mehrere konnten sogar die Reiterei unterscheiden und erklärten uns mit deutender Hand diese Linien, welche aussahen, als rührten sie sich nicht von der Stelle, aber doch langsam vorwärts rückten. Gegen zwei Uhr sahen wir sie auf dem jenseitigen Bergabhang sich schon von Homburg bis Oberwesel ausdehnen. Aus dem Gewimmel der Bajonnette und dem Blitzen der Helme konnten wir gleichzeitig entnehmen, daß sie vierzig bis fünfzigtausend Mann stark waren, aber kein Mensch dachte, daß der König Friedrich Wilhelm und der Herzog von Braunschweig, die von Dumouriez' Gnaden aus dem Argonner Land entkommen waren, dort erschienen, um ihre Revanche zu nehmen; später haben wirs erfahren!

Custine war augenblicklich in Mainz; Houchard komman-

dirte das Lager in der Gegend von Höchst am Main; unser Kommandant Meunier war in Königstein; der älteste Hauptmann Jordy von Aberschweiler ließ Houchard sofort melden, was vorging. Ich sehe diesen noch mit dem Oberst vom Geniekorps, Guy-Vernon, und zwei oder drei jüngeren Offizieren vom Generalstab ansprengen; sie ritten im Galopp durch's Dorf bis an den Rand der Hochebene, Bergen gegenüber; dort befanden sich sämmtliche Alte vom ersten Bergbataillon und von den Bataillonen der Vogesen mit der Hälfte der Bockenheimer Bauern, die sich eben die Bewegungen des Feindes ansahen. Houchard, der Oberst und die Andern sahen erst schweigend hinüber, bis einer der jüngeren Offiziere bemerkte:

„Sie zieh'n sich auf Bergen zu."

Und Houchard antwortete:

„Ja, es sind Weißröcke; morgen geht's los."

Mit diesen Worten wandte er sich nach Jordy um und sagte:

„Lassen Sie alle Bewegungen des Feindes scharf beobachten, Kapitän, und mir stündlich Meldung machen."

Hierauf ritt er im gestreckten Galopp zurück, die Andern ihm nach, und selbigen ganzen Tag sahen wir nichts Neues; der Feind setzte seinen Marsch in der gleichen Richtung fort; die Weißröcke und die Blauröcke vereinigten sich auf einer langgestreckten Höhe oberhalb Frankfurt.

Tausende von Lagerfeuern in der Umgebung von Bergen erhellten in der Nacht den düstern Himmel; nichts rührte sich, die Preußen ruhten aus; aber unzählige Lichter blitzten in der Stadt, in den Gärten und am Main auf. Gegen drei Uhr Nachts war ich auf der Wacht und dachte beim Anblick dieser Unruhe in Frankfurt inmitten der tiefsten Stille, daß man sich auf die Deutschen nicht verlassen könne, daß sie gegen uns zusammenhalten und daß irgend etwas im Werk sei. Wir

waren Herren der Stadt, das ist richtig; wir hatten zweitausend Mann Besatzung drin liegen und natürlich waren die Posten verdoppelt; gleichwohl konnten zweitausend Mann die ausgedehnten alten Wälle nicht vertheidigen, besonders wenn Bürger und Volk es mit dem Feinde hielten. Unsere kleine Armee von fünfzehn- bis zwanzigtausend Mann konnte auch den fünfzigtausend keine Schlacht liefern; wir brauchten Verstärkung; diese und ähnliche Gedanken gingen mir damals durch den Kopf.

Gleichwohl rührte sich die Nacht über nichts, und erst Morgens zwischen neun und zehn Uhr fing die Sturmglocke in Frankfurt an zu läuten; Flintenschüsse fielen rechts und links in den Straßen; bald ertönte ein allgemeines Gewehrfeuer; alles war in Aufregung. Die Preußen waren darauf nicht gefaßt; während Volk und Besatzung sich schlugen, kamen sie anmarschirt, um die Thore zu stürmen. Wir wären unsern Kameraden gerne zu Hilfe geeilt, wir konnten aber unsere Posten nicht entblößen, ohne zu riskiren, abgeschnitten zu werden. Das Rottenfeuer in der Stadt dauerte fort; die Handwerker: Weber, Kupferschmiede, Schreiner, Schuster, Schneider, alle Gewerke, auf Antrieb der Patrizier, die ruhig zu Haus blieben, und Haufen Nassauer Bauern, meist Weingärtner, schlugen sich mit unsern Freiwilligen.

Gegen Mittag verkündeten mehrere Kanonenschüsse, daß die Preußen, die an dem Glacis angekommen waren, von dem Feuer der Festung empfangen wurden und daß sich der Major van Helden ernstlich vertheidigte. Allein was ist zu machen, wenn das Volk nichts mehr von einem will und sich in Masse erhebt? Und wie sollte man alle diese Gärten vertheidigen, mit Hütten und Häuschen, Zäunen und Hecken ganz übersät, die sich bis hart an die Wallgräben hinzogen und dem Feind

erlaubten, unbemerkt heranzukommen. Was können zweitausend Mann gegen hunderttausend ausrichten?

Später hätte man in solchem Fall den Platz in Brand gesteckt, um die Bürger zur Besinnung zu bringen, aber das war damals noch nicht Mode; man hatte noch etwas Menschlichkeitsgefühl; ganz Frankreich hatte über Jarry ein Geschrei erhoben, der sich erlaubt hatte, ein belgisches Dorf in Brand zu stecken.

Wie wir so von fern das traurige Schauspiel mit ansahen, ohne recht zu wissen, was vorging, das Gewehrfeuer, die Kanonade und Sturmglocke hörten, und vor Zorn knirschten, an unsrer Stellung festgenagelt zu sein — da plötzlich, gegen zwei Uhr, kam eine Kolonne von sieben- bis achttausend Preußen von Bergen herab, Gewehr über, im Schnellschritt auf uns zu. Sie marschirten in Angriffs-Kolonnen von je einem halben Bataillon. Der Kapitän Jordy und die Führer des zweiten und dritten Vogesen-Bataillons stellten uns sofort drei Mann hoch, mit sechs Fuß Abstand, und zu unsrer Deckung etwas rückwärts vom Hügelabhang auf, unsre sechs Stück Geschütze dazwischen. So erwarteten wir sie, Gewehr bei Fuß, nachdem wir geladen hatten. Der Feind kam in guter Ordnung heran, seine Fahnen mit dem schwarzen Adler in der Mitte jeder Abtheilung, und wie sie auf der Thalsohle anlangten, kam ein Offizier vom Generalstab im Galopp daher mit dem Befehl, unsere Stellung aufzugeben.

Begreiflicherweise waren wir hoch darüber entrüstet, vor den Preußen die Flucht ergreifen zu sollen; aber der Befehl war klar, und ohne viel Zeit zu verlieren, zogen wir uns in Rotten auf Höchst zurück und nahmen unsere armen Geschütze mit, die nicht einen einzigen Schuß hatten thun dürfen.

Kurz, wir waren auf dem Rückzug und sahen, schon

außerhalb des Dorfes, wie sich eine preußische Kolonne zwischen unsre Stellung und Frankfurt hereinzog, um der Garnison den Rückzug auf der Landstraße nach Griesheim, dem Main entlang, abzuschneiden, als ein zweiter Generalstabsoffizier uns auf der halben Höhe mit dem Befehl entgegenkam, Bockenheim wieder zu nehmen, wo die Preußen eben eingerückt waren und sich anschickten, von hinten auf uns zu feuern. Trotz allem wurde der Befehl zur Umkehr freudig begrüßt, um so mehr, als gleichzeitig zwei Bataillone Grenadiere zur Unterstützung unsres Angriffs eintrafen.

Wir gingen also zurück, und die Preußen waren so erstaunt, uns unter dem wilden Geschrei: „Es lebe die Republik!“ mit dem Bajonnett auf sich einstürmen zu sehen, daß sie sich bis zum Fuß des Hügels zurückwerfen ließen, und wir ihrer drei- bis vierhundert im Dorf niedermachten. Gleichzeitig kamen die Grenadiere mit zwei Geschützen, die man am Rand der Hochebene aufpflanzte und uns dahinter zur Deckung, so daß die preußische Kolonne, welche sich zwischen Bockenheim und Frankfurt hereingezogen hatte, und unsrerseits nichts mehr befürchten zu müssen glaubte, ganz schrecklich zusammenkartätscht wurde und sich, mit Hinterlassung einer Menge von Todten und Verwundeten, den ganzen Weg entlang in wilder Unordnung durch die Gärten zurückzog.

In diesem Augenblick kam Neuwinger mit neuntausend Mann der Besatzung in Frankfurt zur Hülfe; er stellte sich herwärts vom Glacis auf, so daß die Preußen zwischen zwei Feuer kamen. Das ist ein deutlicher Beweis, daß der Krieg ein reines Glücksspiel ist; der erste Befehl zur Räumung des Dorfs kam von Houchard, und Custine, der im Galopp von Mainz kam, hatte sofort befohlen, es wieder zu nehmen. Wären wir stehen geblieben, so hätten die Preußen sich nicht

zwischen unsere Stellung und Frankfurt hereingewagt und uns nicht im Rücken gelassen, um sie niederzukartätschen. Das ist sehr begreiflich; sie verloren da zwölf- bis fünfzehnhundert Mann durch einen unglücklichen Zufall.

Leider kam auch Neuwinger zu spät, um die Besatzung zu retten; das Volk von Frankfurt hatte dem Feind die Thore geöffnet; zwei Bataillone, von Handwerkern, Bauern, Preußen und Oesterreichern umringt, hatten die Waffen gestreckt, und nur die beiden andern hatten sich unter Führung des Majors van Helden nach dem Glacis durchschlagen können. Diese beiden Bataillone, mit Neuwinger vereinigt, traten dem Main entlang den Rückzug an, und die sämmtlichen Posten auf den benachbarten Höhen zogen sich einander nach auf das Hauptkorps zurück.

Houchard selber kam mit einer Schwadron Husaren, um uns zurückzuführen. Das war ein tapferer Soldat, nur wußte er nicht immer, was er that; er mußte die Sachen vor Augen haben, um Befehle ertheilen zu können; was er nicht sah, daran dachte er nicht mehr, oder vielmehr zu spät; das war der Grund, warum er viel Pech hatte.

Nachdem wir uns auf dem Rückzug und die Preußen sich in Frankfurt befanden, mußten wir, da unsere Verhaue und Gräben längs des Mains umgangen waren, dieselben eiligst verlassen.

Gegen fünf Uhr abends faßte man zwischen Sassenheim und Sulzbach wieder Posto. Die Preußen folgten uns, die Nachhut plänkelte. Man pflanzte acht Stücke Geschütze herwärts vom Dorf Rödelheim auf, und der Feind, der sich einbildete, uns bis Mainz zurückwerfen zu können, wurde bei seiner Ankunft dort mit einigen Kartätschensalven empfangen, daß ihm die Lust verging, uns so hart auf den Leib zu rücken.

Wir blieben die ganze Nacht in dieser Stellung, um die Schlacht anzunehmen. Custine, Biron, Beauharnais, Houchard waren beisammen und hielten bis zum Morgen Kriegsrath in einem großen dreifarbigen Zelt, wo man Feuer angezündet hatte. Als sich jedoch die Preußen andern Tags nicht zeigten, kehrten wir ruhig nach Mainz zurück.

Bei den zwei aus Frankfurt entkommenen Bataillonen befanden sich Marescot und meine Schwester Lisbeth; sie hatten ihren Gaul, ihren Karren und ihre ganze Beute verloren und waren noch recht froh, bei dem Drunter und Drüber mit heiler Haut davongekommen zu sein.

Custine, der allen Ruhm eines Treffens für sich in Anspruch nahm, wenn es gut ablief, und alle Fehler auf den Rücken Anderer ablud, wenn es schief ging, stellte den Major van Helden vor's Kriegsgericht, und dieser tapfere Mann, der sich vertheidigt hatte, wie ein Löwe, wurde kassirt.

So endigte unsere Eroberung von Frankfurt und jetzt kommt's anders.

VII.

Am Tag nach unserer Zurückkunft nach Mainz fiel der erste Schnee; die beiden Flußufer, die große Schiffbrücke, die Wälle und Dächer der alten Stadt, Alles war weiß, so weit man sah; Bataillone, Schwadronen und Artillerie zogen still in die Stadt ein und suchten ihre Quartiere wieder auf. Einige Regimenter blieben jedoch auf dem jenseitigen Ufer in Kostheim und Umgegend. Meunier und seine vierhundert Mann, fünf bis sechs Stunden weit von uns weg, wurden von den Preußen in Königstein belagert. Das Jahr 1792 schloß schlimm für uns.

Jetzt hieß es wieder, bei einer furchtbaren Kälte an den Festungswerken arbeiten. Wenn die Adeligen unsere Arbeit hätten thun müssen, wären sie alle zu Grund gegangen, wir aber waren Bauern, Schiffer, Handwerker, Holzhauer, arbeitgehärtete Leute, die sich vor Schwielen an den Händen und Winterbeulen an den Füßen nicht fürchteten.

Anfangs Januar schickte der Konvent die Repräsentanten Reubel, Haußmaan und Merlin von Thionville, um unseren Muth anzufeuern; sie standen immer mitten unter uns auf den Erdhaufen, mit ihren großen aufgekrämpten Hüten, ihren Schärpen und Schleppsäbeln, und riefen uns zu:

„Muth, Bürger, es geht schon!"

Und trotzdem uns vor Kälte die Thränen über die Backen liefen, antworteten wir:

„Es lebe die Republik!"

Die Deutschen haben sichs immer gern bequem gemacht; ich erinnere mich, wie eines Tags unsere drei Repräsentanten den großen Schnee benützten, um ihnen mit acht Bataillonen Freiwillige einen Besuch in Hochheim abzustatten. Gegen Abend rollte der Kanonendonner drüben auf der Anhöhe; die Preußen waren in ihren Quartieren überrascht worden, und im Lauf der Nacht brachte man lange Züge von Gefangenen ein. Aber andern Tags, während das Wetter noch immer gleich schlecht war, umzingelten die Preußen in großer Anzahl Hochheim, und unsere drei Repräsentanten mit ihren acht Bataillonen wären ums Haar gefangen genommen worden.

Sie mußten sich um jeden Preis durchschlagen, und wir verloren dabei mehrere Kanonen und einige hundert Mann.

So brachte man den Winter zu. Man trocknete sich abends, las den Konventsbericht dazu und sprach von den endlosen Kämpfen zwischen dem Berg und der Gironde. Um

jene Zeit handelte es sich um ein geheimes Versteck voller Papiere, welches man in dem Tuilerienschloß entdeckt hatte; die Zeitungen nannten das „den eisernen Schrank.“ Ein Schlosser, Namens Gamin, hatte Ludwig XVI. diesen Schrank machen helfen, denn der König gab sich in seinen müßigen Stunden mit Schlosserarbeit ab. Dieser Mann wurde krank und da er Verdacht hatte, der König habe ihn vergiftet, damit er das Geheimniß nicht verrathen könne, so hatte er nichts Eiligeres zu thun, als dasselbe aus Rachsucht, bevor er starb, dem Minister Roland zu verrathen. Das machte damals viel von sich reden.

Meine Schwester und Marescot besuchte ich öfter in ihrer Ignatiuskirche, und mußte mich in dem alten Gebäude immer wieder über die aufgeregten Pariser wundern, denn diese neugierigen, leidenschaftlichen Bursche waren bei Ankunft der Berichte immer ganz außer sich; sie kletterten auf die Tische und hielten Reden, ihrer drei und vier zugleich, stellten Anträge und beschlossen Petitionen gegen Roland; sie beschuldigen diesen Minister, er habe alle Papiere des eisernen Schranks, welche die Girondisten hätten compromittiren können, verbrannt. Manchmal, wenn ihnen die Nachrichten besonders gefielen, fingen sie an, die Carmagnole zu tanzen. Oft war die ganze Stadt, Handwerker, Bürger und Freiwillige im gleichen Zustande der Ueberspannung.

Wie etwas Außerordentliches ist mir noch die Aufregung der Leute in Erinnerung, als man erfuhr, daß der ehemalige König Ludwig XVI. abgeurtheilt werden sollte. Seit längerer Zeit petitionirte man von allen Seiten darum, daß man ihm den Prozeß mache, aber jetzt hätte man glauben können, es sei gar nie die Rede davon gewesen, ihn vor Gericht zu stellen. Ich habe im Lauf der Zeiten manch andern Prozeß erlebt;

Prozesse von Räubern und Giftmischern, den vom Schinderhannes, den des Fualdes, den des Doktors Castaing; die Neugier der Leute bei derartigen abscheulichen Fällen ist erstaunlich; man will alles wissen: das Aussehen der Schurken, ihr Leben, die Fragen und Antworten; man kann die Zeitungen kaum erwarten, und nie wird das Leben eines ehrlichen Mannes, sein biederes Wort und sein biederes Wesen einen auch nur zum vierten Theil so großen Eindruck hervorbringen.

Aber all diese Neugier war nichts im Vergleich zu der, welche die Leute bei dem Prozeß des ehemaligen Königs von Frankreich, den man Louis Capet hieß, an den Tag legten. In den Brauereien, in den Kneipen, in den Wachtstuben, in der Kaserne, überall sprach man nur davon. Die einen sagten, man solle ihn ohne Urtheil erschießen, als Feind der Republik und des Menschengeschlechts; die andern, man solle ihn einfach verbannen sammt seiner Familie; wieder andere, er verdiene die Guillotine, wegen Vaterlandsverrath, und das gab natürlich heftigen Streit. In ganz Frankreich und in der ganzen Armee gab es Girondisten, Montagnards und Leute vom Marais, und zu allem hin noch Verwandte der Emigrirten und der eidweigernden Priester; die Chauvels hatten noch nicht die Oberhand gewonnen, man denke sich also den Durcheinander.

Am fürchterlichsten tobte der Streit im Konvent. Nachdem die Girondisten allem aufgeboten hatten, um diesen Prozeß niederzuschlagen, und jetzt sehen mußten, daß sie ihn nicht verhindern konnten, erfanden sie jeden Tag etwas Neues, um ihn zu verzögern und aufzuhalten. Heute sagten sie, der König sei kraft der Verfassung von 91 unverletzlich. Man antwortete, er habe diese Verfassung gebrochen. Morgen schrien sie, es sei abscheulich, der Konvent sei kein Tribunal; und dann, als

sie auch in diesem Punkt geschlagen waren, verlangten sie den Appell ans Volk und versuchten, der Nation Angst einzujagen mit der Behauptung, der Tod Ludwigs wäre das Zeichen zu einer Koalition aller Monarchen gegen Frankreich u. s. w. Was weiß ich alles! Es hörte gar nicht auf. Manchmal sprangen sie dem Hundert nach von ihren Bänken auf wie wüthend, um über die Montagnards herzufallen, und ohne die ruhigeren Mitglieder vom Marais hätte es ein Blutbad abgesetzt.

Dieser König hatte aber eben doch die Nation verrathen; die Dokumente, die sich im eisernen Schrank vorfanden, bewiesen es klar: er hatte die Hälfte seiner Civilliste auf Bestechung von Abgeordneten und zur Bezahlung von Koblenzer Emigrirten verwendet; er hatte die Preußen und die Oesterreicher nach Frankreich hereingerufen, damit sie ihn wieder einsetzen, ihn, seinen Adel und seine Geistlichkeit, in die alten Vorrechte, und uns in unsere alte Knechtschaft. Hätte sich ein armer Teufel nur den vierten Theil dieser Verbrechen zu Schulden kommen lassen, sein Prozeß hätte nicht zehn Minuten gedauert; aber so war's ein König, und um ihn zu vertheidigen, ließen's die Girondisten auf den Bürgerkrieg ankommen, indem sie den Vorschlag machten, das Urtheil über Ludwig XVI. den Urwählerversammlungen anheimzustellen, d. h. im ganzen Lande dieselben Leidenschaften zu entfachen und dasselbe Aergerniß zu geben, wie im Konvent.

Inzwischen wuchs die Hungersnoth; das Brod schlug von Tag zu Tag auf; die Handwerksleute wurden mit Assignaten bezahlt, die nicht mehr den vierten Theil ihres Nennwerths galten; die Kaufleute wollten diese Assignaten nicht mehr in Zahlung annehmen; man mußte stundenlang vor den Thüren der Bäcker warten, bis man ein Pfund Brot bekam; und das Volk

— dessen Väter, Brüder, Söhne in Deutschland und Belgien kämpften, weil die Girondisten den Krieg hatten erklären lassen — starb Hungers. Es flehte den Konvent um Rettung an, um Fixirung des Preises der unentbehrlichsten Lebensmittel; aber die Girondisten hörten das Flehen des elenden Volkes nicht, sie hatten nur Mitleid mit Ludwig XVI.

Das ging Ende Dezember und Anfangs Januar vor sich.

Vierzehn Tage vorher hatte es geheißen, Beurnonville, der Nachfolger Kellermanns bei der Moselarmee, solle zu uns stoßen, um gemeinschaftlich den Feind zu unterdrücken; allein er hatte nicht über Saarbrücken hinauskommen können, weil sich die Preußen sofort mit Macht auf Pelligen und Bibelsen geworfen hatten, um die Engpässe zu vertheidigen. Das vierte Moselbataillon und die Frei-Kompagnie von St. Moritz hatten sich in diesem Treffen hervorgethan; auch sprach man viel von der ausgezeichneten Haltung des Bataillons Popincourt und des sechsundneunzigsten Infanterie-Regiments. Seit diesem Treffen blieben die Toskana-Dragoner und die österreichischen Grevenmakers Meister zwischen Saar und Rhein; die Preußen hatten in Bacherach und an einigen andern Orten Schiffbrücken errichtet, und unsre Husaren, welche die Zufuhren von Landau, Weißenburg und anderswoher begleiteten, wurden manchmal mit feindlichen Abtheilungen handgemein.

Ich hatte an Margreth geschrieben und ihr von unsrem Leben in Regen, Koth und Schnee eine Beschreibung gemacht; als aber keine Antwort kam, dachte ich, die Briefpost werde irgend wo in einen Hinterhalt gefallen sein; denn man hörte alle Augenblicke von dergleichen Ueberfällen, und diejenigen, welche nur noch an den Prozeß Ludwigs XVI. dachten, erhielten ihre Zeitungen nicht mehr regelmäßig. So erklärte ich mir die Sache, bis ich eines Morgens, vom Wachdienst

zurückkommend, auf der Treppe der Kaserne einen Mann in einer Blouse stehen sah, und der alte Sôme mir von oben herunter rief:

„He! Michel, da ist Jemand, der nach dir fragt!"

Wie ich hinsehe, ist's der Quentin Murot, der Bote von Pfalzburg nach Saargemünd, der zu meiner Zeit am deutschen Thor wohnte. Die Freude kann man sich nicht vorstellen, die ich hatte, in diesem Augenblick einen Landsmann zu sehen; ich hätte ihn nur nach Herzenslust umarmen mögen und rief:

„Was, Ihr seid da, Vater Murot? Mein Gott, kommt Ihr denn von daheim?"

„Wird wohl so sein, meiner Treu! da ich was für dich bei mir habe. Aber ich hab's noch in der Sonne, wo ich einstellte. Ich konnte den Korb nicht mit in der Stadt herum schleppen, ohne zu wissen, wo du steckst."

„Habt Ihr Margreth gesehen?" fragte ich.

„Ja, grad vor acht Tagen hab ich sie in ihrem Laden gesehen, sie und deinen kleinen Bruder, den Stephan; sie hat mich so arg gebeten, daß ich nicht umhin konnte, den Korb aufzuladen. Wart, sagte er, indem er mit der Hand unter die Bluse fuhr, ich hab auch einen Brief."

Und damit zog er aus seiner großen Botenbrieftasche einen Brief von Margreth, den ich sofort an der Handschrift erkannte. Mein Herz schwamm in Freuden. Die Kameraden ringsum schauten mich an. Ich wollte den Brief für mich allein lesen, bezwang also meine Ungeduld, steckte ihn in die Tasche und sagte:

„Schon gut! schon gut, Vater Murot, gehen wir den Korb holen!"

Wir gingen zusammen fort, und auf dem ganzen Weg fragte ich beharrlich nur nach Margreth, Meister Hans, meinem

Vater, nach dem und jenem, kam aber immer wieder darauf zurück, ob Margreth wohl sei, ob sie gut aussehe, ob sie immer lustig und wie der Vater mit seiner Gesundheit daran sei? Murot hatte kaum Zeit mir zu antworten; wir mußten uns durch das Menschengewühl in den engen Gäßchen förmlich durchdrängen, ich sah aber nur ihn. So oft er mir zur Antwort gab: „Ja doch, es ist alles wohl; Margreth ist frisch und munter und Meister Hans auch, der hat immer noch seinen dicken Bauch und seinen Husarenschnauz!“ rief ich: „So! so! das ist recht!“ Ich glaubte Heimatluft zu athmen, und wenn ich den alten Murot ansah, fand ich ihn, trotz der großen Warze an seiner Nase und trotz seiner Spinnenfüßchen und gelben Augenwimpern, vor lauter Rührung ganz schön.

Als wir in ein altes Gäßchen kamen, in welchem der Sage nach der Erfinder der Buchdruckerkunst geboren sein soll, war ich übrigens gleichwohl verwundert, eine Menge Leute in Bluse, Zipfelmütze, Dreispitz und rother Weste zwischen einer förmlichen Wagenburg herumlaufen zu sehen; sie schrien und riefen sich alle bei ihren Ortsnamen, Namen aus unserer Gegend, von Zabern, Vierwinden, Mittelbronn u. s. w.

„Es scheint,“ sagte ich zu Murot, „Ihr seid nicht allein nach Mainz gekommen?“

„Nein,“ sagte er, „wir sind unserer mehr als hundertfünfzig; man hat uns requirirt um Pulver, Kanonen und Kugeln hieherzuführen. Mein Bub, der Baptist, versieht jetzt den Botendienst; ich bin für ihn eingetreten. Es scheint, daß man euch hier einschließt.“

„Und hat man euch nicht angegriffen?“ fragte ich dagegen.

Da fing er an zu lachen und erzählte:

„Die Nationalgarde von Pfalzburg hat uns bis nach Rohrbach das Geleite gegeben, und von dort haben wir zwei=

hundert Nationaldragoner von St. Avold als Eskorte mitbekommen. In den ersten drei Tagen ging alles gut, aber zwischen Landau und Frankenthal haben wir am vierten Tag Nachmittags eine große Hetz gehabt. Wir fuhren in langer Reihe unseres Wegs, ohne an etwas Böses zu denken, unsere Dragoner rechts und links vom Zug; da kamen ihrer zehn, die voraus ritten, zurück und meldeten, daß eine Anzahl Rothmäntel gegen uns anrücke; und wie es eben hieß: „Halt! halt!“ kamen sie schon von der Anhöhe gegenüber herab, mit ihren großen Lanzen und ihren Pelzmützen.“

„Und Ihr habt Euch nicht gefürchtet, Vater Murot?“

„Gefürchtet? Geh Michel! du willst dich über mich lustig machen. Unsere Dragoner gingen ihnen entgegen und da, unten im Grund, wurden sie handgemein. Wir sahen von der Straße aus zu. Plötzlich aber kamen ein Dutzend dieser Hallunken, die das Thal umgingen, während die Andern sich schlugen, im gestreckten Galopp angeritten und riefen uns in ihrem schlechten Deutsch zu, mit den Wägen umzukehren. Ich war der fünfte oder sechste in der Reihe, die vordern hatten sich davon gemacht und einer der Rothmäntel, ein großer schwarzer Kerl, rannte wie wüthend auf mich ein, hielt mir eine Pistole unter die Nase und befahl mir auszuspannen.

„Ich aber drücke seinen Arm zur Seite und ziehe ihm mit dem dicken Ende meines Peitschenstiels ein derartiges über's Ohr, daß die Hälfte seines Backenbarts am Griff hängen bleibt und ihm seine Fangzähne zum Maul herausfahren; Hören und Sehen verging ihm so gründlich, daß er die Zügel fallen ließ und die Steigbügel verlor. Da kamen jedoch zwei andere, die das von Weitem mit angesehen hatten, schon angeritten, um mich mit ihren Spießen zu durchbohren, und ich hatte kaum Zeit, auf die andere Seite hinter die Wägen zu schlüpfen.

Der lange Macri von Dreihausen hat für mich herhalten müssen; denn einer der Rothmäntel hat ihm seine Lanze derart zwischen die Rippen gesteckt, daß er zu Boden stürzte, und der Nicolaus Finck, der ihm zur Hülfe kam, hat zwei feste Schmarren über Nase und Backen bekommen. Mir hat's nichts gethan, denn die Dragoner kamen uns zu Hilfe, und die Banditen nahmen Reißaus, wobei sie unten im Grunde fünfzehn Todte zurückließen, so daß wir sogar Vorspann bekamen, um unsern Weg fortzusetzen."

Als der alte Murot mit seiner Geschichte zu Ende war, die ihm was zu lachen gab, fragte ich ihn:

„Spricht man daheim auch vom Prozeß Ludwig's XVI. — und was?"

„Vom Prozeß Capet?" meinte er, „ja! die Weiber sprechen viel davon; die meinige hat Wachskerzen für ihn anzünden wollen, ich hab ihr aber dafür gethan! Der Eidweigerer von Heinrichsdorf predigt, es werde eine Legion Engel vom Himmel herabsteigen, um den König zu schützen; und jedesmal, wenn unsere Gensdarmen kommen, um den Hallunken zu packen, benachrichtigt ihn Einer, der auf dem Kirchthurm Wache steht, und er geht durch; man wird ihm die Bude noch anzünden müssen. Ich hab deine Mutter erst vorigen Sonntag auf dem Weg nach Heinrichsdorf begegnet; sie ist ganz weiß geworden aus Wuth und aus Kummer um Marie-Antoinette, die sich über sie und ihresgleichen gehörig lustig macht."

„Siehst du, Michel, das sind lauter Possen. Wir Bauern in der Umgebung der Stadt wollen von Niemand was wissen, als vom Bürger Cambon, der die Ländereien der Emigrirten in kleine Stücke vertheilen läßt, damit Jeder sein Theil kaufen kann, und der sie dann auf Borg an uns verkauft! So ist's recht! vor dem hab ich Respekt. Die Aristokraten sollen kommen

und unsere Felder zurückfordern, wenn wir sie bezahlt haben; sie sollen's nur probiren und sie uns wieder nehmen, da fallen die französischen Bauern zu Tausenden und Hunderttausenden über sie her, daß keiner dieser Faulenzer übrig bleibt! Gott im Himmel! wenn ich das vorher gewußt hätte, wie viel Buteillen und Schoppen hätt' ich in all den Kneipen und Krügen seit siebenunddreißig Jahren ersparen und jetzt in Wiesen, Waldungen und guten Aeckern anlegen können. Nun, 's ist jetzt schon so, man muß sich's aus dem Kopf schlagen, aber unsere Kinder sollen sich ein Beispiel daran nehmen; was man trinkt und ißt, ist verloren für immer.

„Was den Capet betrifft, so ist mir's einerlei, ob man ihm den Kopf abschlägt oder ihn mit zwei Gensdarmen außer Lands bringt, wenn mir nur meine Frau das sauer verdiente Geld nicht stiehlt, um Messen für ihn lesen zu lassen! Aber ich paff' auf, sei ruhig, und die andern auch. Seit viel hundert Jahren haben die Aristokraten alles Land inne gehabt, und wir unglücklichen Bauern mußten mit dem Himmelreich vorlieb nehmen; jetzt ist die Reih an uns!"

Eben traten wir in die Einfahrt des Wirthshauses und der brave Mann sagte:

„Da wären wir, Michel, wart, ich muß unter die Blahe schlupfen, dein Korb ist ganz hinten."

Er kletterte in seinen großen Wagen, und zwei Minuten drauf bot er mir einen Korb heraus mit den Worten:

„Das ist dein Sach."

Es war ein von meinem Vater geflochtener Korb, ganz wie der, den ich zwei Jahre zuvor nach Paris, Rue du Bouloi Nr. 11, gesandt hatte, nur kleiner. Als ich ihn so hielt und an die gute, schon so ferne Zeit dachte, versetzte mir's ganz den Athem.

„Was ist meine Schuldigkeit, Vater Murot?“ fragte ich mit halb erstickter Stimme.

„Ah! bah! das kostet nichts, Michel! eine Flasche Wein, wenn dir's recht ist.“

Wir gingen in die Wirthsstube und ich ließ eine Flasche Wein bringen. Die große Stube war gesteckt voll. Ich sah den langen Nicolaus Finck beim Ofen sitzen, mit einer breiten blutigen Binde über's Gesicht und den Filzhut drüber; er sah aus, als wäre er aus Langweile eingeschlafen.

Ich setzte mich in eine Ecke bei der Thüre, Murot gegenüber, und fing an Margreth's Brief zu lesen.

Ach! Jedermann hat das Glück gehabt, einmal in seinem Leben geliebt zu werden; aber geliebt zu werden von einer gescheidten Person, die nicht bloß meint, es sei damit gethan, wenn sie immer wieder sagt, daß sie uns liebt, sondern auch für unsere Bedürfnisse sorgt, die uns Muth zuspricht, guten Rath gibt und nichts vergißt, was uns Vergnügen machen kann, das sind so Sachen, an die man noch im Achtzigsten denkt und die einen gewissermaßen stolz machen, daß man diese Liebe gewonnen hat; denn das ist noch seltener als das große Loos in der Lotterie.

Margreth schickte mir in ihrem Korb zwei gute neue Hemden, wollene Strümpfe, um die Füße warm zu halten, und hatte sogar Filzsohlen darunter genäht, die gut sind gegen die Feuchtigkeit. Sie schickte mir ferner ein wollenes Leibchen, starke, nägelbeschlagene Schuhe, kurz, was sich einer nur wünschen mag, der den ganzen Tag im Dreck stehen muß und froh ist, sich schnell wieder wärmen zu können, wenn's Feierabend ist. — Es gehört Herz und Verstand dazu, so an alles zu denken! — Auch sonst fehlte es an nichts, z. B. ein gutes schweinenes Büglein, ein Viertel geräucherter Speck und eine Flasche Kirschen=

geist. Ich war voller Bewunderung und gelobte mir natürlich, mich für eine Frau von so viel Geist und Gemüth zu erhalten; ja das nahm ich mir fest vor, natürlich unbeschadet meiner Pflicht gegen Freiheit und Vaterland. Doch genug davon, jeder versteht mich.

In dem Brief Margrethens war einer von Chauvel eingeschlossen, den ich zu meinem Leidwesen verloren habe, denn er erklärte vieles und wies klar auf das hin, was uns später begegnete. Er war an Meister Hans in den Baracken am Wald adressirt und trug, wenn ich recht weiß, das Datum vom 1. Dezember 1792.

Chauvel theilte in diesem Brief viele Einzelheiten über die Führer der Bergpartei und namentlich über Danton mit, den er über alle andern stellte, was Muth, natürliche Beredsamkeit, Verstand und gutes Herz betrifft. Er sagte, daß dieser brave Mann nach jeder Schlacht im Convent immer der erste sei, den Girondisten die Hand zur Versöhnung zu reichen und sie zu beschwören, im Namen des Vaterlandes ihren Haß zu vergessen und sich zum Besten der Republik mit dem Berg zu vereinigen; daß sich jedoch die Girondistenpartei, in der sich sehr große Redner befänden, von der Madame Roland, einer ehrgeizigen Frau, leiten lasse, welche den Danton nicht leiden könne.

Er sagte, daß es, wenn sich die Girondisten beharrlich allen zur Rettung des Vaterlands nothwendigen Maßregeln widersetzten, früher oder später zum Klappen kommen müsse; daß dieser Kampf großes Unglück zur Folge haben werde, weil eine gewisse Anzahl südlicher Departements ihre Abgeordneten unterstützten; daß die eidweigernden Priester und die Adeligen in der Vendée sicher die Gelegenheit benützen werden, um den Bürgerkrieg anzufangen, und daß uns

die Gefahr der Republik zur Ergreifung furchtbarer Mittel zwingen werde.

Darüber war Chauvel sehr betrübt, und obgleich zum Aeußersten entschlossen, empörte es ihn doch, daß sich Männer wie Vergniaud durch eine Art Girondistischer Marie=Antoinette leiten ließen. Zum Schluß sagte er, daß man jetzt den Prozeß des Königs auf's Tapet bringen wolle, um die Girondisten zu zwingen, Farbe zu bekennen und vielleicht sich zu theilen; dann werde man sehen, je nachdem sie die Verurtheilung gutheißen oder bekämpfen, ob die Herren Royalisten oder Republikaner seien.

Er hatte ganz recht; vom ersten Tag des Prozesses an sah man ihre geheimsten Gedanken; kein vernünftiger Mensch konnte sich mehr darüber täuschen.

Kurz die beiden Briefe machten mir das größte Vergnügen. Nachdem ich die Flasche Wein bezahlt und Murot auf's Strengste aufgegeben hatte, Margreth in meinem Namen auf beide Backen zu küssen und ebenso meinen Vater und den kleinen Stephan, ging ich mit meinem großen Korb auf der Schulter ganz vergnügt nach unserer Kaserne in der Kapuziner=Straße zurück.

Am andern Tag, 22. Januar, erfuhr man durch Expressen die Verurtheilung des Königs und zwei oder drei Tage später seine Hinrichtung, trotz der Girondisten, welche bis zum letzten Augenblick den Aufschub verlangt hatten. Gleichwohl hatten sie beinahe alle für den Tod gestimmt. Diese Nachricht erregte die größte Begeisterung in der Armee.

Man empfand große Befriedigung darüber, daß am End aller Ende die Gerechtigkeit für alle gleich wurde, und daß auch ein König seinen Eid nicht mehr verletzen und das Vaterland verrathen durfte, ohne Gefahr zu laufen. Zugleich sah man aber auch ein, daß die Könige Europa's schrecklich bös auf uns sein mußten, wegen des schlechten Beispiels, das wir

ihren Völkern gaben; daß diese Leute, gewöhnt, die Menschen für Dummköpfe und sich selber für Götter zu halten, uns nie diese Behandlung von ihresgleichen verzeihen werden, man sah ein, daß es zwischen ihnen und der Republik zum Krieg auf Leben und Tod kommen, und daß man sie niederwerfen mußte.

Trotzdem war ganz Frankreich in freudiger Aufregung, und im Lauf der nächsten vierzehn Tage kamen eine Menge Adressen mit Millionen Unterschriften an den Konvent, um ihm zu danken für das, was er gethan hatte.

VIII.

Im Lauf des Februar trafen ununterbrochen Zufuhren von Korn, Stroh, Kanonen, Pulver und Kugeln ein; die auf Pfählen mitten im Fluß erbauten Mühlen hörten nicht auf zu mahlen; das Mehl wurde in Magazinen aufgespeichert, und all das zeigte, daß die Belagerung im Anzug war.

Am ersten dieses Monats stellte der Girondist Brissot im Konvent den Antrag, England und Holland den Krieg zu erklären, mit der Behauptung, das englische Volk erwarte nur unsere Erklärung, um seinen Adel über den Haufen zu werfen und die Republik zu proklamiren; er habe diese gute Nachricht aus London bekommen und stehe dafür ein.

In Wirklichkeit hatte der Minister Pitt diese falschen Berichte durch sogenannte Republikaner an Brissot schreiben lassen. Pitt hatte den Krieg mit Frankreich nöthig, um die Revolutionsgedanken, die sich von Frankreich aus mehr und mehr in England verbreiteten, zu ersticken und die Macht des Adels wieder herzustellen. Er hätte uns längst schon angegriffen, wenn er nicht gefürchtet hätte, daß sich das Volk gegen seine Politik auflehnen könnte; so aber, indem er Brissot täuschte

und dadurch die Kriegserklärung veranlaßte, theilte er sich die dankbare Rolle zu, da sich die Engländer doch vertheidigen mußten.

Wenn ich an diesen Brissot denke, bringt mich der Zorn fast um. Mit dem Schreien in der gesetzgebenden Versammlung gegen Robespierre, welcher für den Frieden war, und mit dem ewigen Ränkeschmieden und Leutaufhetzen in ihren schlechten Zeitungen hatten's er und seine Freunde dahin gebracht, daß wir Deutschland den Krieg erklärten, bevor irgend etwas dazu vorbereitet war. Dieser Krieg hatte den Einmarsch in die Champagne und die Septembermetzeleien zur Folge gehabt. Zwar hatten wir's seither gewonnen, aber man hatte das Vaterland in Gefahr erklären und Hunderttausende ausheben, bewaffnen, ausrüsten und Millionen ausgeben müssen. Wenn man sich schlägt, geht alles in Rauch auf. Handel, Industrie, Landbau leiden Noth aus Mangel an Geld und an Händen. Das hat man damals recht sehen können. Die Leute verdienten nichts mehr; sie konnten nichts mehr von den Ländereien der Emigrirten kaufen; die Assignaten, welche den Werth dieser Ländereien repräsentirten, sanken dem entsprechend; man mußte sie massenhaft anfertigen, und je mehr man machte, je weniger galten sie, kurz die Noth wuchs von Tag zu Tag.

Das alles hätten unsere Volksvertreter bedenken sollen, bevor sie uns einen neuen Feind auf den Leib hetzten.

Allein der Konvent, von Brissot irregeleitet und vielleicht auch durch die Siege in Deutschland und Belgien aufgeregt, erklärte England und Holland den Krieg. Da er jedoch wußte, daß Pitt allem aufbieten werde, um uns das Schlimme, das wir England während des amerikanischen Kriegs zugefügt, heimzugeben, so beschloß er sofort eine Aushebung von dreimalhunderttausend Mann und die Eintheilung unserer gesammten

Streitkräfte in acht Armeen, drei im Norden, eine in den Alpen, eine im Var-Departement, eine zur Bewachung der Pyrenäen, eine an den Ufern des Kanals und die achte die sogenannte Reserve-Armee, in Chalons.

Der Konvent beschloß auch die Reorganisation der Armee nach dem Bericht von Dubois-Crancé. Dieses Dekret, das man durch Bataillonsbefehl bekannt machte, bestimmte, daß es in Zukunft keinen Unterschied mehr zwischen Linien- und Freiwilligen-Infanterie geben solle; daß die Infanterie, im Sold der Republik, in Halbbrigaden von je einem Bataillon der ehemaligen Linienregimenter und zwei Bataillonen Freiwilliger eingetheilt, daß mithin jede Halbbrigade aus drei Bataillonen und jedes Bataillon aus neun Kompagnien, und zwar einer Grenadier- und acht Füsilier-Kompagnien, bestehen solle; daß die Grenadier-Kompagnie, einschließlich der Offiziere, Unteroffiziere, Korporäle und Tambours, zweiundsechzig Mann, die Füsilier-Kompagnie siebenundsechzig Mann stark, und die Uniform für die ganze Infanterie gleich sein solle; daß letztere die Nationalfarben bekommen, und daß diese Aenderung vor sich gehen solle, je nachdem das Kriegsministerium die Erneuerung der Monturen für nöthig erachte; daß jede Halbbrigade zur Unterscheidung ihre Nummer auf den Knöpfen und auf der Fahne tragen, und sechs Geschütze vom Kaliber Nr. 4 und eine Kompagnie Kanoniere zu deren Bedienung bekommen solle; daß das Avancement zu allen Graden, mit Ausnahme des Brigadegenerals und des Korporals, in doppelter Weise stattzufinden habe: zu einem Drittel nämlich nach dem Dienstalter des gleichen Grads, in der ganzen Halbbrigade, und zu zwei Dritteln durch Wahl aus drei von den Soldaten erwählten und präsentirten Kandidaten, für jede vakante Stelle. Die Brigade- und Divisionsgeneral-Stellen sollten ertheilt wer-

den: zu einem Drittel nach dem Dienstalter, zu zwei Dritteln nach Wahl des Kriegsministers mit Genehmigung des gesetzgebenden Körpers.

Ich erzähle die Einzelheiten dieses Dekrets, weil die berühmten Halbbrigaden der Republik, alle nach Einem Muster formirt, in den Jahren 1793 und 94 so viele schöne Provinzen eroberten, welche die Regimenter des Kaiserreichs leider wieder verloren. Deßhalb ist es auch meine unmaßgebliche Meinung, daß man, wenn man wieder Provinzen erobern anstatt verlieren will, gut dran thun wird, auf die unsterblichen Halbbrigaden zurückzukommen, deren einfache Soldaten später Marschälle des Kaiserreichs, deren Marketenderinnen Prinzessinnen geworden sind.

Kurz dieses Dekret that sehr gut; man sah fast keine Duelle mehr zwischen alten Liniensoldaten und Freiwilligen; die einen waren für die Freiheit begeistert, die anderen an Disziplin gewöhnt; dadurch wurden die Heere der Republik stärker und kühner.

Anfangs März kam unser tapferer Kommandant Meunier mit seinen zweihundertfünfzig Grenadieren von Königstein zurück, einem jener alten Sperbernester, die es auf den Felsen am Ufer des Rheins dem Dutzend nach gibt. Ich seh' sie noch über die Brücke marschiren, mager, abgezehrt, mit glänzenden Augen wie die Ratten, mit zerfetzter Fahne und acht kleinen Geschützen, die sie von dort mitbrachten. Sie waren nach dreimonatlicher Belagerung mit klingendem Spiel abgezogen. Alles rief ihnen entgegen:

„Es lebe der Kommandant Meunier! Es leben die Grenadiere von Königstein!“

Sie aber lachten, bleckten ihre großen Zähne unter ihren Schnurrbärten und schüttelten den Kameraden die Hand.

Meunier erhielt vierzehn Tage darauf sein Generalspatent, und der Konvent dekretirte, daß sich die Vertheidiger von Königstein ums Vaterland wohl verdient gemacht hätten.

Unsere Armee hatte damals das ganze Gebiet zwischen Maas und Rhein inne, von Bingen bis Speyer; die Magazine waren in Frankenthal, ein wenig oberhalb Worms; wir waren vierzig= bis fünfundvierzigtausend Mann stark.

Der Feind hatte sich seit unserem Rückzug von Frankfurt in drei Korps getheilt: das erste, meist aus Sachsen bestehend, belagerte Kastel; das zweite ungefähr fünfzigtausend Mann stark, Preußen und Hessen, war bei Rheinfels, einige Stunden unterhalb Bingen, über den Rhein gegangen; es hielt das Land zwischen Nahe und Mosel zu unserer Linken besetzt; und das dritte, aus fünfundzwanzigtausend Oesterreichern unter General Wurmser bestehend, das sich den Rhein hinauf bis Mannheim gezogen hatte, bedrohte von dort aus unsern rechten Flügel.

Der Plan der Oesterreicher ging dahin, in unserem Rücken den Rhein zu überschreiten, während die Preußen unseren linken Flügel angreifen sollten, um uns den Weg nach Landau abzuschneiden; auf diese Weise hätten sie unsere ganze Armee in Mainz einschließen müssen; aber der General Meunier, der mit zwölftausend Mann in Speyer lag, beobachtete ihre Bewegungen.

So stand's, als sich eines Morgens in Mainz das Gerücht verbreitete, die Preußen hätten unsern linken Flügel angegriffen, und wir müßten ausmarschiren um sie zurück zu werfen. Sofort ging's wieder los: „Es lebe die Republik!“ und unser Bataillon, die vier Pariser Föderirten=Bataillone, die Jäger von Languedoc, die Husaren der Freiheit und die Artillerie, alles marschirte aus; die alten Linienregimenter,

noch in weißen Fräcken, die Freiwilligen-Bataillone, blau und roth, zogen, so weit man sah, die Straßen rheinab. Jeder Mann hatte seine wohlgefüllte Patrontasche, und unser neuer Kommandant Nikolaus Jordy von Aberschweiler, ein fester brauner stämmiger Kerl, der vor einigen Monaten mit den Freiwilligen seines Dorfs ausmarschirt war, kehrte sich alle Augenblicke auf seiner großen Mähre um, und rief uns wie Neuwinger in Speyer zu:

„Nun ihr Leut' von den Bergen, heute müßt ihr Euch einmal zeigen!"

Alles war in bester Stimmung. Gegen zwei Uhr vernahm man Kanonendonner in der Ferne; es war helles Wetter, und man sah den Rauch kaum aufsteigen; gleichwohl marschirte die ganze Division seit einer Stunde im Laufschritt, als Ordonnanzoffiziere angesprengt kamen mit dem Befehl, nach Mainz umzukehren. Houchard und Neuwinger hatten den Feind bei Stromberg angegriffen, da sie jedoch erfuhren, daß ein Korps von zehntausend Preußen unvermuthet den Uebergang über die Nahe bewerkstelligt habe, und jetzt von Trier her im Rücken anrücke, so ordneten sie den Rückzug an.

Wir kamen in der Nacht zurück, mit Dreck überzogen und sehr ärgerlich für nichts und wieder nichts so gelaufen zu sein.

Andern Tags brachten lange Wagenzüge unsere Verwundeten zurück.

Houchard und Neuwinger blieben gleichwohl in Bingen stehen, als jedoch am 28. der Feind massenhaft zum Angriff vorrückte, mußten sie sich zurückziehen, und Neuwinger, der sich trotz der Befehle Custine's halten wollte, wurde gefangen genommen.

Das war der erste Rückzugs-Durcheinander, den ich mit

ansah, denn unser Bataillon bekam den Befehl auszurücken und eine Höhe, auf welcher der Landesgalgen errichtet war, zu besetzen, um die Verfolgung des Feindes in dieser Richtung aufzuhalten. Das sechsundneunzigste Linienregiment und noch zwei Bataillone außer dem unserigen, blieben in jener Gegend von morgens bis abends, und ich glaubte noch nie zuvor Kugeln pfeifen und Kartätschen krachen gehört zu haben, so viel regnete es deren an diesem Tag.

Der Rittmeister Clarke, nachheriger Herzog von Feltre, deckte den Rückzug mit seinen Orleans-Dragonern; Tausende von hessischen Freischäärlern umringten ihn, er schlug sich aber durch, nachdem er zuvor die Masse der Nachzügler und Verwundeten am Fuß des Hügels, den wir bewachten, hatte vorbeipassiren lassen.

Das war das letzte Treffen des Bataillons vor der Belagerung.

Zwei Tage später versuchte Custine die nachdringenden Preußen in Oberflörsheim zwischen Alzey und Worms aufzuhalten; da er jedoch fürchtete von den Oesterreichern, die bei Speyer über den Rhein gegangen waren, abgeschnitten zu werden, so verlor er den Kopf und zog sich eiligst hinter die Weissenburger Linien zurück, nachdem er die Magazine in Frankenthal verbrannt hatte, und unser Armeekorps mußte sich bald darauf in Mainz einschließen.

Ich habe in der Folge manche Anhäufungen von Menschen gesehen, aber nie etwas Aehnliches wie in Mainz nach dem Rückzug von Bingen; die großen Häuser um den Exerzierplatz waren in Kasernen verwandelt; die Kirchen, die Synagoge, die protestantische Kapelle, die Markthalle, das Seminar, das Schloß waren in Heuschober, Stallungen, Soldatenquartiere verwandelt, und das größte Magazin war der Dom.

Ja wahrhaftig, dieses Gewühl von Leuten zu Fuß und zu Pferd, alten Regimentern, Freischaaren-Kompagnien, Bürgern, Krämern, von Handwerkern, Weibern und Kindern, alles untereinander in den engen Gäßchen, auf den freien Plätzen, auf den Wällen, unter den Thoren, dieser wunderbare Anblick ist mir unvergeßlich.

Andere Kommissäre waren eben in der Stadt eingetroffen: Pflüger, Ritter, Ludwig, sogenannte Klubisten; sie halfen dem Doctor Hoffmann von Mainz das Volk demokratisiren, nur brauchten sie immer wieder eine Bedeckung, denn die Schlechtgesinnten machten sich immer wieder mausig.

Man wollte noch einmal gegen Worms zu durchbrechen und sich eines Theils der Besatzung entledigen, allein die Preußen hielten leider die Straßen besetzt und warfen das ganze Detachement in die Festung zurück. Wir brauchten uns also nicht mehr im offenen Feld zu halten, sondern daheim zu vertheidigen.

Unser Festungskommandant war der General Doyré. Der Ingenieurgeneral Meunier, der expreß von Paris gekommen war, um Kastel zu befestigen, vertheidigte diesen Posten mit eintausendfünfhundert Mann. Aubert-Dubayet, der Adjutant-Major Kleber und der Repräsentant Merlin überwachten hauptsächlich den Festungsdienst.

Anstatt uns als Freiwillige zu betrachten, wandte man das Reglement der Linientruppen auf uns an. Der Adjutant-Major Kleber galt damals dafür, daß er's mit der Disziplin sehr streng nehme; man sagte, er habe sich bei den Oesterreichern dran gewöhnt, Stockprügel aufmessen zu lassen, und es thue ihm sehr leid, diese Methode nicht mehr anwenden zu können.

Man setzte ein permanentes Kriegsgericht auf dem Rath-

haus ein, und ich erinnere mich, daß man beinahe jeden Morgen hinter der Bastion St. Johann zwei oder drei Marodeurs erschoß, angeblich wegen des guten Beispiels; ich glaube gern, daß es Plünderer oder sonst Lumpenhunde waren, welche ehrliche Leute insultirt oder bestohlen hatten, aber auf die Klage eines einfachen Bürgers wurde man sofort verhaftet. Die ganze Gegend war seit unserem Rückzug von Frankfurt gegen uns aufgewiegelt, es hieß jetzt alles baar bezahlen, und Sold bekamen wir keinen mehr; man mußte mit der Ration auskommen.

Durch die schlechten Nachrichten von der Nordarmee; die Flucht des Korps von Valence nach Aachen; den Aufstand in der Vendee, wo sich Alles zusammen erhob,. Pfaffen, Adelige und Bauern; die Niederlage Dumouriez' bei Nerwinden; die Intriguen des Ministers Pitt, der ganz Europa gegen uns aufbot; die Ermordung der Franzosen in Rom; die Aufrufe Danton's, der die Bürger zur Rettung der Republik aufbot, die Einsetzung eines Revolutionstribunals zur Aburtheilung der Verräther, und die Umlegung einer Taxe auf die Reichen forderte; die Reden der Girondisten, die immer dabei waren, den Krieg zu erklären und uns, die Kinder des Volks, dem Hunderttausend nach in den Tod zu schicken, die aber wüthend wurden, wenn es sich um die Verurtheilung eines vaterlandsverrätherischen Königs handelte oder wenn's den Verschwörern ans Leben und den Reichen an den Beutel ging — durch alles das war man sehr aufgeregt und fortwährend in um so zornigerer Stimmung, als die Deutschen fünf gegen einen waren und man sich nicht rächen konnte.

Am 6. April zeigten sich die Preußen und die Hessen in der Umgegend der Festung. Viele Landleute waren auf den Wochenmarkt gekommen, und als sie hörten, daß die Thore

geschlossen werden, liefen die armen Bauern mit ihren Krätten und Körben unter großem Geschrei davon. Ich stand eben Wache am Gothor und wie ich sie so vorbeiziehen sah, fand ich, sie seien viel besser dran als wir, daß sie auf ihre Dörfer hinaus und im Freien leben konnten; die Belagerung von Landau fiel mir ein: wie langweilig, Wochen und Monate lang eingesperrt zu sein!

Der Feind war noch nicht stark genug, um mit der Belagerung beginnen zu können; er hielt uns nur eng eingeschlossen. Man gab Feuer auf seine Patrouillen, sie antworteten; die Kugeln pfiffen durch die Straßen, zerschmetterten hie und da ein Fenster, verwundeten einen Vorübergehenden, den die Bürger unter schweren Seufzern wegtrugen; die Weiber sprachen händeringend von dem Unglück und bildeten sich ein, das sei der Krieg; sie solltens noch anders erleben.

Die Garnison machte täglich Ausfälle nach Weissenau, Marienborn, Bretzenheim und die umliegenden Dörfer, um Vieh zu holen, denn Custine hatte die Festung nicht verproviantirt, wie es seine Pflicht gewesen wäre. Wir hatten wohl Kanonen, Pulver, Wein, Bier, Branntwein, Heu und Korn in Menge, aber an Vieh fehlte es. Diese kleinen Ausflüge hörten bald auf, weil die Bauern alles in die Wälder flüchteten und man nichts mehr heimbrachte.

Einzelne Trupps Soldaten zogen gleichwohl noch aufs Plündern aus, und Marc Dives war immer dabei; das dauerte aber auch nicht lange, denn es kam Befehl, auf alle diejenigen zu schießen, die sich hinausschleichen; die Festungsgräben von Mainz sind voll Wasser, und man konnte die Sträßchen, welche auf die Schanzen führten, nicht gehen, ohne von den Schildwachen gesehen zu werden, und so riskirte es doch keiner mehr.

Alles blieb so bis Ende April.

Außerhalb des Diensts wußte man rein nicht mehr, was man denken sollte; die Konventsberichte kamen nicht mehr an, wohl aber falsche Moniteurs, die von den Preußen in Frankfurt gedruckt waren, Frankreich als in gänzlicher Umwälzung begriffen darstellten, von der Guillotinirung einer Menge bekannter Patrioten, von der Erhebung der Nordarmee gegen Paris, von den Siegen der Eidweigerer in der Vendée und von einer Regentschaft Marie-Antoinettens für ihren Sohn Ludwig XVII. &c. &c. berichteten. Unsere Offiziere sagten wohl, daß alles erlogen sei, daß der Feind selber diese falschen Zeitungen drucke und sie massenhaft in die Vorwerke werfen lasse, das half nichts, die Unruhe wurde immer größer, und viele sprachen davon in Masse auszubrechen, den Feind über den Haufen zu werfen und sich wieder mit der Armee in Weißenburg zu vereinigen; der Kommandant Doyré sah sich sogar genöthigt, um den Aufruhr niederzuhalten, einen Tagesbefehl zu erlassen, daß Mainz das erste Bollwerk der Republik gegen Europa sei; daß der Feind keine Invasion mehr wagen könne, ohne dasselbe wieder eingenommen zu haben, und daß die Schurken, welche fähig seien dasselbe im Stich zu lassen, als Vaterlands-Verräther auf der Stelle erschossen werden sollten.

Die Oesterreicher hatten versucht, zwei Batterien aufzupflanzen, die eine auf der Straße nach Worms, die andere über der Mühle am Waldsaum, wo wir bei unserer Ankunft von Speyer biwakirt hatten; unsere großen Achtundvierzigpfünder hatten dieselben demontirt und es hieß, sie gingen jetzt damit um, uns auszuhungern, aber Custine werde uns schon entsetzen; man wunderte sich sogar, daß er so lange auf sich warten ließ.

Anfangs Mai fingen die Ausfälle wieder an, bald auf dieser, bald auf jener Seite, um die Arbeiten des Feindes zu stören; das ging so fort bis ans Ende der Belagerung.

Ich erinnere mich, daß man einen sehr starken Ausfall in der Nacht vom 30. auf den 31. gegen das Dorf Marienborn machte, wo sich das Hauptquartier befand. Man hoffte, den König von Preußen zu überrumpeln, vielleicht gar gefangen zu nehmen. Fünf- oder sechstausend Mann rückten zwischen zwölf und ein Uhr Nachts aus, überfielen die feindlichen Vorposten und warfen sie über den Haufen; sie drangen auch bis zum Quartier Friedrich Wilhelms vor, wo Hunderte von der königlichen Leibgarde zu Pferd auf Piket umkamen. Als jedoch Alarm geschlagen wurde, fielen Massen von Infanterie und Kavallerie über die Kolonne her und verfolgten sie bis unter die Mauern der Festung. Wir verloren in diesem Treffen viele Leute, weil ein Freiwilligen-Bataillon das Regiment Saintonge, das noch den weißen Rock trug, für ein österreichisches Regiment hielt und auf dasselbe feuerte.

Am folgenden Tag ließ Friedrich Wilhelm die Stadt furchtbar mit Kugeln und Bomben beschießen. Er mochte die Nacht zuvor arg Angst ausgestanden haben.

Gegen Mitte des Monats, in einer sehr dunklen Nacht, wurden alle unsere Werke Weissenau und Marienborn zu angegriffen; da man gerade in der Nacht einen Ausfall machen wollte, waren fast alle Truppen aus den Redouten zurückgezogen und nur noch schwache Abtheilungen dort geblieben, die im Augenblick zermalmt waren. Jetzt wurde auf dem Marktplatz und in allen Straßen heraus geschlagen. Die Wall-Kanone donnerte und beleuchtete mit ihrem rothen Blitz die Bastionen St. Johann und St. Philipp und die Citadelle links am Rhein. Unsere Festungswerke in Kastel thaten auch mit; man

stellte sich auf dem Marktplatz auf, inmitten einer Menge im ersten Schrecken herbeigelaufenen Volkes das man zurücktrieb. Man nahm sich nicht lang Zeit zum Verles, sondern sobald sich ein Bataillon gesammelt hatte, marschirte es sofort zur Unterstützung der Redouten ab. Die Brücke vor dem Neuthor hatte man rasch niedergelassen, und, einmal draußen auf dem Glacis, sahen wir sofort, wohin wir uns wenden mußten, denn in den Schanzen feuerte man aus nächster Nähe aufeinander.

Der Kommandant Jordy rief uns zu: „Vorwärts, Kameraden, fällt's Gewehr!" und fort ging's im Sturmschritt. Das Kartätschenfeuer zweier Bastionen sauste mit schrecklichem Gebrumm über unsere Köpfe weg. Als wir an die erste, an die St. Karls-Redoute kamen, war sie vom Feind gesäubert, aber Haufen von Preußen wimmelten in der Nähe umher, und man griff einander in dieser Ecke mit einer Wuth an, wie ich's seit unterm Thor von Speyer nicht gesehen hatte. Mein Leben lang hör ich die deutschen und französischen Flüche, als das Bataillon mit den Preußen handgemein wurde und man sich beim Aufblitzen der Schüsse grimmig ins Auge sah. Es war eine förmliche Schlächterei. Wenn man den ersten Schuß abgegeben hatte, nahm man sich nicht mehr Zeit zum Laden, man stürzte vorwärts, man spürte etwas Weiches vor sich, wo das Bajonnet eindrang; und zwischen hinein, wenn oft noch ein Schuß fiel, sah man das Gemetzel, Haufen von Todten und Verwundeten, und die Wuth derer, die sich noch schlugen.

Das dauerte aber nicht lange, denn plötzlich rollten zwei Kartätschenkugeln über die Schulterwehr der Redoute, und als sie etwas weiterhin platzten, sahen wir die Preußen sich zurückziehen. Zugleich kam eins unserer Linienregimenter im Laufschritt heran und stellte sich auf unsrer Rechten hinter Erd-

haufen und umgeworfenen Sandkörben auf. Man sah gar nichts. Der Kampf dauerte vor der Bastion St. Philipp fort, das Geknatter des Gewehrfeuers nahm zu und ab mit dem Geschrei, den deutschen und französischen Kommandorufen und der Kanonade. Man hörte sogar Pferdegetrappel durch die finstere Nacht.

Nach etwa zwanzig Minuten wurde alles still. Das Bataillon sammelte sich, Schulter 's Gewehr, und jeder fragte seinen Nachbar:

„Bist du's, Freund so und so? . . . bist du's?"

Viele antworteten nicht mehr!

Ich rief auch:

„He! Vater Some? Marc Dives? Hans Rath?"

Und der alte Some gab mir zur Antwort:

„Hier Michel. Wie steht's?"

„Gut, und bei euch?"

„Ich hab einen Schmiß, 's ist weiter nichts!"

Zugleich erkannte ich Marc Dives' Stimme in einem Haufen andrer, wie er eben sagte:

„Die Kerle! Das werden sie nicht in ihre Zeitungen setzen."

Alle horchten; nichts ließ sich mehr vernehmen in der Umgegend; nur einige Verwundete ächzten und verlangten forttransportirt zu werden.

Das Bataillon wartete auf dem Platz, bis mit Tagesanbruch der Befehl zur Rückkehr kam. Wir hatten viele Leute verloren, aber die Preußen noch mehr in Folge des Kartätschenfeuers. Diejenigen von uns, welche die Redouten bewacht hatten, waren bei dem Ueberfall bis auf den letzten Mann niedergemacht worden.

Von da an ging das Bombardement wieder los, ärger

als zuvor; es regnete Kartätschen, Bomben, glühende Kugeln durcheinander; an vier oder fünf Orten zugleich brach Feuer aus; kaum hatte man auf der einen Seite gelöscht, so mußte man nach der andern hineilen.

Die Ausfälle wurden auch hartnäckig fortgesetzt, auf beiden Seiten des Rheins, und bei einem derselben, den man machte, um sich einer Insel zu bemächtigen, auf der die Preußen eine starke Batterie errichtet hatten, wurde der General Meunier, der Festungskommandant in Kastel, von einem Kartätschensplitter getroffen, daß er wenige Tage darauf starb. Die ganze Besatzung empfand diesen Verlust. Meunier war ein tapferer Soldat, ein guter Patriot und ein sehr tüchtiger Ingenieur. Gar manchem kamen die Thränen ins Auge, als er das Unglück vernahm. Der Gouverneur erhielt einen Waffenstillstand, um ihn in einem kleinen Fort zu beerdigen, das er selber vier oder fünf Monate zuvor hatte errichten lassen; und die Preußen, die uns mit umgekehrtem Gewehr, zum Tode betrübt, vorbeidefiliren sahen, konnten nicht umhin, diesem Republikaner, der ihnen so tapfer Widerstand geleistet, die letzte Ehre zu erweisen: ihre sämmtlichen Batterien salutirten. Friedrich Wilhelm, wenn er auch sonst nicht viel Gefühl bewies, zeigte diesmal wenigstens, daß er Achtung vor dem Muth und dem Talent hatte.

Das war am 13. Juni.

Zwei oder drei Tage später eröffneten die Feinde ihren ersten Laufgraben links von Mainz, hinter dem Dorf Weissenau. Die Ausfälle verdoppelten sich, um ihre Werke zusammenzuschmeißen und unsere Redouten zu vertheidigen. Manchmal thaten wir, als hätten wir dieselben verlassen, sobald aber die andern drin waren fegte sie das Feuer der Bastionen hinaus, und wir rückten in unsere alten Stellungen wieder ein.

Da setzte es schreckliche Kämpfe ab, denn die Deutschen schlugen sich unter den Augen ihrer Fürsten, die ihnen durch das Fernglas zusahen, und man weiß ja, wie sehr es die Soldaten begeistert, sich unter den Augen eines Fürsten zu schlagen! Gleichwohl warfen wir sie immer wieder; hinter allen Hecken, in allen Gräben, längs der Gartenmauern und zwischen den Grabmälern des Nonnenkirchhofs, gegenüber der Citadelle, überall sah man weiße und blaue Röcke in Haufen und in Reihen; die Unsrigen waren stets auf dem Plan, in Lumpen zwar, denn seit den Wormser Magazinen hatten Regen, Schnee und Sonne alles hingemacht. Eine Art Vögel, mit sehr langen schwarz und weißen Flügeln, die am Rhein häufig vorkommen, ließ sich auf den Todten nieder und hackte ihnen das Fleisch von den Gebeinen. Es war warm und gewitterhaft, und wenn der Wind über die Leichenfelder her kam, ging man schnell von den Wällen herunter. Ein solches Schauspiel gibt zu denken, namentlich wenn man sich sagt:

„Wir haben heut Abend Ausfall, und morgen lieg ich vielleicht bei den andern.“

Wenn man kein Thier ist, kommen einem trotz der Gewöhnung an die Schlacht, trotz der Verachtung der Flinten und Kanonenkugeln, der Säbelhiebe und Bajonnetstiche, solche Gedanken mehr oder weniger immer wieder, und man hat heitere doch lieber.

Alle Nacht gegen neun Uhr, wenn die Preußen und Oesterreicher ihr Feuer eröffneten und die Bomben, zwischen den Sternen heranzitternd, aufs Pflaster fielen, oder in den alten Häusern durchs Dach und durch Decken und Böden bis in den Keller schlugen, und in den Unschlitt-, Branntwein- oder Harz-Magazinen, in den Läden der Seifensieder, Spezerei- und Kolonialwaarenhändler platzten, daß die Scheiben klirrten,

und wenn dann Feuer ausbrach bei den jammernden, weinenden Bewohnern, war mir's ein Anblick, an den ich mich nie gewöhnen konnte, mag mir einer sagen, was er will, daß es nur auf die Gewohnheiten ankomme.

Und während das „Feuerjoh!" ertönte und die Leute zu Hilfe eilten, während, je höher die Flamme aufschlug, um so mehr Bomben und Kugeln kamen, um die Löschenden zu zerschmettern, draußen das Geknatter des Gewehrfeuers, der Donner der Kanonen und das Gebrüll der Marseillaise; und dann Morgens bei Tagesanbruch die Verwundeten, die man heimbringt in ihre finstern Gassen, wo die Balken noch rauchen, wo die Dächer mit furchtbarem Gekrach zusammenbrechen; die überhängenden Giebel und da und dort, in allen Ecken, arme zusammengekauerte Weiber, die nackten Füße in den Händen um sich zu erwärmen; Greise gesenkten Haupts auf der Schwelle des alten zerstörten Hauses sitzend; wieder andere, die haufenweise durch die Straßen ziehen, mit ihrem Hab und Gut in einem Pack unter dem Arm, wie die ärmsten Verlassenen; ehemals wohlhabende Leute, die heute elender dran sind als der Bettler, der Hungers stirbt . . . Ach! auf all das geben junge Leute freilich nicht acht, aber im Alter kommt einem alles wieder wie ein böser Traum, und man fragt sich:

„Ist's denn wahr, hast du all das Schreckliche gesehen?"

Und da muß man sich zur Antwort geben:

„Ja, ich hab sogar noch tausendmal Schlimmeres gesehen."

Banger aber noch, als alles andere, machte einem der Gedanke, daß nach dritthalbmonatlicher Belagerung, während welcher mehrere Mehl-Magazine in Feuer aufgegangen waren, die Lebensmittel anfingen rar zu werden. Die Masse der Abgebrannten, die kein Stück Brod mehr zum Essen hatten und aus Mangel am Nothwendigsten zu Grunde gingen, standen

heulend und jammernd vor dem Gouvernementsgebäude und baten auf's kläglichste, man möchte sie hinauslassen. Die ganze Straße entlang sah man nichts als das; die Schildwachen wurden mit den Leuten nicht mehr fertig, die sich in den Hausgang eindrängten, und wenigstens für ihre Weiber und Kinder die Erlaubniß zum Abzug forderten.

Der Gouverneur, der nicht wollte, daß der Feind durch diese Leute erfuhr, wie's in der Festung aussah, verweigerte die Erlaubniß bis zum 24. Juni; jetzt aber steigerten sich Jammer und Klage derart, daß er ihnen das Rheinthor öffnen ließ, damit sie fort konnten. Sie stürzten sich dem Hundert nach zum Thor hinaus, und viele bessere Bürger benutzten die Gelegenheit und beeilten sich, ihre Familien gleichfalls wegzubringen. Der Auszug dauerte von Morgens neun bis Mittags zwölf Uhr. Mainz ist vom Rhein durch alte bemooste Wälle getrennt. Als die Unglücklichen in langer Reihe fort und über die Brücke nach Kastel zogen, schloß man die Schutzgitter wieder und plötzlich fingen die Deutschen an, mit Kartätschen auf sie zu feuern.

Ich stand Wache am Arsenal auf einem der Thürme des alten Walls hinter dem Paradeplatz, wo sich ein Weiher befindet, und ich höre noch das entsetzliche Geschrei der Weiber, welche über ihre Lumpen stolpernd, sich die Haare ausraufend, ihre Kinder hinter sich her schleifend, davon rannten, gleich durchgehenden Pferden, denn sie waren förmlich toll geworden; und die Männer, welche sich umwandten und dem Tod entgegenstarrten, der sie niedermähte. Schon befand sich ein langer Zug dieser Unglücklichen auf der Brücke, wo die Kugeln sie zerrissen und in den Fluß schleuderten; die Mühlräder fünfhundert Schritte weiter unten wurden von den Leichnamen aufgehalten, die man mit Stangen zurückstoßen mußte.

Unsere Soldaten, welche den strengsten Befehl hatten, niemand mehr hereinzulassen, konnten trotzdem, als sie die Unglücklichen zwischen dem Feuer der Festung und dem der Belagerer hin und her wanken sahen, diesem Anblick nicht lange widerstehen, sie öffneten insgeheim die Schutzgatter, hoben die verwundeten Kinder auf und theilten mit den Hungersterbenden ihr letztes Stück Brod und den letzten Tropfen Branntwein. Die Offiziere drückten ein Auge zu, und das Mitleid war so allgemein, daß der Kommandant Doyré schließlich gezwungen war, die Leute wieder hereinzulassen.

Fünfzehnhundert Einwohner von Mainz waren bei der Gelegenheit umgekommen, allein die Hungersnoth wuchs dessenungeachtet. Unter dem Vieh, das kein Futter mehr bekam, war eine Krankheit ausgebrochen, und um die Thiere, die man schlachten mußte, möglichst vortheilhaft zu verwenden, wurden die Fleischrationen vergrößert und die Brodrationen verkleinert. Unglücklicherweise ergriff die Krankheit auch die Menschen, und schon gegen Ende Juni hörten die Fleischrationen ganz auf; man hatte nur noch eine Art Fischöl, um die Suppe zu schmälzen; viele vom Bataillon konnten sich nie an diese Suppe gewöhnen und nahmen zusehends ab! Wenn man aber in seiner Jugend nicht verwöhnt worden ist, so gewöhnt man sich an alles, und ich fand gottlob diese Suppe ebenso gut wie die Bohnensuppe meiner Mutter.

Man kann sich denken, daß ich in dieser Zeit der größten Noth oft meine Schwester besuchte in der St. Ignatiuskirche, die zwar von Kugeln ganz durchlöchert war, aber gleichwohl noch zusammenhielt. Es regnete durch's Dach, als wäre man auf offener Straße; die Zelte und Baraken der Föderirten versperrten Kapellen und Gänge; sie hatten hinten im Chor ein Theater errichtet und in der Sakristei zur Linken war

ihre Marketenderei; der große Kessel brodelte und der Rauch wirbelte zu dem Kreuzgewölbe empor.

Beim Eintritt in diese Art von Jahrmarkt, wo das Ça ira und die Carmagnole, das Kartenspiel und das Politisiren ruhig weiter gingen, roch's gleich ganz gut nach Fleisch, denn die Sanscülotten hatten immer welches, wenn es sonst weit und breit keins mehr gab; sie fiengen alles zusammen mit Schlingen, Fallen und tausend künstlichen Mitteln; Heiterkeit und gute Laune verließ sie nie.

Jeden Abend, wenn ihr Bataillon nicht auf Wache oder zum Ausfall kommandirt war, spielten sie Possen auf ihrem Theater, wobei sie ihre Lumpen umkehrten oder sich als Weiber verkleideten. Bald schnitt dieser Gesichter, was sie Pantomimen hießen, bald hielt jener eine Ansprache ohne Sinn und Verstand, worüber man aber trotz Hunger und Traurigkeit so lachen mußte, daß einem das Wasser aus den Augen lief. — Das ist die größte Gottesgabe für Soldaten; die Gelegenheit zum lustig sein im Krieg ist so selten, daß man ganze Jahre ohne Lachen verbrächte, wenn man sich nicht selber ein bischen zu helfen wüßte.

Ich erinnere mich, daß sie auch Zemire und Azor, die Gouvernante und andere Possen spielten, in welchen der General Custine auftrat, der sich anschickte, Mainz zu entsetzen; aber im Augenblick, wo er fort wollte, fehlte es ihm immer an etwas, bald an Pulver und Kanonen, ein andermal an seinem großen Schleppsäbel, den er vergessen hatte schleifen zu lassen.

Meine Schwester hatte den ersten Platz bei diesen Vorstellungen; sie nahm für oder gegen die Spieler Partei; sie schwätzte drein, sagte jedem die Meinung: die Schauspieler hielten inne, um ihr zu antworten, und das freute die Pariser mehr, als die ganze Komödie.

Da man sah, daß die Bürgerin Lisbeth dem Vaterland bald einen Vertheidiger zu schenken gedachte, taufte man das Kind zum voraus, die einen Brutus, die andern Cassius, oder Cornelia; sie scheerte sich den Teufel drum und bekümmerte sich um nichts, als um ihren Kessel. Natürlich hieß sie mich jedesmal mit ihrer Soldatenkost vorlieb nehmen, was ich immer mit Vergnügen annahm, ohne zu fragen, woher das Fleisch kam, vom Pferd, vom Hund oder von der Katz.

Marescot hatte wieder Muth gefaßt; er war sogar ganz begeistert, denn die Südländer hängen merkwürdig an ihrem Fleisch und Blut; er sprach nur noch von der republikanischen Taufe seines Cassius; vorher sollte aber noch etwas anderes kommen, woran ich mein Lebtag denken werde.

Es war am 28. Juni. Am Abend dieses Tags, gegen acht Uhr, hatte die Beschießung des Doms begonnen; die glühenden Kugeln und die Granaten beleuchteten den Thurm von oben bis unten, und die unter Donnerschlägen im Innern platzenden Granaten ließen die hohen gemalten Fenster mit ihren kleinen Scheiben erglänzen wie Blitze. Wir sahen dies vom Rondeweg beim Wall mit an, wo das Bataillon, Gewehr bei Fuß, zu einem Ausfall in Reih und Glied aufgestellt war, und im Augenblick, wo wir durchs Neuthor marschirten, fing der Dom an zu brennen.

Wir dachten unbemerkt an den Feind herankommen zu können, denn, wenn man einer Feuersbrunst von weitem zusieht, ist man so geblendet, daß man nicht sieht, was in der Nacht um einen her vorgeht. Am Ende des Thals, der Citadelle gegenüber, hinter alten Steinbrüchen und dem Nonnenkirchhof, befand sich der Laufgraben. Zum Unstern verfehlte der Wegweiser, ein Schlingel von Bauer, der uns schon zweimal richtig geführt hatte, den Weg und wir kamen in ein

Dorf, wo irgend ein fürstlicher Generalstab einquartiert war; in der Umgegend lag eine Menge Reiterei und Infanterie, so daß wir nach den ersten Schüssen gleich derart von Dragonern und Husaren umringt waren, daß wir nicht mehr wußten, nach welcher Seite zu wir umkehren sollten; der Kommandant Jordy wurde niedergeworfen; unser Hauptmann, der uns wieder sammeln wollte, erhielt einen Pistolenschuß, der ihn zu Boden streckte. Ohne das Feuer des Domes, das uns die Richtung zeigte, wären wir alle gefangen worden. So gelang es uns doch noch uns zum Rückzug zu sammeln und zwischen den Steinbrüchen hinauszukommen.

In der Kampfwuth hatte ich zwei Säbelhiebe bekommen, ohne etwas zu spüren, und erst als wir in die bedeckten Wege gelangten, merkte ich an dem Blut, das mir unter dem linken Arm ganz warm an der Seite herablief, daß ich verwundet war; das war ein Stich; außerdem hatte mir ein Säbelhieb den Hut hinten gespalten, und nur meinem dicken Zopf hatte ich es zu danken, daß mir nicht der Kopf glatt abgeschlagen wurde.

Zuerst sagte ich nichts; sobald wir aber wieder in der Festung angekommen waren, übergab ich dem Vater Some mein Gewehr mit dem Bemerken, daß ich verwundet sei und ins Spital gehen wolle. Die Beschießung dauerte so heftig fort, daß der Himmel ganz geröthet war, der Dom sank in Asche, und die benachbarten Häuser brannten ebenfalls; in der ganzen Stadt hörte man nur Ein großes Getöse. Es mochte zwei Uhr Morgens sein, und eben als ich mich entfernte ertönte der Ruf:

„Es brennt bei den Föderirten!“

Ich wende mich um, und sehe über die dunkeln Dächer weg die St. Ignatius-Kirche ganz in Flammen stehen. Beim

Gedanken an meine Schwester lief ich, anstatt meinen Weg ins Spital fortzusetzen, die Seminarstraße hinab, so schnell ich konnte, und wie ich auf den kleinen Platz vor der Kirche herauskam, sah ich schon fünf oder sechs Häuser in der Nachbarschaft brennen. Die Föderirten vor der Kirche, inmitten des grellen Lichts, das von den Giebeln und Fenstern der alten Häuser wiederstrahlte, sahen, zwischen dem Hausrath, den Zelten, den ringsum aufgehäuften Kisten, ruhig zu; der eine hielt Offizierspferde am Zügel, der andere rauchte, ein großer Theil schlief auf den am Boden liegenden Strohsäcken; die Schildwachen liefen, Gewehr im Arm, kerzengrade vor den Gewehrpyramiden auf und ab; man ließ alles ruhig brennen! Jeder stand auf, legte sich, kämmte sich, flocht sich den Zopf, brachte seine Uniform oder seine Schlappschuhe in Ordnung, lachte, sang, wie am hellen Tag, ohne sich um sonst was zu bekümmern. Die Leute kamen aus ihren Häusern heraus, soweit das Feuer um sich griff, und entfernten sich mit ihren Habseligkeiten: Vater, Mutter, Brüder, Schwestern, Kinder; die Greise gebeugt und trostlos hintendrein!

Ich dachte in diesem Wirrwarr nur an Lisbeth, und als ich ihren Karren in einer vom Brand entfernten Ecke des Platzes sah, die große graue Blahe über die Reife gespannt und die alte Habergeiß davor, die eben eine Handvoll Heu am Boden fraß, athmete ich auf. Neben dem Wagen tanzten Marescot und ein paar Kameraden die Carmagnole wie die Narren. Ich konnte mich nicht enthalten, als ich näher kam, ihn anzuschreien:

„Nun, was gibt's denn? Seid Ihr toll geworden?“

Da wandte er sich um, fing an zu lachen und gab mir zur Antwort

„Wir haben einen Sohn, Schwager, einen kräftigen Burschen! steig einmal auf die Deichsel.“

Er drängte mich zum Wagen und half mir hinauf, während er seine Sprünge mit den andern fortsetzte. Man kann nichts Sorgloseres sehen, als diese Pariser; wenn Himmel und Erde einfallen, lassen sie sich in ihren Thorheiten nicht stören.

Auf der Gabel angekommen, streckte ich den Kopf unter die Blahe und sah meine Schwester in einem guten Bett liegen, den Kopf mit einem großen Kissen gestützt und das Kindlein neben sich.

„So du bist's!“ rief sie mir lustig entgegen, „da sieh' 'mal, ob er schön ist?“

Ich nahm das Kind, das trotz der Noth der Zeit dick und fett war, und gab ihm einen rechten Kuß. Das hatte keine Ahnung, weder vom Bombardement, noch von Gefahr und Hungersnoth; Funken und Asche, welche die Luft erfüllten, machten ihm so wenig als das Gekrach der platzenden Bomben und das ganze Getümmel; es schlief in Gottes Obhut mit festgeschlossenen Händchen und einem gar ernsthaften Gesicht.

Als ich es Lisbeth wieder hinbot, sah sie Blut an meiner Hand und fragte ganz erschrocken:

„Was ist dir, Michel?“

„Pah!“ sagte ich, „weiter nichts; wir kommen eben vom Ausfall zurück . . . ein Husar hat mir eins über den Arm gegeben.“

Da fing sie jedoch an zu rufen:

„Marescot, Marescot, schnell hol' den Feldscheer, mein Bruder ist verwundet!“

Da sah ich, daß sie mich lieb hatte. Die Föderirten umringten mich und schrien alle zusammen:

„Was Teufels! sagst du denn nichts, Bürger Michel?“

Einige hielten mich, als wollte mir's schwach werden, andere holten Wasser in einem Napf, wieder andere zogen mir den Rock herunter. Der Feldscheer Bompart, ein dicker Kerl, mit breiter Nase und weißen Augenbraunen, den großen Hut mit Wachstuch überzogen, den Mantel gerollt quer über die Brust, war gleich zur Stelle; er untersuchte den Säbelhieb, der über die Schulter ging, und meinte, ich könne von Glück sagen, denn eine Linie weiter oben oder unten hätte mir der Hallunke von einem Husaren die Pulsader durchgeschlagen. Er wusch die Wunde aus und verband den Arm fest mit leinenen Binden, die er aufgerollt in einer Art Patrontasche bei sich führte. Alle Kameraden sahen schweigend zu. Es war mir darauf so wohl zu Muth, daß ich gerne da geblieben wäre, aber der Feldscheer hieß mich in's Spital gehen, was mir gar nicht behagte.

Marescot, Lisbeth, hinten vor aus ihrem Wagen, und die Andern wiederholten alle: „Geh' gleich in's Spital!" Sie wollten mich sogar hinbringen, ich sagte jedoch, ich könne gut allein hingehen, und als ich weit genug weg war, schlug ich den Weg nach unserer Kaserne ein, denn man sprach immer vom Spitalbrand, der die Verwundeten ergreife, und dann hatte ich auch nie großes Vertrauen in die Militärärzte der Republik, die man großentheils aus den Barbieren und Zahnausreißern genommen hatte, die sich zuerst meldeten.

Ich ging also heim und legte mich neben Hans Baptist Some schlafen; die Hälfte der Betten war leer. Ich schlief mit Gottes Hilfe ein, und da andern Tags Marescot's Kind in Gegenwart des Wagenmeisters getauft werden sollte, so kehrte ich, ohne etwas zu sagen, nach dem Verles ruhig auf den St. Ignatiusplatz zurück, wo die Föderirten unter ihren Zelten biwakirten.

Die Schulter brannte mich höllisch, aber lieber wäre ich auf der Stelle hin geworden, als in's Spital gegangen.

Lisbeth war sehr froh und überrascht zugleich, mich hier zu sehen, und um mir eine langweilige Predigt zu ersparen, sagte ich ihr, ich spüre nichts.

Nachdem das Kind vom Wagenmeister in die Register des dritten Bataillons der Pariser Föderirten unter dem Namen Cassius, geboren 28. Juni 1793, Sohn des Franz Bernhard Marescot und seiner rechtmäßigen Ehefrau Lisbeth Bastian, eingeschrieben war, folgte ein Bankett unter freiem Himmel; es war dies eine Art patriotischen Mahls, wobei es an Pferds-, Katzen- und Rattenfleisch, sowie an Wein und Branntwein nicht fehlte; nur Brot gab's nicht im Ueberfluß, denn die Preußen hatten durch schwere Flöße, die sie den Fluß herabließen, die Mühlräder zerstört und man mußte jetzt mit Handmühlen mahlen. Auch fehlte es nicht an Verräthern in Mainz, was der Umstand beweist, daß man fast täglich unsere Magazine und Mühlen wo anders hin verlegte und daß trotzdem das Bombardement nach dem Ort gerichtet war, wo man sie eben hingebracht hatte.

Doch das schadete nichts! Dieses patriotische Fest war so schön, als es unsere Lage erlaubte, und ich bekam ein gutes Stück Pferdsfleisch für Hans Baptist Some mit nach Hause, was ihm sehr schmeckte.

Es war eine gefährliche Krankheit in der Stadt ausgebrochen, nicht bloß in Folge der Hungersnoth, sondern und hauptsächlich, weil man todte Pferde wieder aus dem Rhein gefischt hatte, um sie zu verzehren. Wer von der Krankheit befallen wurde, kam nicht davon; nichts konnte ihn retten. Unsere Spitäler waren von solchen Kranken überfüllt; die Tragbahren gingen ununterbrochen hin und her. Deßhalb

liefen so viele Verwundete in den Straßen herum. Man wollte lieber versuchen, allein gesund zu werden, als sich der Gefahr der Ansteckung aussetzen.

Ich verließ das Bataillon gar nicht; ich ging sogar, mit dem Arm in der Schlinge, auf Vorposten und war bereit, nöthigenfalls das Bajonnett zu kreuzen wie die Kameraden.

Die Deutschen hatten die Erde rings umher derart aufgewühlt, daß ihre Laufgräben fast unsere Redouten berührten und daß es von den Wällen herab weithin aussah wie ein großer Maulwurfshaufen. Die Hälfte der Truppen blieb Tag und Nacht draußen bei den Geschützen mit brennender Lunte. Man konnte kein Auge mehr schließen, die „Werda?“ und „Qui vive?“, die „Achtung“-Rufe und Flintenschüsse ertönten alle fünfzig Schritte. Die Preußen waren bei uns und wir bei ihnen.

Etwas ganz Außerordentliches war der Angriff auf die kleinen Forts, die wir auf den Rheininseln hatten. Eine Kompagnie Holländer in preußischen Diensten beschäftigte sich seit einiger Zeit mit der Herstellung schwimmender Batterien in einem Dorf oberhalb Kastels und täglich hieß es, die Batterien kämen. Nach fünf oder sechs Wochen glaubte man nicht mehr daran, als sie eines schönen Morgens herabkamen und von der Strömung langsam auf die Inseln zugetrieben wurden. Ich war in der Redoute Karl; es war prächtiges Wetter. Nun denkt euch auf dem großen Spiegel des Rheins, der in der Sonne erglänzte, eine Art großer viereckiger hölzerner Gerüste, die fünf bis sechs Fuß hoch über das Wasser emporragten, mit Schießscharten für die Kanonen und bedeckt wie Kasematten.

Wir waren zu weit von diesen schwimmenden Batterien entfernt, um darauf schießen zu können; als sie sich aber den

Inseln näherten, begann das Feuer von beiden Seiten. Von jeder Kugel, die im Wasser aufschlug, spritzte dasselbe zehn, fünfzehn Fuß hoch auf, dann acht, sechs und so fort bis ans Ende ihres Pfads; man konnte so zu sagen ihren Gang verfolgen. Der Rhein, kurz zuvor so ruhig, schäumte auf unter den Kugeln und Kartätschen; der Rauch verzog sich, das Echo donnerte und die Batterieen schwammen immer langsam weiter. Schließlich machten sie an einer von Bäumen bedeckten Stelle des Ufers, den Inseln gegenüber, Halt; ihre Kugeln faßten unsere Batterien von der Rückseite, und da die Bomben und Granaten unserer Redouten nicht so weit trugen, sah Jedermann gleich ein, daß, wenn das nur vierundzwanzig Stunden lang so fortging, man die Inseln verlassen müsse.

An dem Tag war alles, vom Gouverneur bis zum letzten Mann, im höchsten Grad verdrießlich; es war klar, daß wenn sich die Preußen der Inseln bemächtigten, ihre Kanonen unsere Mühlen und die alten Mauern dem Ufer entlang zusammenschießen, und daß sie uns dann von allen Seiten zugleich angreifen werden.

So dachte man sich die Sache.

Abends, als wir in die Festung zurückkamen, erfuhren wir, daß der Angriff auf die schwimmenden Batterieen schon beschlossen, daß soeben eine Anzahl Freiwilliger nach Kastel abgegangen sei, und daß man die Flöße um jeden Preis losmachen wolle. Unser Bataillon hatte zwölf Mann gestellt; der alte Some und der lange Lafleche von Heming waren darunter. Da man nicht wußte, wie's die Vorgesetzten angreifen wollten, gab einem der Plan, in kleinen Fahrzeugen den Rhein hinauf zu gehen, um die mächtigen Maschinen anzugreifen, viel zu denken. Zum Glück war der Mond im letzten Viertel und war's draußen trotz der Sterne sehr dunkel.

Bis gegen zwei Uhr nachts blieb alles ruhig; man hätte meinen sollen, der Feind wolle uns auch einschläfern, denn das gewöhnliche Bombardement war unterblieben. Allein um zwei Uhr verkündeten uns die rasch aufeinander folgenden Kanonenschüsse in der Ferne und das Geknatter des Gewehrfeuers, das die Stille unterbrach, daß der Angriff begonnen habe. Ich hatte heftige Schmerzen in meiner Wunde und setzte mich im Bett auf, wobei ich immer denken mußte:

„Armer Vater Some! . . . der Schuß, der eben fiel, war vielleicht für dich!“

Der Anblick all der leeren Betten von einem Ende des Saals bis zum andern, zwischen den Fenstern, durch welche die Sterne hereinblinkten, drückte mir fast das Herz ab. Das war vielleicht die schlimmste Nacht, deren ich mich aus allen meinen Feldzügen erinnern kann; es überlief mich heiß und kalt, meine Schulter glühte; ich wurde fast verrückt. Nachdem ich meinen Wasserkrug geleert hatte und horchend auf und ab gegangen war, schlief ich endlich ein, und es war schon lange Tag, als ich an einem lauten Freudengeschrei und den Tönen der Marseillaise erwachte. Unsere Leute hatten eine der schwimmenden Batterien losgemacht, indem sie das Seil, woran sie befestigt war, abschnitten, und die Batterie wurde vom Fluß im Kreis herum und unaufhaltsam bei Kastel an’s Ufer getrieben, wo sich die ganze Bemannung unter dem Feuer des Forts ergeben mußte.

Als ich Hans Baptiste Some lachend kommen sah, umarmte ich ihn in meiner Herzensfreude. Der arme Alte war patschnaß; er war, einer der ersten, ins Wasser gesprungen und hatte unter den Schüssen und Ruderschlägen der Feinde ein dickes Seil, woran das Floß festgebunden war, durchgehauen.

Am 1. Juli demontirte der Feind eine unserer Batterien, den sogenannten Bock; am folgenden Tag bombardirte er die Citadelle und die Redoute Karl; dann schoß er das St. Sebastian-Viertel in Brand, vertrieb uns aus der Redoute der Klubisten und zwang uns, das Dorf Kostheim zu räumen. Jetzt erreichten seine Kugeln unsere Mühlen, die zerstört wurden. Am 13. Juli endlich schoß er das Rathhaus-Viertel zusammen. Am 14. war Waffenstillstand: die Deutschen hatten die Nachricht von der Einnahme der Festung Condé erhalten und lösten Freudenschüsse, und wir hüben feierten die Einnahme der Bastille und das große Föderationsfest von Paris durch eine patriotische Vorstellung auf dem Exerzierplatz. Man hätte gar zu gern den Altar des Vaterlandes mit grünen Zweigen und Laubwerk geschmückt, es gab aber kein Hälmchen mehr im Innern der Festung, Alles war ausgerauft.

Meine Wunde fing an zu heilen, und dieses Fest, an dem Merlin von Thionville von unsern Verdiensten um das Vaterland sprach, die Gesänge und der Umzug der Göttin der Freiheit, alles erfüllte mein Herz mit Begeisterung.

Am andern Tag kam das Abbrennen an uns. Nachdem er die Stadtviertel am Rhein hin zerstört hatte, hielt es der Feind für angemessen, auch die andern zu zertrümmern. Bei den ersten glühenden Kugeln, welche in unser altes morsches Kloster fielen, gegen zwei Uhr, wußte jeder, was das bedeute, man packte eilends seine paar Fetzen in den Tornister, warf seinen Strohsack zum Fenster hinaus, nahm sein Gewehr, hängte seine Patronentasche um und ging weiter.

Wie ich die Treppe hinabstieg, platzten schon ein Dutzend Granaten im Hof, auf den Speichern und in den kleinen Zellen der Mönche. Die Straße unten war sehr eng.

Was vom Bataillon noch übrig war, begab sich, nachdem

herausgeschlagen worden war, ohne Verzug auf den Marktplatz und biwakirte in den Trümmern des Doms, wo wir bis zum 23. Juli blieben.

Zu guter Letzt war die Hungersnoth so groß, daß man bei den Ausfällen nur noch darauf bedacht war, sich Lebensmittel zu verschaffen. Wenn wir in den Reihen des Feinds einen Soldaten sahen, der sein Brot auf den Tornister geschnallt hatte, so war der Unglückliche zum Voraus verloren; die Kühnsten drangen ihrer fünf oder sechs auf ihn ein, als ob er die Fahne trüge und mochte er sich mit Kugel und Bajonnett wehren, sie tödteten ihn, schnallten seinen Laib ab, und wer den erwischte, steckte ihn sofort aufs Bajonnett. Die Deutschen haben vielleicht nie begriffen, warum Einzelne von ihnen unsere Wuth in solchem Grade erregten; daran war aber weder ihr auffallendes Aussehen, noch ihr auffallendes Unglück schuld, sondern ihr Brotlaib.

Was uns immer freute, war, den Repräsentanten Merlin von Thionville an der Spitze der Husaren der Freiheit auf den Feind stürzen zu sehen. Die Redoute gegenüber von Bretzenheim trug seinen Namen, und als wir draus vertrieben wurden, wie aus den andern, machte Merlin noch einen Ausfall mit fünfzig Mann, um sie wieder zu nehmen. Man hielt ihn für verloren, er kam aber gleichwohl wieder zurück mit seinem großen rothen Säbel in der Faust und sah wild aus wie ein Barbar. Den achteten und liebten wir alle; wir hätten ihn gleich zum General gewählt; aber der andere Volksrepräsentant Rewbel, welcher sich um nichts bekümmerte, als um die Listen und Abrechnungen, besaß die Bewunderung der Soldaten durchaus nicht. Man braucht aber eben allerhand Leute in einer Republik und das Wichtigste, wie Chauvel sehr richtig sagte, bleibt immer die Prüfung der Rechnungen.

Mitten in unserem größten Elend vernahmen wir eines Abends eine furchtbare Kanonade in der Richtung von Oppenheim: der Himmel war nach der Seite hin feuerroth. Alles rief: „Das ist Custine! er kommt uns zu Hülfe“ und umarmte sich vor Freude. Die ganze Garnison blieb diese Nacht unter Waffen und erwartete, mit welcher Sehnsucht brauch ich nicht zu sagen, den Anbruch des Tags, bereit, sich gleich einer Heerde Wölfe auf den Feind zu stürzen. Als aber die Sonne aufging, sahen die Offiziere, die mit Fernröhren auf den Thurm gestiegen waren, ganz in der Ferne auf den weißen Straßen nichts, als die feindlichen Patrouillen, die von Dorf zu Dorf zogen. . . . Was wir für die Kanonen Custine's gehalten hatten, war nur das Rollen des Donners.

Schließlich zählten wir vor lauter Warten, ohne das Mindeste zu erfahren, auf gar nichts mehr; unsere ganze Hoffnung beruhte darauf, wenn die Deutschen einen Sturm unternähmen, unser Leben so theuer als möglich zu verkaufen! Und während wir uns mit diesen Gedanken trugen, da plötzlich verbreitete sich das Gerücht, unser Kriegsrath habe kapitulirt. Erst wollte es Niemand glauben; als es aber unsere Offiziere selber Morgens beim Appell erklärten, bemächtigte sich aller eine wahre Wuth.

Das war am 23. Juli 1793.

Am andern Tag hatten wir Waffenstillstand, die Besatzung war auf dem Exerzierplatz versammelt; die Wüthendsten, unter denen sich Some befand, hatten ihr Gewehr geladen, ohne zu sagen, was sie thun wollten. Man formirte ein Carré und gegen zehn Uhr kamen von der Hauptstraße her alle Offiziere des Generalstabs zu Pferd in großer Uniform: der Kommandant Doyré, der Gouverneur Aubert-Dubayet, Guy-Vernon, Donoy, Laribossure, Kleber, die Repräsentanten Rewbel und

Merlin. Man hörte den Ruf: „Tod! Tod den Verräthern!" sie aber, ruhig mitten im Carré, warteten bis das Geschrei aufhörte, worauf unsere Offiziere vor ihren Truppenabtheilungen die Artikel der Kapitulation verlasen:

„Artikel der von Brigadegeneral Doyré, Ober-Kommandant von Mainz, Kastel und den zugehörigen Forts, vorgeschlagenen und zwischen den beiden Generalen verabredeten Kapitulation.

Art. 1. Die französische Armee übergibt Sr. Majestät dem König von Preußen, die Städte Mainz und Kastel, nebst allen dazu gehörigen Festungswerken in ihrem gegenwärtigen Zustand sammt allen Feuerschlünden, französischen wie fremden, der Kriegs- und Geschütz-Munition, mit Ausnahme nachfolgend aufgeführter Gegenstände.

Art. 2. Die Garnison zieht mit klingendem Spiel ab und nimmt Waffen, Gepäck und alles Privat-Eigenthum der Garnison und die für unterwegs nöthigen Lebensmittel mit. Sie verpflichtet sich binnen eines Jahrs die Waffen nicht gegen die Armeen der verbündeten Mächte zu führen.

Art. 3. Die Generalstabs- und Linienoffiziere, Kriegs-Kommissäre, Vorstände und Beamte der verschiedenen Armee-Verwaltungen, und überhaupt alle französischen Angehörigen nehmen ihre Pferde, Wagen und ihre sämmtlichen Effekten mit.

Und so fort bis zum Art. 14, betr. die Umwechslung des Geldes, den Transport der Kranken und Verwundeten zu Wasser, nach Metz und Thionville, ferner die Etappen von Mainz bis an unsere Grenze, die Besetzung der Forts bei Abmarsch der betreffenden Truppenabtheilungen, die Auslieferung der Waffen, Munition und Posten, die Ernennung der Kommissäre zur Uebergabe der Magazine, kurz alles bis ins kleinste Detail.

Das dauerte eine gute halbe Stunde, und als man sah, daß alles geordnet war, und daß wir mit klingendem Spiel, mit Fahnen, Waffen und Gepäck abziehen durften, da beruhigte sich alles bei dem frohen Gedanken, wieder heim zu kommen. Das war etwas, worauf man schon lange nicht mehr zu hoffen wagte, und jeder sagte sich beruhigt:

„So wär's denn aus. Die Führer sind's zufrieden, heikler als sie brauchen wir auch nicht zu sein. Wir hatten nichts beim Kommen und haben nichts beim Gehen. Die armen Einwohner mit ihren zerstörten Kirchen, Magazinen und Häusern sind übler dran als wir. Wir sehen Frankreich wieder, hören wieder französisch sprechen, erfahren wie es mit der Republik steht; was wollen wir mehr?"

So dachte jeder bei sich, und doch als wir zwei Tage darauf die alten verbrannten Mauern verlassen mußten, wo man sich seit vier Monaten so oft geschlagen, wo man so viel gelitten hatte, wo so viele Kameraden unter dem Schutt begraben lagen, war's ein wahrer Jammer. Ja, am 25. Juli 1793, gegen Mittag, als das Trommeln auf dem Exerzierplatz aufhörte, und die Obersten und Kommandanten riefen:

„Bataillon rechts um, vorwärts marsch!"

— als man durch die alten Straßen und an den Tausenden von elenden Menschen, die vor den Häusern standen, an den Mädchen, welche weinten, an den Männern, welche uns im Grund ihres Herzens verfluchten, an den Klubisten des Doktor Hoffmann, welche bei dem Gedanken zitterten, daß sie im Stich gelassen wurden, und man demnächst mit ihnen abrechnen werde — vorüber marschirte, das war ein schrecklicher Anblick.

Eine Schwadron preußischer Dragoner marschirte uns voraus, und wir: nationale Freiwillige, Föderirte aus allen

Provinzen, mit unseren sechs Monate lang nicht rasirten Bärten, unseren großen abgeschabten Hüten, unseren Lederhelmen, in unseren Fetzen und Lumpen, das Gewehr stolz schulternd, kamen hintendrein.

Man hatte noch keine Zeit gehabt, uns gleichmäßig in Halbbrigaden einzutheilen, aber in Bezug auf Lumpen, Magerkeit und Muth waren wir ganz gleich. Hinter uns kam das alte Regiment von Saintonge, noch im weißen Rock, dann die berittenen Jäger von Languedoc und dann wieder andere.

Als wir durch das preußische Lager marschirten, fing die Musik des Jägerregiments plötzlich an die Marseillaise zu spielen. Da plötzlich ertönte dieses Lied von einem Ende des Zugs bis zum Andern, und die Tausende von Leuten, die herbeigeeilt waren um unsere Demüthigung mit anzusehen und rechts und links von der Straße standen: Bürger und Bauern, wüthend über die Revolution, Geistliche, französische Emigrirte mit der preußischen Kokarde auf dem Hut, gnädige Herren mit ihren Damen im offenen Wagen, Prinzen zu Pferd, kurz alle die Aristokraten, die zu der Belagerung von Mainz wie zu einem Schauspiel gekommen waren, sie alle erbleichten, als sie unseren Gesang hörten und unsere Mienen sahen. Sie mußten sich sagen:

„Es war gut, daß man die Kapitulation angenommen hat, die hätte man erst bis zum letzten Mann hinmachen müssen."

Dies unser Abzug von Mainz.

Draußen, als wir die Schanzen, Laufgräben und zerstörten Dörfer hinter uns hatten, und die grünen Felder, Weinberge, Wälder, die mit Bäumen bepflanzte Landstraße und die Häuschen mit den rothen Dächern wieder sahen, war im Augenblick alles Elend vergessen; man athmete eine andere Luft und die Offiziere kommandirten lustig:

„Bequem 's Gewehr!“

Welche Veränderung! Mein Leben lang vergeß ich nicht, wie glücklich wir uns fühlten, mit dem Tornister auf dem Rücken, Gewehr über, der Heimath zuzumarschiren. An allem andern lag uns nichts mehr! Man dachte nicht mehr dran, und manchmal, wenn man die alten Kameraden neben sich so ansah, mit den zerrissenen Schuhen, aus denen die Zehen hervorschauten, mit dem verbrannten Gesicht, mit der langen Nase, gleich dem Schnabel der Raben nach langer Winterzeit, mit dem alten verzausten Zopf und den glänzenden Augen, so dachte man unwillkürlich:

„Wir können von Glück sagen, daß wir davon gekommen sind! Wie werden sie aufschauen daheim, wenn sie uns in diesem Aufzug wiedersehen! Sie sind im Stand und tragen uns im Triumph herum!“

So dachten wir's uns alle; wir glaubten, die Gemeinderäthe werden uns überall entgegengehen, man werde sich in den Dörfern förmlich um die Ehre streiten, uns zu beherbergen, und werde rufen:

„Es leben die Vertheidiger von Mainz!“

Wir machten doppelte Tagmärsche, um ja recht bald heimzukommen; der Anblick der preußischen Dragoner, die uns eskortirten wie Gefangene, empörte uns, und in nicht ganz vier Tagen kam die ganze Division des Generals Dubayet über Alzey, Kaiserslautern und Homburg vor Saarbrücken an.

Natürlich machten uns die Leute dort herum, die wir ruinirt hatten, kein sehr freundliches Gesicht; das Pfund Butter kostete einen Gulden, das Pfund Fleisch sechsunddreißig Kreuzer, und so alles im Verhältniß: wir hatten ihnen alles weggegessen, die Deutschen konnten also keine große Freude an uns haben; aber in Frankreich, dachten wir, werde es wohl anders sein.

Ueberall unterwegs, wo wir Halt machten, hörte man rechts und links die Aeußerungen der Bauern und Bürger. Manches ihrer Worte setzte uns in Verwunderung. Unser höchster Wunsch war, zu wissen, was daheim vorging. In Küzel entnahm ich aus einer Bemerkung des Bürgermeisters, der die Vertheilung der Lebensmittel zu überwachen hatte, daß die Vendée in vollem Aufstand sei; weiterhin erfuhr ich, daß Marat kurz zuvor von einer Frau ermordet worden sei; was mich aber am meisten wunderte, war, einen Bürger von Homburg, bei dem wir die Nacht zubrachten, von der Flucht der Girondisten als etwas ganz Bestimmtem reden zu hören. Solche Aeußerungen liefen sofort durch alle Reihen, was der eine vernahm, theilte er den andern mit; der Verrath Dumouriez', der sich vor drei Monaten zugetragen hatte, schien uns unmöglich zu sein.

Als wir uns Saarbrücken näherten, wollte mir der Gedanke, so nah an Pfalzburg vorbeizukommen, ohne meine Lieben zu sehen, fast das Herz abdrücken. Vielen andern ging's ebenso; ich aber war dem Kommandanten Jordy speziell bekannt, er wußte, daß ich der zukünftige Schwiegersohn des Konventsabgeordneten Chauvel war; am vierten Tage, wo große Rast gehalten wurde, nahm ich mir also ein Herz und bat ihn um einen Urlaub von zweimal vierundzwanzig Stunden. Er saß kerzengerade auf seinem Gaul, den großen rothen Federhut im Genick, den dicken schwarzen Zopf drunter, und sah mich von der Seite an. Er hätte mindestens eben so gern wie ich einen Abstecher nach Hause gemacht, und bevor er mir Bescheid gab, faßte er sich so ernsthaft am Kinn, daß ich zitternd dachte, er werde sagen:

„Das ist nicht möglich!“

Schließlich fing er an zu lächeln und meinte:

„Gelt, du willst deine Margreth an's Herz drücken?"

„Ja, Kommandant! und meinen Vater."

„Das ist natürlich," erwiederte er und schaute sich um, ob ihn niemand anders höre. „Gut also: gleich in Saarbrücken kommst du auf mein Zimmer und ich gebe dir einen schriftlichen Urlaub auf achtundvierzig Stunden. Aber daß du mir ja deinen Kameraden nichts davon sagst und dich heut Nacht still auf den Weg machst, denn wenn's die andern erführen, würden sie sammt und sonders durch die Wälder Reißaus nehmen. Verstanden? Jetzt wieder in Reih und Glied und stillgeschwiegen!"

Er hätte nicht nöthig gehabt, mir Stillschweigen anzuempfehlen; ich wußte wohl, daß die dreihundertfünfundzwanzig Mann, die vom Bataillon noch übrig waren, auf nichts mehr gehört hätten, wenn sie erfahren hätten, daß der eine nicht behandelt werde wie der andere. Es war eine Ungerechtigkeit, aber, ehrlich gestanden, scheerte ich mich den Teufel drum!

Alles ging, wie mir's der Kommandant versprochen hatte. Im Gasthaus zum großen Hirsch gab er mir meinen Urlaub auf achtundvierzig Stunden; mehr als hundertfünfzig hatten auch drum angehalten, er hatte ihnen jedoch erklärt, daß keiner welchen bekomme. Saarbrücken war die letzte deutsche Stadt, ich mußte nur über die Brücke hinüber, um in Frankreich zu sein, und machte mich für denselben Abend um neun Uhr bereit, nachdem ich's nur dem Johann Baptist Some mitgetheilt hatte.

Ich ging also nach dem Zapfenstreich und ließ Gewehr und Patrontasche beim Gepäck. Trotz der sieben Stunden, die wir seit heut früh schon gemacht hatten, kam ich die Nacht noch bis nach Fenetrange. Ja, die Jugend! — was bringt man nicht fertig, wenn man zwanzig Jahre alt und verliebt ist!

Wie man da läuft, wie leicht das Leben ist, und wie viele Gedanken einem durch den Kopf gehen, zärtliche, lustige und traurige! So oft ich daran denke, ist mir's, als durchmeß' ich die staubige Landstraße an der Saar hin, den Säbel auf den Tornister geschnallt, meinen Republikanerhut quer auf dem Kopf, und die Beine fest in die Gamaschen eingeschnürt. Ich laufe rascher und rascher; ich sehe Margreth, die mich erwartet, meinen alten Vater, Meister Hans und die andern alle. Ich habe Flügel. Gott im Himmel, ist's denn wahr, daß ich anno 93 ein solcher Kerl war!

Es war die schönste Nacht von der Welt, eine Julinacht, hell wie am Tag; Hecken, Weinberge, Wald und Feld waren von süßem Duft erfüllt, und in der ganzen weiten Ebene nichts zu hören, als das Geräusch meiner Schritte, oder eine überreife Frucht, die vom Baum fiel, und in der Ferne das Murmeln der Saar zwischen dem Schilf.

Eine Stunde herwärts Fenetrange, gegen vier Uhr morgens, als die Sonne glühend hinter den Rebhügeln aufstieg, und man in der Ferne die Mäher ihre Sensen dengeln hörte, kam mich die Lust zum Baden an. Ich war ganz weiß von Staub. Seit zwei Monaten hatte kein Mann vom ganzen Bataillon Hemd oder Beinkleid gewechselt, man kann sich daher denken, wie wir aussahen. Ich geh' also den nächsten Fußweg durch's Haberfeld hinunter bis ans Ufer des Flusses, werfe Tornister und Hut ins Gras und zieh' meine Schuhe herunter. Das war ein guter Gedanke, mich zu waschen, und wie ich so mitten im Strom, im frischen, fließenden Wasser, im Schatten alter Weiden, durch welche die Morgensonne glitzerte, alle Viere von mir streckte, da fühlte ich mich wie neugeboren und jauchzte innerlich:

„Michel, es ist doch was Gutes um das Leben!“

Eine halbe Stunde lang that ich nichts als unter der Brücke von Rilchingen auf und untertauchen. Einige Bauern gingen mit ihrer Sichel oder Heugabel auf der Schulter vorüber ohne sich umzuschauen. Ich streckte mich, warf mich hin und her, ließ meine langen aufgelösten Haare über den verbrannten Hals herabhängen und wälzte mich mit unendlichem Behagen im Wasser.

Als ich herausging und mich wieder anzog, erwärmte die Sonne schon den Sand, die Lerchen stiegen über den Feldern auf und in der Ferne am Rande der Ebene erkannt' ich unsere Berge, unsere schönen blauen Vogesenberge, den Donon und den Schneeberg. Welch ein Anblick! Die Zähne klapperten mir, doch ich hatte keinen andern Gedanken, als mich für Margreth schön zu machen und mich mit meinem alten Kamm zu kämmen, der nur noch drei Zacken hatte. Und erst die Hemden und die andern Garderobestücke mußte man sehen; ich wagte es nicht, Rock oder Hose auszubürsten, weil ich fürchtete, die Fetzen möchten mir in den Händen bleiben; sie hatten gehörig Löcher! So geht's halt im Krieg zu!

Ich nahm das letzte leidlich saubere Hemd, das ich noch hatte, und meine besten mit Bindfaden geflickten Schuhe. Was wollt ich machen? wenn man nur noch Lumpen hat, thut einem die Wahl nicht weh; das ist klar! Das war nicht mehr der schöne Michel mit seinem dicken, dreifarbigen Sonntagshalstuch, seiner großen, geblümten Weste, dem schönen, vom guten Vater Bastian gekämmten und geflochtenen Zopf; aber ich hoffte, Margreth werde mich gleichwohl wieder erkennen und freudig an ihr Herz drücken; das war die Hauptsache. Und nachdem das andere Hemd tüchtig gewaschen, fest ausgewunden und auf dem nahen Weidenbusch fast getrocknet, der Tornister zu und der Säbel wieder draufgeschnallt war, schnitt ich mir noch

einen festen Prügel und wanderte frisch und muthig, vergnügt und heiter meines Wegs.

Gleichwohl sah ich, wenn ich durch die Dörfer kam, daß das Elend groß war, und wenn die Leute aus den Häusern herauskamen, verrieth mir ihr schlechtes abgehärmtes Aussehen, daß viele Stützen der Familien, vom Krieg verschlungen, die Ihrigen in großer Noth zurückgelassen hatten. Die armen Alten wandten sich nach mir um, als sie mich kommen sahen, und dachten vielleicht: „Das ist unser Johann! Das ist unser Jakob.“

Wenn ich dann im Vorbeigehen sagte: „Grüß Gott!“ so antworteten sie traurig: „B'hüt dich Gott!“

In Fenetrange, gegen sieben Uhr Morgens, hörte ich zum ersten Mal auf die Mainzer schimpfen, was mich natürlich aufbrachte und mir weh gethan hätte, wenn's bei dem Lumpen der Müh werth gewesen wäre. Ich hatte in einer kleinen Fuhrmannsherberge, wie die des Meisters Hans in den Baracken, eingekehrt, und während ich mir ein Stück kalten Braten schmecken ließ und ein Fläschchen weißen Landwein dazu trank, kam der Barbier mit seiner Serviette und seiner Schüssel unter'm Arm herein. Der Wirth, ein alter Mann, setzte sich auf einen hölzernen Stuhl mitten in der Wirthsstube, und jener fing an, ihn zu rasiren, wobei er in einem fort und über alles schwatzte, wie eine Elster; er sagte, die Verräther in Mainz hätten mit den Preußen verabredet, ihnen die Festung auszuliefern, sie verdienten alle von dem Wohlfahrtsausschuß verurtheilt und binnen vierundzwanzig Stunden guillotinirt zu werden.

Ich sah den Dummkopf nur von der Seite an; er gab nicht auf mich Acht; es war ein förmlicher Zwerg mit Stülpnase, Glotzaugen und einem Rattenschwänzchen von Zopf, ein

Kerl, den man umblasen konnte. Ich beruhigte mich sofort bei seinem Anblick.

Als der alte Wirth aufgestanden war und sich das Kinn wischte, leerte ich mein Glas und warf den letzten der zwei Louisd'or auf den Tisch, die mir Meister Hans gegeben hatte. Der Wirth schien sehr verwundert, denn es war vielleicht der erste Louisd'or, den er seit einem Jahre zu sehen kriegte, und nachdem er ihn am Fenster 'rum und 'num gedreht, nahm er aus seinem Kasten ein Körbchen voll Sousstücke und Assignaten; er gab mir achtundsiebzig Livres und zehn Sous in Assignaten heraus und sagte, meine Schuldigkeit mache dreißig Sous, woraus ich dann entnahm, daß unser Papiergeld nur noch fünfundzwanzig Prozent werth war. Das öffnete mir die Augen, und ich dachte, das Elend im Lande müsse schrecklich sein. Wenn die Bürger und Bauern nicht die Ländereien der Adeligen und der Klöster zum Unterpfand gehabt, und wenn die Assignaten nicht dazu gedient hätten, dieselben zu kaufen, so wäre die Revolution verloren gewesen.

Von Fenetrange an bemerkte ich unterwegs überall eine außerordentliche Aufregung: die Uebergabe von Mainz war in der Gegend bekannt geworden; ganz Elsaß und Lothringen war wüthend darüber. Man war trostlos, denn viele Familienväter, die als Distriktsabgeordnete ausgezogen waren, um die Deutschen zu demokratisiren, hatten nicht geschrieben, und man konnte nicht wissen, was aus ihnen geworden war. Ich schritt durch all den Lärm, ohne mich umzusehen. Nach den vielen Schlachten, Kämpfen und Metzeleien machte mir dergleichen keinen Eindruck mehr.

Als ich die Steig bei Wechem hinunterging, sah ich vor dem Hause des Schulzen eine Menge Menschen; inmitten dieser Menge befand sich eine Abtheilung National-Gensdarmen: es

war ein Freiwilligen-Aufruf! Wie ich über die Brücke ging, ritt einer der Gensdarmen, der Wachtmeister, auf mich zu und forderte mir meinen Urlaub ab, den ich ihm sofort einhändigte; er prüfte ihn. Die Menge schaute von weitem zu; er machte ein ernstes Gesicht; nachdem er ihn gelesen, gab er ihn mir wieder, bog sich vom Gaul herab und meinte:

„Kamerad, du bist nicht fett; euch ist's da drüben hart gegangen! Aber das ist jetzt eins, nur rühme dich nicht, daß du von der Belagerung von Mainz kommst, man könnte dir übel mitspielen.“

Damit kehrte er ruhig auf seinen Posten zurück; ich aber schritt rasch den Berg drüben wieder hinan und faßte meinen Prügel unwillkürlich fester. Ich war nicht erzürnt aber empört über dieses dumme Pack, das die Zeit her in seinen Dörfern saß, unter Freunden und Bekannten sich Essen und Trinken schmecken ließ und wohlfeile Güter kaufte, während unsereins täglich sein Leben einsetzte und Kälte, Hunger und alles Elend ausstehen mußte, um diese Kerls, die uns auch noch für Verräther hielten, vor den Oesterreichern und Preußen zu beschützen. Eine solche Dummheit des Volkes ekelte mich an. Ich hab' seither oft gedacht, daß die Lumpen aller Art, die des Volkes wie des Adels und der Geistlichkeit, es mit ihren abscheulichen Lügen damals leicht hätten so weit bringen können, daß sich die Armee von Mainz gegen die Nation erhoben hätte; vielleicht wollten sie das.

Selbst als ich oben war, konnte ich, trotz der Freude, die Wälle, die Halbmonde, die Kirchthürme und die Häuser des alten Nests am Ende der staubigen Heerstraße wieder zu erblicken, trotz der Hoffnung, Margreth, meinen Vater und alle meine Freunde bald gesund wiederzusehen, den Gedanken an

die Dummheit des Volkes nicht los werden, bis ich ans Glacis und ans Festungsthor von Pfalzburg kam.

Da erst wurde mir's wieder leicht um's Herz bei dem Gedanken, meinen Lieben so nahe zu sein. Es war Mittag; ich hörte in der Infanteriekaserne zum Essen trommeln. Als ich über die Zugbrücke schritt, da kommt unter dem kleinen Oktroistadel gegenüber der Wache der dicke Poulet hervor, der alte Salzfaktor, der Oktroiaufseher geworden war; er biß eben in ein enormes Stück Rahmkäse, und auf seinem Strohhut, der mit einem Trauerflor umwickelt war, hatte er eine dreifarbige Kokarde, so groß wie meine Hand.

Mit dem Leuteanzeigen, unter der Republik so gut wie unter Ludwig XVI., und mit dem Gebührenschnappen, wodurch er eine Menge Menschen ins Unglück brachte, hatte sich der Lumpenhund einen Bauch angeschnallt, der vom Kinn bis auf die Schenkel ging; sein Hemd stand wegen der großen Hitze vorn offen, seine Kinnbacken und seine Ohren waren krebsroth. Und wie ich mich ihm so mager und zerlumpt nähere, sieht er mich einen Augenblick an und schreit dann der Wachmannschaft gegenüber zu:

„He, ihr Leut', Schulter 's Gewehr! die Trommel gerührt! Da kommt der Michel Bastian, einer der berühmten Vertheidiger von Mainz, die soeben die Festung den Preußen übergeben haben; ein Held! ha! ha! ha! ein Held! Präsentirt 's Gewehr!"

Er schrie was er konnte, um sich über mich lustig zu machen; die Soldaten, die in einer Reihe auf dem Brückengeländer saßen und die Beine baumeln ließen, schauten mich an. Ich, todesbleich vor Zorn, versetzte dem Bürger Poulet, ohne vom Weg abzubiegen, im Vorbeigehen eins ins Gesicht, daß er unter das Zahlbrett des Oktrois purzelte und die Beine in die

Luft und die Nase in seinen Rahmkäs streckte. Er schrie fürchterlich:

„Mörder! Hülfe! Man bringt einen Patrioten um!“

Ich ging ruhig meines Wegs, ohne mich zu beeilen; der alte Serschant, der auf der Wache war, sagte lachend:

„Gut getroffen, Kamerad, gut getroffen.“

Die Soldaten schauten ganz verwundert drein und der Serschant fragte:

„Du kommst von Mainz?“

„Ja, Serschant.“

„Es ist dir scheints nicht besonders gut gegangen?“

„Nein, ’s war nicht übertrieben.“

„Bei Gott,“ sagte er lachend zu seinen Leuten, „wenn unsere Generale die Verräther gemacht haben, sind die Mannschaften nicht sehr flott bezahlt worden.“

Poulet, der sich wieder erhoben hatte, schrie von weitem: „Haltet ihn, es ist ein Aristokrat. Im Namen des Gesetzes verhaftet ihn!“

„Geh’, Kamerad,“ sagte der Serschant, „Glückliche Reise!“

Ich ging also in die Stadt hinein. Die gesunde Dachtel hatte mir das Herz erleichtert; ich dachte nur an die Freude, Margreth und die Freunde wiederzusehen. Mehr als ein Vorübergehender blieb stehen, sah mir nach und rief:

„Was! das ist ja der Michel Bastian. Guten Tag Michel!“

Ich aber in meiner Aufregung nickte blos mit dem Kopf.

An Fouquet’s Eck, als ich Chauvel’s Laden sah, seine Fenster und die Auslage mit den Kalendern, Büchern und Zeichnungen, versetzte mir’s fast den Athem vor Glück und Unruhe. War auch noch alles im alten Stand? war alles wohl? Ich trat unter das Vordach der Thüre. Die Fensterläden waren der großen Hitze wegen geschlossen. Rasch durch-

schritt ich den Laden, bückte mich und sah durch die kleine Glasthüre hinten Margreth und meinen Bruder beim Essen sitzen. Sie schauten auch ganz verwundert her, denn in meinem Bart, dem alten abgeschabenen Hut und den zerrissenen Kleidern konnte mich Niemand erkennen, bis ich die Thüre aufmachte mit den Worten:

„Da bin ich!“

Das hättet ihr sehen sollen: Margreth in meinen Armen, Stephan an meinem Hals, schluchzend und jauchzend:

„Der Michel ist's! wir hofften nicht, dich sobald wieder zu sehen! Mein Gott, mein Gott, wie glücklich!“

Wir lachten und weinten durcheinander, bis Stephan sagte:

„Wie wird sich der Vater freuen!“

Eins nahm mir den Tornister, das andere den Hut ab, und dann fing das Herzen und Küssen wieder von vorne an. Ich schaute Margreth an und drückte sie an meine Brust, das Liebste, das Höchste, was ich auf Erden besaß; ich fand sie recht bleich aussehend, ihre Augen glänzten, ihre schönen schwarzen Haare drängten sich in reichen Flechten unter dem Morgenhäubchen hervor, und ihre guten braunen Backen waren schmäler geworden. Ich sagte:

„Bist du krank gewesen, Margreth?“

„Nein, nein,“ versetzte sie, „ich bin wohl und gesund; nur die Angst, als ich keine Nachricht mehr bekam, und das Unglück des Vaterlandes . . . Aber setz' dich doch!“

Das Tischchen stand am Fenster, sie hatten eine Schüssel Kraut, ein wenig Speck und eine Flasche frisches Wasser.

Stephan, nimm zehn Sous aus der Ladenkasse,“ sagte Margreth, „geh' zum Tony und lass' dir Schinken geben; ich will in den Keller hinunter und Wein holen. Wir trinken nämlich Wasser, Michel! Die Zeiten sind schlecht, man muß sparen.“

Sie lachte, und ich sah sie mit strahlenden Augen an, mit zwanzigjährigen Augen; ich wollte ihre Hand nicht loslassen, aber sie riß mir aus und lief fort in den Keller. Da sah ich mich einen Augenblick in dem mit Büchern vollgepfropften Stübchen um und dachte:

„Da wärst du also wieder!"

Die Thränen traten mir in's Auge, denn es war ja nicht für lange! und als Stephan mit dem Teller Schinken kam, und Margreth ihre Flasche Wein auf den Tisch stellte, und wir einander so recht vergnügt anschauten, da war's auch mit ihrer Freude bald vorbei, als sie hörten, daß ich nur auf achtundvierzig Stunden Urlaub hätte und am andern Tag wieder fort müsse. Margreth aber sagte:

„Die Pflicht vor allem. Vor allem die Republik und die Menschenrechte!"

Wie sie das sagte, glich sie dem alten Chauvel ganz auffallend; es war derselbe kühne Blick, dieselbe klare feste Stimme, und unwillkürlich mußte ich denken:

„Wenn ihr einmal verheirathet seid, wird sie immer recht haben wollen, wird sie immer sagen: Thu' dies, thu' jenes, das ist deine Pflicht! Ich werde wohl ihren Verstand anerkennen und gehorchen müssen. Wenn's nur schon so weit wäre, wir wären's wohl zufrieden."

Diese Gedanken brachten mich nicht draus! sie nur zu sehen, zu hören, ihr Händchen auf meiner Achsel zu spüren, machte mich schon so glücklich, daß ich's gar nicht sagen kann. Von Zeit zu Zeit ging die Ladenthüre, und wenn's schellte ging Stephan hinaus, um die Leute zu bedienen, Soldaten, Bürger, Bauern. Wir aßen weiter und sprachen dabei von den öffentlichen Angelegenheiten, vom Meister Hans, vom Vater, von allen. Margreth lag, wie dem alten Chauvel, die Re-

publik zumeist am Herzen; sie hatte es gleichsam geerbt. Als sie hörte, daß wir vier Monate lang in Mainz weder Berichte noch Briefe von auswärts bekommen hatten, und daß ich in Einem Zug von Saarbrücken herkam, ohne zu wissen, was seit dem 6. April vorgefallen war, wollte sie mir alles erzählen und ich erfuhr von ihr an dem einen Tag mehr, als, während meines ganzen Freiwilligendienstes, in der Kaserne und im Feld.

Das allerdings wußt' ich, daß Dumouriez nach seiner Niederlage bei Nerwinden das Beispiel Lafayette's befolgt und versucht hatte, seine Armee nach Paris zu führen, um den Konvent zu verjagen und das Königthum in Frankreich wiederherzustellen. Ich hatte gehört, daß er sich mit Coburg, dem österreichischen General, verständigt hatte; daß er ihm Condé ausliefern und dann seinen Schlag führen sollte; daß er jedoch, als ihn der Konvent vor seine Schranken lud, er als Verräther sich entlarvt sah, und die ganze Armee sich gegen ihn erhob — die bei ihm befindlichen Volksrepräsentanten dem Feind auslieferte und, sammt einem Theil seines Generalstabs und den Söhnen des ehemaligen Prinzen von Orleans, zu den Oesterreichern floh. Ich wußte auch, daß man den Philipp-Egalité verhaftet, und daß die Gironde Danton beschuldigt hatte, er sei im Einverständniß mit Dumouriez und den Söhnen Orleans', worauf er ihnen mit Entrüstung antwortete:

„Daß man nur die Feiglinge, welche fähig seien, einen Ludwig XVI. zu schonen, im Verdacht haben könne, mit den Verräthern in Unterhandlung zu stehen und den Thron wiederherstellen zu wollen!“

Was ich aber nicht wußte und jetzt von Margreth erfuhr, das waren die furchtbaren Maßregeln, die man hatte ergreifen müssen, um endlich all diesen Verräthereien Einhalt zu thun: die Errichtung eines Wohlfahrts-Ausschusses und eines Sicher-

heits-Ausschusses, welchem alle Bezirke von Frankreich und die Volksrepräsentanten bei den Armeen jede Woche Rechenschaft ablegen mußten; die Errichtung eines außerordentlichen Gerichtshofs, bestehend aus fünf Richtern, zehn Geschwornen und einem öffentlichen Ankläger, mit der Vollmacht alle Verschwörer zu belangen, zu verhaften und vor Gericht zu stellen; die Einsetzung eines ähnlichen Gerichtshofs in vielen andern Städten; die In-Acht-Erklärung der Kontre-Revolutionäre; die Haussuchungen bei den Verdächtigen; die Namensverzeichnisse sämmtlicher Bewohner, die man an den Thüren der Häuser, die Wohlgesinntheits-Atteste, die man allerorten haben mußte; die Verhängung der Todesstrafe über alle Deportirten, die sich wieder in Frankreich blicken ließen u. s. w.

Ferner die Opposition der Girondisten gegen alle diese unumgänglich nothwendigen Maßregeln, während sie weder mit den langen Reihen hungernder Armen, die von morgens bis abends vor den Thüren der Bäcker standen, noch mit den unglücklichen Handwerkern, die man mit Assignaten bezahlte, welche kein Kaufmann nehmen wollte, noch mit den Tausenden von Arbeitern Mitleid gehabt hatten, die durch ihre Schuld — weil sie gegen den Willen des Bergs den Krieg erklären ließen — an die Grenze hatten ziehen müssen. Margreth berichtete mir auch von der Wuth des Volks über diese Leute, die nur ein Herz für den König und seine Familie, für die Adeligen und die Reichen hatten; von den unzähligen Petitionen, welche ihre Ausschließung aus dem Konvent forderten; von ihren Anklagen gegen Marat, von dessen Erscheinen vor dem außerordentlichen Gerichtshof, und von seiner Freisprechung zur allgemeinen Zufriedenheit der Patrioten.

Von all' dem wußte ich gar nichts.

Margreth erzählte mir ferner den unglücklichen Stand

der Dinge im Norden, wo fünfunddreißigtausend Engländer und Holländer unter dem Befehle des Herzogs von York zur Verstärkung Koburgs eingetroffen waren, so daß uns der Feind hunderttausend gegen vierzigtausend Mann stark gegenüberstand und wir uns unter täglichen Gefechten bis Valenciennes hatten zurückziehen müssen. Ich erfuhr ferner von dem Bund der Adeligen, der Priester und der Bauern in der Vendée zur Unterstützung Ludwigs XVII., ihre furchtbare Erhebung unter der Führung Cathelineau's, Stofflet's, Six-Sous', Souchu's und anderer, die nicht von der alten Rasse der Eroberer, sondern von Fuhrleuten, Waldschützen, Bäckern, Ackers- und Handwerksleuten abstammten, aber gleichwohl beschränkt genug waren, sich gegen sich selbst wie wüthende Wölfe zu schlagen; denn sie erschossen ihre Gefangenen, während ihre Weiber die Verwundeten im Namen unseres Heilandes Jesus Christus niedermetzelten.

Sie erzählte mir auch von der steigenden Wuth der Girondisten und Montagnards, die sich gegenseitig die Schuld an diesen Unglücksfällen vorwarfen; von der Festsetzung eines Maximums für die Fruchtpreise und von der Zwangsanleihe im Betrag von einer Milliarde, die man trotz der selbstsüchtigen Girondisten auf die Reichen umgelegt hatte. In einem Brief von Chauvel, den mir Margreth zeigte, hieß es, an diesem Tag sei es drauf und dran gewesen, daß sich Montagnarden und Girondisten zerrissen hätten, und daß sie ohne die ruhigeren Mitglieder der „Ebene“ über einander hergefallen wären. Die Girondisten wollten alle Pariser Behörden absetzen und den Sitz des Konvents nach Bourges verlegen. Dort wären die Montagnards, in den Händen ihrer Feinde, verloren gewesen. Diese Girondisten, unter der Hand meistens Royalisten, die aber nicht das Herz hatten, es zu gestehen,

und die Republik offen und ehrlich zu bekämpfen, diese Tröpfe, welche der Revolution Halt gebieten und sie zu ihrem Nutzen ausbeuten wollten, brachten es fertig — wie mir Margreth sagte und wie ich in Chauvels Brief las — eine Kommission von zwölf der Ihrigen ernennen zu lassen; und diese Kommission hatte nichts Eiligeres zu thun, als die Revolutions-Ausschüsse zu kassiren, die Kommune zu bedrohen und die Aufhebung des außerordentlichen Gerichtshofs zu beantragen.

Sie wollten die Tausende egoistischer Heuler beruhigen; das Schicksal dieser während der Hungersnoth unbarmherzigen Gesellen rührte sie mehr als das des opfermuthigen Volkes. Dann wäre das von Feinden umringte Frankreich kraftlos dagestanden, die Emigrirten, die Mönche und die Bischöfe wären hinter den fremden Heeren drein wieder in's Land gekommen und hätten ihre Privilegien im Blut der Nation tausendmal fester als zuvor und für Jahrhunderte wieder aufgerichtet. Nur hätten die Engländer Dünkirchen, die Oesterreicher Valenciennes, die Preußen Mainz und Landau, die kleinen deutschen Fürsten Elsaß und Lothringen für sich genommen.

Wir hätten ein kleines Königreich Frankreich mit vielen großen Herren bekommen, und eine Masse elenden Volks, das jene mit seiner Arbeit hätte verhalten müssen wie vor 89.

Das war zu viel! Das Volk von Paris, unter der Führung Danton's, rettete zum zweiten Mal das Vaterland, indem es sich mit einem Schlag erhob und die Verräther am Kragen nahm.

Das hatte sich vor zwei Monaten begeben, am 31. Mai 1793.

Einer dieser Girondisten hatte sich erfrecht zu sagen, wenn man einen von ihnen anrühre, so werde Paris durch die Departements dem Erdboden gleich gemacht, daß man seine Spur nicht mehr am Ufer der Seine finde. Die Montag-

nards ließen sie aber trotzdem verhaften. Marat hatte eine Liste der Gefährlichsten angefertigt. Ein Theil davon befand sich noch im Gefängniß, andere, wie Petion, Guadet, Buzot, Barbaroux hatten sich geflüchtet; sie hoben Truppen in der Provinz aus, belegten die öffentlichen Kassen mit Beschlag, lösten die Gemeinderäthe auf und setzten Gerichtshöfe ein, um die Patrioten verurtheilen zu lassen; ihr General war Wimpfen, ein Adeliger, ein Royalist! Man hat schon viel von Verräthern gehört, aber ärgere hat's, glaub ich, nie gegeben, denn wenn französische Generale manchmal mit dem Feind gegen uns marschirt sind, suchten sie wenigstens die Nation nicht gegen sich selbst zu hetzen, indem sie ihr von ihren Rechten vorschwatzten und sich Republikaner hießen.

„So steht's also, sagte Margreth. Fünfzig Departements sind in vollem Aufruhr. Lyon, die zweite Stadt Frankreichs hat sich gegen den Konvent erhoben; die Royalisten haben das Stadthaus im Sturm genommen; sie haben die Patrioten verhaften, verurtheilen und guillotiniren lassen; Marseille und Bordeaux haben sich auch erhoben; Valenciennes fällt morgen in die Hände des Feindes; die Girondisten heben in der Normandie Truppen aus, um auf Paris zu marschiren; in der Vendée und Bretagne steht alles in Flammen; die Engländer schneiden die Zufuhren ab; ihr Minister Pitt erklärt unsere sämmtlichen Häfen in Blokadezustand; er gibt Subsidien an Preußen, Oesterreich, Sardinien und Spanien; er hat sogar die Badenser, Bayern und Hessen in Sold genommen, lauter Leute, die nur auf die Einnahme von Mainz warteten, um in Frankreich einzufallen. Wir allein, Lothringer, Elsäßer, Franche-Comté, Champagne, Pikarden und Pariser gehen noch mit der Revolution, denn zu allem Unglück hin haben auch noch Tausende von Bauern in den Cevennen das weiße Banner

erhoben; sie rücken durch die Auvergne den Vendéern zu Hilfe und schneiden unsere Pyrenäen- und die Alpen-Armee von Paris ab; Corsika will sich den Engländern ergeben . . . Kurzum, alles ist gegen uns . . . alles erdrückt uns auf einmal.

„So sind wir also verloren, Margreth?“

„Verloren!“ preßte sie, die Fäustchen auf den Tisch gestützt, heraus; ja, wenn die Girondisten im Konvent geblieben wären, um alle Maßregeln des Wohlfahrtsausschusses zu hemmen und zu vereiteln, dann wären wir verloren. Aber die Zeit der schönen Reden ist vorbei. Danton, Robespierre, Billaut-Varenne, Collot d'Herbois, Carnot, Prieur, Lindet, Saint-Just, Couthon, Treilhard, Jean Bon-Saint-André, Guyton-Morveau, Cambon, alle die Freunde meines Vaters sind da; sie haben bereits in acht Tagen die Verfassung gemacht, welche die Girondisten seit acht Monaten hinzogen, ohne sie fertig bringen zu können. Sie ist einfach, klar, bestimmt und gerecht; das ist die wahre republikanische Verfassung, von der die andern nichts wissen wollten. Jetzt kommt es an die großen Maßregeln, denn vor allem heißt es Frankreich retten. Man hat uns zittern gemacht, nun ist das Zittern an den andern. Und zwar sollen zuerst die royalistischen Generale beseitigt werden; die Bouillé sollen den Preußen den Weg nach Frankreich nicht wieder zeigen; die Rochambeau werden den Oesterreichern unsere Bewegungen nicht mehr verrathen; die Lafayette werden nicht mehr mit dem Hof conspiriren; die adeligen Gouverneure werden unsere Festungen nicht mehr übergeben; die Dumouriez werden ihre Armee nicht mehr zum Abfall zu verführen suchen, um das Königthum wieder herzustellen! Söhne des Volks sollen an unserer Spitze stehen, Männer von unserer Rasse, von unserem Blut; mein Vater spricht in seinem letzten Brief davon. Der Wohlfahrtsausschuß streckt schon die Hand aus,

um Custine zu fassen, der euch in Mainz hat Hungers sterben lassen, ohne euch zu entsetzen oder zu verproviantiren; der außerordentliche Gerichtshof entwirft schon die Anklageakte gegen ihn. Du sollst sehen, wie Alles in Gang kommt. Wenn wir zu Grunde gehen müssen, werden viele vor uns zu Grunde gehen; und so leicht werden die anderen die Rechte der Pfaffen und der gnädigen Herren nicht wieder bei uns herstellen.

Als ich sie so reden hörte, faßte ich wieder Vertrauen und dachte: diesmal, Michel, heißt's siegen oder sterben. Wenn die Anderen Meister werden, so seid ihr — Chauvel, Margreth und du, die ihr schon zu viel gesagt und gethan habt um zurück zu können — der Guillotine sicher; denn die Royalisten guillotinirten bereits in Lyon. Also wehe denen, welche dir in den Weg kommen; sie haben kein Erbarmen, so wollen auch wir keins haben!

Und wie ich so von Zeit zu Zeit durch die Glasthüre die Kunden näher ansah, welche mein Bruder bediente, Leute aus den verschiedensten Ständen, da bemerkte ich, daß sie alle ernste Gesichter machten, daß sich jedermann mit denselben Gedanken beschäftigte, daß man dachte: der große Augenblick ist da, wo sich's entscheiden muß, ob wir's durchsetzen oder ob's die andern durchsetzen. Ja, beim Anblick dieser Arbeiter, Bauern, Soldaten, dieser Leute, welche in einer Zeit der Hungersnoth ihren letzten Pfennig hingaben, um zu wissen, was vorging, da drängte sich mir der Gedanke auf, daß ein Volk, das frei bleiben will, eine Welt in die Schranken fordern kann; daß viele von uns zu Grunde gehen, wir aber schließlich doch Sieger bleiben werden.

Hart war's aber doch; und so viele Feinde aller Art, die man vernichten mußte, das war ein schwer Stück Arbeit.

Das ist wie in der Ernte, wo man morgens um zwei Uhr aufsteht, die Sichel richtet und die Lenden gürtet und Aehren schneidet bis zum Abend! Wie traurig, denken zu müssen, daß die Menschen aus Eigennutz und Ungerechtigkeit nicht mehr Mitleid mit einander haben, als mit dem Gras auf dem Felde.

Somit glaub ich euch alles erzählt zu haben, was mir Margreth damals über die Angelegenheiten der Nation sagte. Es war auch die Rede von Meister Hans, der kurz zuvor als Bezirksabgeordneter zu den auf den 10. August anberaumten Festen nach Paris gegangen war, und von der Annahme der neuen Verfassung durch die Urwähler-Versammlungen.

Darüber war die Nacht herangekommen, und da mir sehr daran lag, meinen Vater noch am gleichen Tag zu sehen, begab ich mich gegen sieben Uhr abends nach den Baracken.

Was soll ich euch die Freude schildern, die ich hatte, die alte Gasse mit ihren Misthäufen und im Vorbeigehen die Schmiede, in der Venerotte arbeitete, und die Wirthschaft zu den „Drei Tauben" und Frau Kathrine wiederzusehen; und dann meinen guten alten Vater ans Herz zu drücken, der ganz weiß geworden und gebückt war, der weinte und mich nicht loslassen konnte und dessen Lippen auf den meinigen bebten — das sind Sachen, die sich jeder verständige Mensch selber vorstellen kann; man müßte ein Herz von Stein haben, um das nicht mitzufühlen.

Ich muß euch aber, wenn auch ungern, sagen, wie mich meine Mutter empfing, denn sonst könnt es sich gar mancher kaum vorstellen. Als ich nämlich meinen Vater umarmt hatte und jetzt auf sie, die am Herd saß, mit offenen Armen zueilte und „Mutter" rief, stand sie auf, maß mich von oben bis

unten mit wilden Blicken, drehte mir den Rücken und ging, ohne mir zu antworten, ohne mir ein Wort zu sagen, die Stiege hinauf auf den Boden, den sie nicht wieder verließ, bis ich fort war. Ich war ganz betroffen, der Vater aber tröstete mich, so gut er konnte, und wir blieben die ganze Nacht am Herd bei einander sitzen, kochten uns Kartoffeln zum Nachtessen, rauchten unsere Pfeifchen, schauten einander an und sprachen von unserem Glück und unsrer Zufriedenheit.

Der gute Vater war nie glücklicher gewesen; er aß jeden Sonntag mit Margreth und Stephan zu Mittag und sprach mit förmlicher Begeisterung von ihnen, da er sein Leben lang nicht so gut behandelt, geachtet und verehrt worden war.

Er schätzte mein Glück, Margreths Liebe gewonnen zu haben, so hoch, wie ich selber; und für Stephan freute es ihn ganz besonders, daß er sich dank seinem Schulsack, seinem guten Betragen und seinen täglich sich mehrenden Geschäftskenntnissen ohne harte Arbeit sein Brod verdiente.

Auch daß Mathurine und Claudius auf Meister Hans' Hof in Pickeholtz eine so gute Stelle gefunden hatten, war ihm eine große Beruhigung; er fand, sie hätten's viel besser als er selber, was konnte er sich mehr wünschen? Was ich ihm von Lisbeth und von Marescot und von der Geburt des kleinen Cassius berichtete, machte ihm gleichfalls viel Vergnügen; er wurde nicht müde, mir zuzuhören und war, so zu sagen, bei jedem Wort gerührt.

So saßen wir also bis zum Morgen; dann zog der Vater seine Sonntagskleider an und begleitete mich in die Stadt zurück. Man stellte uns vor jeder Thür in den Baracken; die Frau Basen und die Bekannten freuten sich, mich wieder zu sehen und mir Glück zu wünschen. Auch in Pfalzburg begriffen die Patrioten, trotz aller Gerüchte über die Mainzer, bei meinem

Anblick wohl, daß es unsere Schuld nicht war, wenn wir die Festung hatten übergeben müssen.

Ich hatte mir vorgenommen, um zehn Uhr wieder abzureisen, aber Margreth hatte es anders eingerichtet; sie hatte einen Platz auf der Post für mich genommen, die um fünf Uhr Abends ging, und mit der ich ohne zu große Anstrengung schneller nach Nanzig kommen konnte. Die ganze Nacht über hatte sie nichts gethan, als meine Sachen wieder hergerichtet und war noch nicht damit fertig, denn auch den Tag über machte sie noch fort mit Plätz einsetzen, Knöpf annähen, mit Waschen und Bügeln; zwischen hinein besuchten mich die Patrioten, Elof Collin, Raphael Menk, Genti, kurz alle. Ich mußte ihnen von unserer Vertheidigung, unseren Drangsalen, von der Anzahl der Leute, die wir verloren hatten, von den Feuersbrünsten und der Hungersnoth erzählen, und alle sagten, nachdem sie mich gehört hatten, die Generäle hätten die Verräther gemacht; aber die Armee verdiene keine Vorwürfe.

Poulet hatte mich beim Sicherheits-Ausschuß als Deserteur denunzirt; diesmal aber bekam der Lump statt der fünfzig Livres Prämie einen tüchtigen Verweis vom öffentlichen Ankläger Raphael, denn mein Urlaub war in Ordnung.

Alles ging also seinen geweisten Weg und als es auf fünf Uhr Abends ging, aß man etwas zeitiger zu Nacht, recht traurig, nochmals scheiden zu müssen, und doch froh, daß man sich wiedergesehen hatte. Margreth hatte meinen Tornister mit einem Paar neuer Schuhe und zwei guten leinenen Hemden vom Vater Chauvel ausstaffirt; auch das Zubehör, Nadel, Faden, Knöpfe, Tuch- und Leinwandplätze zum Flicken war nicht vergessen. Als die Trennungsstunde schlug und man von weitem den Postwagen über den Marktplatz schellen hörte, begleitete mich alles unter die Einfahrt des rothen Ochsen.

Dort gabs noch einmal Umarmungen, Glückwünsche, Händedrücke, Ermahnungen zu möglichster Vorsicht und dann trennte man sich.

So geht's im Leben! Es war halb sechs Uhr, der Postwagen rollte Mittelbronn zu; nach dem Straßenpflaster kam die Brücke und dann die endlose Landstraße. Wie schmerzlich ist's, scheiden zu müssen, ohne zu wissen, ob man sich wieder sieht! In jener Zeit stand eins gegen zehn, daß das der Fall sein werde, und trotz meines Muths verhehlte ich mir es nicht.

Ich hoffte, als ich in Baptist's Rumpelkasten stieg, schlafen zu können in meinem Wagen bis Nanzig; nach dem Marsch von Saarbrücken nach Pfalzburg und der schlaflosen Nacht bei meinem Vater konnte ich es wohl brauchen. Aber ich hatte mich sehr verrechnet; vier oder fünf Agioteurs, wie man sie hieß, ein alter Händler, ein altes Weib und ich füllten den Wagen. Erstere gingen nach Nanzig, angeblich um Tabak zu kaufen und stritten unaufhörlich über die Kurse, den Werth der Assignaten, die Menge derselben mit dem Bildniß Ludwigs XVI., welche verbrannt werden sollten, die Vorschläge Dantons und die Antworten Bazire's. Die Leute bekümmerten sich nicht um mich und dachten wohl, daß ich kein Wort von ihrer Unterhaltung verstünde. Ich verstand aber gleichwohl, daß ihr Tabak von Saint-Vincent Getreide war, das sie aufkaufen wollten; das ging mich aber nichts an, und ich hätte lieber geschlafen, als ihnen zugehört. Die Alte sprach nichts; sie hatte einen dicken abgenähten Mantel mit einer Kapuze an, wie ihn die Bauernweiber winters bei uns tragen; sie starrte in ihrer Ecke vor sich hin und ihre Lippen bewegten sich; ich glaube sie betete ihren Rosenkranz.

Die andern hörten nicht auf zu schreien, und zudem waren

in allen Dörfern, durch die wir kamen, die Leute noch im Freien; auch die Nationalgensdarmen kamen und verlangten unsere Pässe; man verhaftete die Verdächtigen im ganzen Land. Ich sah im Vorbeifahren ganze Familien, die in Scheunen von Nationalgardisten bewacht wurden, eine Schildwache davor, und manchmal einen Gemeindebeamten, der sie gerade verhörte. Wie geht's doch in solchen Zeiten her! Noth, Hunger und Gefahr machen gar nichts aus; im Gegentheil, je mehr das Volk leidet, desto mehr regt es sich; Frauen in Lumpen, mit ihren Kleinen auf dem Arm, kamen zu dreißig und vierzig an den Wagen gelaufen, so oft man umspannte, und bettelten: „Bürger! um der Republik, um der Freiheit willen ein Stück Brod! ein Stück Brod!"

Dazwischen hörte man in den Kneipen das Ça ira! singen, oder trabte ein Piket Gensdarmen vorüber, die einen Wagen voll Aristokraten eskortirten. Ich erinnere mich auch noch, daß in einem Wald bei Helming auf einem großen, frisch abgeholzten viereckigen Platz die Arbeiter eine Art Taubenschlag errichteten, und daß einer der Agioteure zu den andern sagte:

„Da ist der Telegraph!"

Alle bogen sich zu den kleinen Wagenfenstern hinaus, und ich betrachtete mir das Gerüste natürlich auch und besann mich, was das wohl sein könne. Da fingen die Geschäftsleute an, mit einander von dem Telegraphen zu sprechen, den einer Namens Chappe erfunden habe, um sich von einem Ende Frankreichs zum Andern Zeichen geben zu können und so Hunderte und Tausende von Kurieren zu ersetzen. Der Aelteste von ihnen sagte, wer diese Erfindung zwei oder drei Jahre früher gemacht hätte, wäre der reichste Mann auf der Welt geworden.

Zum Glück stiegen drei oder vier von den Geschäftsleuten in Luneville aus, und wir waren bloß noch unserer Drei, der Alte, die alte Frau und ich.

Da es zu jener Zeit noch keine Bremsen gab, so hielt Baptist, so oft es bergab ging, um den Radschuh einzulegen, und dann hielt er wieder bergauf, um ihn einzuhängen, so daß der Postwagen vierzehn Stunden von Pfalzburg nach Nanzig brauchte.

Schließlich war ich doch eingeschlafen, als mich beim Passiren eines Dorfs die Lichter von Außen und das Geschrei der Bettler wieder aufweckten; es mochte zwei Uhr morgens sein; der alte Händler, der seinen Dreispitz auf dem Schooß und seine baumwollene Mütze über die Ohren gezogen hatte, schnarchte wie besessen, zugleich aber hörte ich die Alte ganz leise weinen; sie schluchzte und bog sich von Zeit zu Zeit herab, um sich unter ihrem Mantel zu schnäuzen, ohne Lärm zu machen. Ich hörte ihr längere Zeit zu:

„Mein Gott! . . . mein Gott! . . . erbarme dich meiner!“

Das ging mir zu Herzen und ich dachte:

„Was mag das arme Ding wohl haben, daß sie so weint und betet?“

Endlich sagte ich auf deutsch zu ihr, denn sie sprach deutsch:

„Hört, gut's Fraule, warum weint Ihr denn so? Seid Ihr krank?“

Da erschrack sie förmlich und antwortete mir erst gar nicht, bis ich sagte:

„Fürchtet Euch nicht, ich hab auch Leute, die ich lieb habe, zurückgelassen, meinen guten alten Vater und eine Braut, die ich vielleicht nicht wiedersehe. Erzählt mir ruhig, was Ihr habt. Ich bin nur ein einfacher Soldat; aber wenn ich Euch

was helfen kann, verlaßt Euch drauf, daß ich thue, was ich kann.“

Es schien, daß ihr diese Worte und der Ton meiner Stimme Vertrauen einflößten, denn jetzt erzählte sie mir, daß sie nach Paris gehe, zum Sicherheits-Ausschuß, ohne zu wissen oder sich vorstellen zu können, was das war; weil ihr halt ein Nachbar gesagt hatte, bei dem könne sie die Begnadigung ihres Sohnes auswirken, der in Straßburg Bäcker und seit vierzehn Tagen im Gefängniß Pont-Couvert eingesperrt war, weil er keine Assignaten genommen hatte. Sie sagte mir, der ehemalige Groß-Vikar Schneider, der öffentliche Ankläger beim Kriminalgericht, sei Schuld am Unglück ihres Sohnes; dieser Priester, der Jahre lang Seelsorger gewesen sei, lasse jetzt alle diejenigen verhaften, die ein bischen Vermögen hätten.

Sie fuhr fort bitterlich zu weinen, und ich, in dem Gedanken, daß dieser Groß-Vikar eine Art Poulet sein und vom Denunziren und Lügen leben müsse, wurde recht böse. Ganz gerührt aber wurde ich, als ich vernahm, daß die arme Frau keine Seele in Paris kannte und nichts als das Wort „Sicherheits-Ausschuß“ auf einem Stück Papier hatte. Wie lieb muß doch eine Mutter ihr Kind haben, daß sie so auf's Geratewohl in die Welt läuft, in ihrem sechzigsten Jahr, ohne ein Wort französisch zu können und so zu sagen auf Gottes Gnad und Barmherzigkeit!

Es wurde nach und nach Tag; rechter Hand tauchte der Kirchthurm von St. Nicolaus am Horizont auf und erinnerte mich lebhaft an unsern Marsch beim Donner der Kanonen. Kaum zwei Jahre waren seither verflossen und doch welche Veränderung! Der Verräther Bouillé, Lafayette, Ludwig XVI., die Königin, der Graf von Artois, die Feuillants, die Girondisten — was für Gedanken kamen mir nicht bei diesen

Namen! Und dann unser Einzug in Nanzig, der große Gefangenen-Transport, den wir zum Galgen führten, die kleinen Gäßchen voll Blut; die unglücklichen Schweizer vom Regiment Chateauvieux, die man in den zerstörten Häusern umbrachte; die Karren voll Todter am Neuthor: Bürger, Soldaten, Arbeiter, Weiber und Kinder, alles durcheinander; die abscheuliche Verthiertheit meines Bruders Nicolaus inmitten des Gemetzels! Ja! die Zeiten hatten sich wohl verändert; jetzt war die Reihe am Volk und vor den Verräthereien von auswärts bebte und schreckte es nicht mehr zurück.

Alle diese Dinge von gestern tauchten vor mir auf, wie eine alte Geschichte; aber die arme Alte dachte nur an ihren Sohn und hatte wieder angefangen zu beten.

Gegen sieben Uhr morgens kamen die ersten Häuser von Nanzig, die Gartenhäuschen und Gärtchen, die Rebgüter und dann die großen Gebäude mit sechs Reihen Fenster, alte Klöster ohne Zweifel, das Schloß der alten Herzoge, die Plätze mit den alten Bäumen, die großen Gärten hinter den vergoldeten Gittern, all das zog an den kleinen Kutschen-Fenstern vorüber. In den Hauptstraßen trug noch mehr als ein Haus die Spuren der Flinten- und Kanonen-Kugeln des Herrn Marquis von Bouillé! Träumend schaute ich hinaus, als der Wagen in die Einfahrt eines großen Wirthshauses einbog; der Hof stand hinten voller Kisten, Säcke und Ballen, und darüber breitete sich das Dach eines großen Schuppens aus.

Die Kutsche hielt in diesem Hof. Wir stiegen aus; ich nahm meinen Tornister am Riemen und hieß das alte Mütterchen mir folgen, was sie that, nachdem sie ihren Korb zu sich genommen. Wir traten in die Wirthsstube, die voller Leute war; Händler, Fuhrleute und Bürger gingen aus und ein, aßen und tranken und schwatzten von ihren Geschäften. Ich

ließ Brot, Wein, Käs und einen Bogen Papier kommen; ich hieß die Alte sitzen und sich beruhigen, und während sie hinterm Tisch trank und aß, schrieb ich einen Brief an Chauvel, worin ich ihm die Belagerung und die Kapitulation von Mainz, meinen Besuch in Pfalzburg und die Freude erzählte, die ich hatte, als ich Margreth, meinen Vater und die Freunde wieder sah. Schließlich erklärte ich ihm die Geschichte der armen Frau und bat ihn, das verlassene Geschöpf gut aufzunehmen und ihr mit Rath und That behülflich zu sein.

Nachdem ich den Brief zusammengelegt und die Adresse „Rue Bouloi Nr. 11“ darauf gesetzt hatte, empfahl ich der guten Alten, keinen Augenblick zu verlieren, sondern ihn gleich bei ihrer Ankunft in Paris zu bestellen. Ich sagte ihr, sie komme da zu einem braven Mann, der Deutsch und Französisch könne, und sein Möglichstes thun werde, um ihren Sohn aus dem Gefängniß zu befreien. Sie weinte und dankte mir natürlich.

Mir war's wieder leichter ums Herz; ich zahlte den Wein und was wir sonst gehabt hatten, und machte mich auf den Weg zu meinem Bataillon in der Neuen Kaserne, wo auch das zweite Bataillon der Lombarden und das vierte der Pariser lag. Die Stadt wimmelte von Kavallerie und Infanterie: Husaren der Freiheit, Languedoc-Jäger, Pariser Föderirte und Freiwilligen-Bataillone. Die Meisten logirten bei den Bürgern, aber, die Wahrheit zu gestehen, machten uns die Leute kein besonders freundliches Gesicht. Die der Moselarmee beigegebenen Repräsentanten hatten unsre Generale beim Konvent denunzirt; Aubert-Dubayet und der General Doyré waren eben verhaftet worden; die Zeitungen sprachen nur von der abscheulichen Kapitulation von Mainz; es war die Rede, uns die bisherigen Führer zu nehmen und uns in die Vendée zu schicken, um die Bauern zu bekämpfen.

Das erfuhr ich bei meiner Ankunft in der Kaserne. Die Verzweiflung war auf allen Gesichtern zu lesen. Konnte uns was Aergeres begegnen, als für Verräther und Feiglinge gehalten zu werden: Hans Baptiste Some, Marc Dives und sogar Hans Rath knirschten vor Zorn und wenn Maribon-Montaut und Soubrany bei uns statt in Metz gewesen wären, sie wären sicherlich von Kugeln durchlöchert worden.

Aber so ist das Volk; aus lauter Angst vor Verrath hat es schließlich seine Vertheidiger im Verdacht.

Die Föderirten, die mit uns zusammen in der Neuen Kaserne lagen, sprachen nur von der Ermordung Marat's und machten Petitionen, worin sie verlangten, daß die Girondisten guillotinirt werden sollten; sie sagten, Charlotte Corday sei von ihnen zur Ermordung Danton's, Robespierre's und des „Volksfreunds“ angestiftet worden. Meine Schwester Lisbeth und Marescot schnaubten nach Rache; Offiziere und Soldaten steigerten sich immer weiter hinein, und mitten in diese Aufregung kam unser braver Merlin de Thionville mit der Nachricht von Paris, daß er unsere Generale vertheidigt habe, daß sie freigelassen worden seien, und daß der Konvent der Armee von Mainz sogar den Dank des Vaterlands votirt habe. Sofort war alles vergessen; der Ruf: „Es lebe die Nation!“ erhob sich wieder, die Bürger betrugen sich freundlicher gegen uns und machten sich gewissermaßen eine Ehre daraus, uns zu Tisch zu laden.

Die Feste des 10. August rückten heran: das war eine der größten Feierlichkeiten der Republik; der Altar des Vaterlands, mit Laubwerk, Waffen, Trophäen bedeckt, Kanonen ringsum und die Göttin der Vernunft darauf, war das Schönste, was ich mir denken kann. Und die politischen Reden, die Regimentsmusiken, welche alle zusammen die Marseillaise spielten,

die Aufzüge der jungen Bürger, die Bankette, die zu Ehren der tapfern Mainzer in den Hauptstraßen und auf den prächtigen freien Plätzen der Stadt veranstaltet wurden — ein solches Schauspiel bleibt einem vor Augen und im Herzen, und wenn man hundert Jahr alt wird.

Es war gewissermaßen ein lebendiges Bild der menschlichen Vernunft, Gerechtigkeit und Bruderliebe. Was man auch sagen mag, die Mönche und Bischöfe haben nie so etwas Schönes, Einfaches und Natürliches erfunden. Jedermann verstand, was das bedeute. Die Bilder von Voltaire und Jean-Jacques Rousseau standen auch auf dem Altar, und ich behaupte, daß diese Heiligen so viel werth sind wie die anderen und daß sich der h. Crispinus und der h. Magloire nicht mit ihnen messen können.

Im übrigen steht es jedem frei, zu glauben, was er mag, und ich bin dem, der anders denkt als ich, nicht böse; aber ich beklage ihn von ganzem Herzen und möchte ihn zu meinen Ansichten bekehren, die mir die richtigeren zu sein scheinen. Sie können das Gleiche von mir sagen, dann sind wir quitt und können doch gut Freund bleiben. Die Hauptsache ist, keinem Unrecht zu thun und jedem seinen freien Willen zu lassen.

Diese Feste dauerten drei Tage, und als wir gegen Mitte August nach Orleans abmarschirten, umarmten uns Männer und Weiber; es herrschte Brüderlichkeit zwischen uns, die Kinder liefen hinter dem Bataillon drein und die stärksten trugen unsere Gewehre bis in die Gegend von Toul.

Ein Dekret verfügte, wir sollten uns per Post in die Vendée begeben, das hieß aber per Leiterwagen. Nur unsere Offiziere bekamen ordentliche Wagen, sogenannte Landauer. Die Bauern, die aus der Umgegend mit ihren Pferden requirirt

wurden, um unser Gepäck zu transportiren, gingen zehn bis zwölf Stunden weit mit, dann kamen andere und die ersten kehrten ruhig nach Hause zurück. Wir liefen zu Fuß hinter den Fuhrwerken drein.

Es war schönes Wetter und ich erinnere mich von dem weiten Weg nur noch, daß man überall Engländer verhaftete wegen der Lumpereien Pitt's, daß man in allen Dörfern Haussuchungen hielt, und daß von Station zu Station die Noth trauriger anzusehen war. Das Getreide war so rar, daß man während der Ernte die Garben drosch, wie sie hereinkamen. Man konnte nicht länger warten, und auf dem ganzen Weg hörten wir von vier Uhr Morgens bis um Mitternacht in den Scheunen dreschen.

Je weiter wir in das Innere von Frankreich hineinkamen, je unfreundlicher wurden wir aufgenommen; über Lothringen draußen nahm der Patriotismus Schritt für Schritt ab, und es war bei jedem Halt ein wahrer Umstand, bis man was zum Essen und einen Platz zum Schlafen bekam, und war's auch nur unter Schuppen und in den Ställen; die Ortsbehörden fingen über alles Streit an: über's Brod so gut wie über's Holz, über's Fleisch und über's Stroh! Und da wir keine Löhnung bekamen, nur noch Lumpen auf dem Leib hatten, und unsere Schuhe in die Brüche gingen, so hätten wir uns ohne unsern ehemaligen Kommandanten Jordy, der Brigadechef geworden war und uns tröstend zurief: „Es lebe die Nation! es lebe die Republik! Muth, Kameraden! 's kommt schon besser — die Freiheit vertraut auf euch!“ und so fort — ohne diesen tapfern Mann, der uns immer wieder beschwichtigte, hätte sich die ganze Kolonne empört, denn wenn man sich selber aufopfert, ekelt einen der Egoismus der gemeinen Brut förmlich an. Für sie zogen wir aus zum Kampf, und dieses Pack hätte

uns, wenn's auf sie angekommen wäre, in ihre Schweinställe logirt und mit Kleie gefüttert.

Es war deshalb auch etwas Neues für uns und fast rührend, daß wir bei der Ankunft in Orleans vom Stadtschultheißen mit seinen Adjunkten und Gemeinderäthen, die uns entgegen kamen, mit Begeisterung aufgenommen wurden. Wir hatten geglaubt, es gebe keine Franzosen mehr in Frankreich, und hier fanden wir ganz gute, ächte Patrioten, kurz Republikaner. Kaum standen wir auf dem Rathhausplatz in Reih und Glied, so waren wir schon von einer unzähligen Menschenmenge umringt, und als Jordy kommandirte: „Präsentirt 's Gewehr! Gewehr über! eingerückt!" so hatten uns schon zwei oder drei Bürger am Arm und führten uns in ihre Familie, nicht als Fremde, sondern als Brüder; und die Bürgerinnen, hübsche junge Frauen, brachten uns Kränze. Jordy, der gut sprach, sagte noch auf dem Platz:

„Dank Euch, Orleaneser! Ihr seid die ersten, die uns als Söhne des Vaterlandes, als Freunde, als Mitbürger behandeln!"

Er sagte noch viel Rührendes, so daß uns die Thränen kamen, und die Rufe: „Es leben die Orleaneser! Es lebe die tapfere Garnison von Mainz!" kein Ende nahmen.

Jordy hatte eigentlich zu viel gesagt, denn die Patrioten von Nanzig hatten uns nach der Rückkunft Merlin's ebenso gut behandelt; aber in einem solchen Augenblick läßt man sich von der Begeisterung hinreißen und sagt das Beste und Kräftigste, was einem einfällt und was die Umgebung am liebsten hört.

Allein wahr ist's, daß die Orleaneser uns gut aufnahmen, und daß man in dieser schönen und guten Stadt anfing uns in Halbbrigaden einzutheilen, nach dem Dekret vom 21. Fe-

bruar 1793, das man bei uns noch nicht hatte zur Ausführung bringen können, weil wir im Feld lagen.

Unser Bataillon und zwei Bataillone von den Pariser Föderirten, bei deren einem Marescot stand, bildeten jetzt die Halbbrigade von Paris und den Vogesen. Ich war schon länger Korporal, legte aber meine Borten ab und trat mit Marc Dives und Hans Baptist Some in die Kanonier-Kompagnie ein. In den Redouten von Mainz hatten wir den Artilleriedienst erlernt und unsre kleinen Kanonen waren nichts im Vergleich mit den Achtundvierzig-Pfündern, die wir dort gar manchmal hatten bedienen müssen. So blieben wir alle beisammen und ganz besonders angenehm war mir der Gedanke, den kleinen Kassius täglich sehen, herzen und herumtragen zu können. Er lachte immer, wenn er mich in die Kantine kommen sah; das ganze Bataillon hatte ihn sozusagen adoptirt; jeder nahm ihn auf den Arm, er gehörte eigentlich jedermann. Lisbeth freute es auch sehr, daß ich beim Bataillon stand.

Das war im August.

Bevor wir Orleans verließen, erfuhren wir manches was der Erwähnung werth ist: zuerst, daß unser ehemaliger General Custine zum Tod verurtheilt worden war, weil er geheime Verbindungen mit Wimpfen und den Girondisten unterhalten, weil er Mainz weder verproviantirt noch entsetzt, und weil er, trotz dem Marschbefehl, den er bekommen, Valenciennes den Verbündeten preis gegeben hatte; sodann, daß er bei der Nord- und Ardennenarmee durch unsern ehemaligen Generaladjutanten Houchard ersetzt worden war.

Bei diesen Nachrichten horchten besonders unsre Offiziere auf; sie merkten endlich, daß der Wohlfahrtsausschuß mit den Generalen keine Umstände machte, und daß es galt, seine Pflicht

zu thun. Wir hörten auch, daß sich Toulon den Engländern ergeben habe sammt seinem Arsenal und seiner Flotte; daß auf den Antrag des Ministers Cambon beschlossen worden war, ein großes Buch anzulegen, um darin die Schulden der Republik einzutragen, und daß der Konvent inmitten der größten Gefahren mit Ruhe über ein bürgerliches Gesetzbuch berathschlagte, um die gegenseitigen Interessen und Rechte der Franzosen in Bezug auf Personen- sowohl als auf Güterverhältnisse festzustellen. Natürlich dachte Jedermann, dieses Gesetzbuch werde „Gesetzbuch der Einen und untheilbaren französischen Republik“ heißen und es werde zu den Ruhmesthaten des Konvents gehören, dieses nützliche Werk in Angriff genommen zu haben.

Einige Tage später traf das zweite Korps ein, und wir zogen unter dem Befehl Klebers von Orleans wieder ab.

Wir kamen nach Blois und Tours und ließen die Loire immer zu unserer Linken. Dieser große ruhige Fluß durchströmt ein ebenes Land; so weit man sieht, sind seine Ufer von Wäldchen, Wein- und Obstgärten und hauptsächlich von Wiesen und Fruchtfeldern begrenzt; wenig Hanf, aber Fruchtbäume in Menge, so ist dort das Land. Kleine Sandinseln ragen kaum über den Wasserspiegel hervor; alte Thürme, große, schöne Dome, ehemalige Schlösser schauen von weitem über Hecken und Gebüsch auf einen nieder.

Trotz der Abschaffung der Glocken hörten wir die Kirchen an diesem breiten, friedlichen Wasser von früh bis spät summen, und oft, wenn wir Stunden lang marschirt waren, sah es aus, als hätte sich die Stellung dieser Dome noch gar nicht verändert, so weit hin dehnt sich dort die Ebene. Auf der Loire fuhren kleine Barken hin und her, mit einem großen Netz an einer Stange und hinten der Fischer im Strohhut. In der

Nähe der Städte fuhren Schiffe mit Frucht oder mit Waaren beladen, stromauf- und abwärts.

Wir, im Chausseestaub, das Gewehr auf der Schulter, in zerrissenen Röcken und Hosen, ein gut Theil barfuß, zogen unseres Wegs und Kleber mitten unter uns zu Pferd; er hatte den blauen Rock trotz der Hitze bis unter's Kinn zugeknöpft, und sein großer dreifarbiger Federhut war ganz weiß von Staub. Er hielt streng auf Mannszucht, aber wenn's galt, unterwegs für die Mannschaft zu sorgen, Lebensmittel für sie herbeizuschaffen, seine Kranken zu warten, so war keiner besser als er. Wenn die Bürgermeister und Gemeinderäthe handeln und streiten wollten, dann stopfte ihnen Kleber mit seiner Bärenstimme und seiner Löwenmiene — denn er sah ganz aus wie ein freundlicher Löwe — das Maul; er sah sie mit seinen grauen Augen nur so über die Schulter voll Verachtung und Unwillen an, dann kam alles gutwillig, und die Quartierbillete ließen auch nicht auf sich warten. Fünf oder sechs junge Offiziere waren immer in seiner Nähe, um seine Befehle entgegenzunehmen und im Galopp in die umliegenden Orte zu bringen. So oft wir an Ort und Stelle waren, lachte und tanzte man die ganze Nacht durch im Quartier; aber während dem Dienst war er ein ganz anderer Mensch und spaßte nicht mehr. Auf den ersten Blick sah man, daß das ein General war, der kein unnöthiges Wort anhörte, besonders im Augenblick, da der Feind anrückte und jeder sich fragte:

„Wo wird's zuerst losgehen?“

Ich schicke das hier voraus, wenn wir später dran kommen, werdet ihr's erst recht verstehen.

Wir kamen nach Saumür, wo sich das Hauptquartier befand, und da ging der Streit darüber los, unter wessen Befehl wir eigentlich stehen, und was man mit uns anfangen

solle; denn an diesem Platz waren fünf oder sechs Volksrepräsentanten beisammen: Rüelle, Phelippeaux, Gillet, gar nicht zu reden von Merlin, der mit unserer Kolonne marschirte und von einer Menge Offiziere und Generale, die mit den Sansculotten von Paris gekommen waren.

Ich schätze die Sansculotten nicht gering, allein Paris hatte zu der Zeit bereits eine Masse Bataillone zu der Nord-Rhein-Mosel-Alpen- und Pyrenäen-Armee gestellt, und was damals zu uns stieß, waren Helden für fünfhundert Livres, Kerls, die man hatte bezahlen müssen, damit sie ihre Schuldigkeit thaten. Diese Unglücksmenschen haben uns mehr geschadet, als genützt; ihnen ging kein Republikaner weit genug; sie setzten jedermann herab, was sie aber durchaus nicht hinderte, beim ersten Kanonenschuß davon zu laufen und zu schreien:

„Wir sind verrathen!“

Die ersten föderirten Freiwilligen-Bataillone, Handwerker, Familienväter, Angestellte aller Art, kurzum Arbeiter, das waren ruhige und entschlossene Leute, und so fest diese im Feuer standen, so arg zitterte die schmähliche Rasse der Krischer, Schreier und Faullenzer für ihr theures Leben. Wenn die alten Bataillone übrig Pulver gehabt hätten, sie hätten drein geschossen, weil diese Lumpen ihrer Stadt so zur Unehre gereichten.

Saumür ist eine Festung. Die ehemaligen Husaren der Freiheit, die damals neuntes Husarenregiment hießen, und andere Kavallerie-Abtheilungen lagen in den Kasernen. Wir bekamen Quartierbillets. Es ging das Gerücht, man wolle uns unsere Führer nehmen, und das machte böses Blut. Man wußte auch nicht, ob wir zur Armee der Küste von Brest oder zur Armee der Küste von la Rochelle eingetheilt werden und ob wir Canclaux als General bekommen sollten, welcher vor fünf Monaten die Vendéer aus Nantes vertrieben hatte, oder

Rossignol, einen Pariser Uhrmacher, den man zum General gemacht hatte. Das waren Ober-Generale, und die unserigen, wie Aubert-Dubayet und Kleber, waren blos Divisions-Generale, die nur eine Kolonne kommandiren durften. Man sprach jedoch davon, uns unter den Befehl Santerre's, eines Pariser Brauers, zu stellen, der auch einfacher Divisionsgeneral war, wie die unsern, und darüber waren wir am meisten aufgebracht.

Nach einigen Tagen entschied man sich endlich dafür, daß die Mainzer zur Armee der Küste von Brest stoßen sollten, die unter Canclaux' Oberbefehl stand.

Man ließ uns Kleber als Divisionsgeneral, und wir erhielten Befehl, nach Nantes zu marschiren. Das war eine große Freude in der Armee, denn Canclaux hatte wenigstens den Ruf, daß er ein rechter General sei, und kein Uhrmacher oder Bierbrauer. Nur war dieser General ein ehemaliger Graf von Canclaux; ich will nicht behaupten, daß er uns verrathen habe, das nicht! aber er hatte die Gewohnheiten der alten Generale Ludwigs XVI., und kam aus dem Schlendrian dieser Leute nicht heraus; wir sollten bald genug erfahren, daß uns deren Methode, die Streitkräfte zu theilen, statt sich vereint zu schlagen, theuer zu stehen kam. Aber es hat damit keine Eile, dumme Streiche und Unglücksfälle kommen immer bald genug.

Man kann sich denken, daß uns der Anblick von all der Selbstsucht und Eitelkeit, die wir seit unserm Abzug von Mainz vor Augen hatten; die vielen Hiobsposten, die wir bekamen: von Verrath, Abfall und Niederlagen; der Anmarsch des Feindes, der uns von allen Seiten zugleich bedrohte — man kann sich denken, daß uns all das stutzig und den einen und den andern sogar muthlos machte. Etwas aber richtete unterwegs von Saumür nach Nantes unsern Muth wieder auf,

als wir nämlich erfuhren, daß unsere tapfern Abgeordneten von der Bergpartei nicht zitterten, daß sie fest standen, wie der Fels im Meer, wenn an ihn die Woge schlägt!

Auf dem Durchmarsch durch Angers bekamen wir nämlich den berühmten Konventsbeschluß zu lesen, welcher die große Massen-Aushebung und das Aufgebot von ganz Frankreich zur Vernichtung unserer Feinde anordnete. Das muß ich euch abschreiben, denn einmal werdet ihr unsere Begeisterung so besser verstehen, und dann hat kein Volk der Erde etwas so Gewaltiges, so Schönes, so Großes in seiner Geschichte aufzuweisen. Daran könnt ihr recht sehen, daß es ein Unterschied ist, ob man im Namen der ewigen Gerechtigkeit oder des menschlichen Hochmuths spricht. Die Republik allein konnte ihre Stimme so erheben und solche Opfer von der Nation verlangen. Auf dem Marktplatz von Angers, vor dem alten ehrwürdigen Dom, inmitten einer ungeheuren, aus der ganzen Umgegend zusammengeströmten Menschenmenge, da war's, wo der Kommandant Flavigny diesen Beschluß verlas und wo die Rufe: „Es lebe die Republik! Siegen oder sterben! Zum Kampf, führt uns zum Kampf!“ ertönten, wie an jenem ersten Tag, da man das Vaterland in Gefahr erklärte; die Säbel und Gewehre zitterten, die Fahnen wehten, die Bauern, ganz erstaunt, drängten sich in unsere Glieder, um uns zu begrüßen. Die Nationalgardisten kamen gelaufen, die Sturmglocke ertönte, alles erhob sich und marschirte für's Wohl der Republik.

Ich beginne.

„Bis zu dem Zeitpunkt, da der Feind vom Boden der Republik vertrieben ist, besteht für alle Franzosen ein fortwährendes Aufgebot zu den für die Armee nöthigen Dienstleistungen. Die jungen Leute müssen in den Kampf ziehen,

die verheiratheten Männer Waffen schmieden und den Transport der Subsistenzmittel besorgen; die Frauen Zelte und Kleider verfertigen und den Dienst in den Spitälern versehen; die Kinder Charpie zupfen; die Greise sich auf öffentliche Plätze tragen lassen, um den Muth der Krieger zu entflammen und den Haß gegen das Königthum und die Hingebung für die Republik zu predigen. Die Nationalgebäude werden in Kasernen, die öffentlichen Plätze in Waffenschmieden verwandelt; die Kellerböden werden ausgelaugt, um Salpeter zu gewinnen.

„Die Ordonnanzwaffen sind ausschließlich denjenigen anzuvertrauen, welche gegen den Feind marschiren; zum Sicherheitsdienst im Innern hat man sich der Jagdgewehre und der blanken Waffen zu bedienen. Die Reitpferde werden zur Remontirung der Kavallerie-Korps requirirt; die Zugpferde, mit Ausnahme der unentbehrlichen Ackerpferde, werden zur Bespannung der Geschütze und der Proviantfuhrwerke verwendet. Der Wohlfahrtsausschuß wird beauftragt, alles Nöthige vorzukehren, um ohne Verzug die Fabrikation von Waffen aller Art in einer der Thatkraft des französischen Volks entsprechenden Weise in Gang zu bringen; er wird demgemäß bevollmächtigt, alle Etablissements, Geschäfte, Werkstätten und Fabriken, welche zur Ausführung der betreffenden Arbeiten erforderlich sind, einzurichten, sowie zu diesem Zweck in der ganzen Republik die Künstler und Handwerker aufzubieten, welche zum Gedeihen dieser Anlagen beitragen können; es wird zu diesem Behuf dem Kriegsminister eine Summe von dreißig Millionen zur Verfügung gestellt, welche aus dem unter dreifachem Verschluß befindlichen Reservefonds von vierhundertachtundneunzig Millionen in Assignaten auszubezahlen sind.

„Die Central-Werkstätte für diese außerordentliche Fabri-

kation wird in Paris angelegt. Die zur Ausführung des vorliegenden Gesetzes entsendeten Volksrepräsentanten haben die Befugniß, im Einvernehmen mit dem Wohlfahrtsausschuß Gleiches in ihren Arondissements vorzukehren; es wird ihnen dieselbe unbeschränkte Vollmacht wie den Volksrepräsentanten bei der Armee ertheilt. Niemand kann sich bei dem Dienst, zu welchem er requirirt wird, durch Dritte ersetzen lassen; die öffentlichen Beamten bleiben auf ihren Posten.

„Die Aushebung ist eine allgemeine; die unverheiratheten Bürger oder kinderlosen Wittwer vom achtzehnten bis fünfundzwanzigsten Lebensjahr haben zuerst einzurücken; dieselben haben sich unverzüglich nach dem Hauptort ihres Bezirks zu begeben und sich bis zum Eintreffen des Marschbefehls täglich im Gebrauch der Waffen zu üben.

„Die Volksrepräsentanten haben die Einberufungen und Märsche derart anzuordnen, daß die bewaffneten Bürger an den Sammelpunkten nur nach Maßgabe des wirklichen Vorraths an Proviant, Munition und allen zum Bestand der Armee nothwendigen Erfordernissen eintreffen. Die Sammelpunkte sind, je nach Umständen, von den mit der Ausführung des gegenwärtigen Gesetzes betrauten Volksrepräsentanten, nach dem Vorschlag der Generale, im Einverständniß mit dem Wohlfahrtsausschuß und mit dem provisorischen Vollzugsrath festzustellen. Das in jedem Bezirk zu formirende Bataillon vereinigt sich unter einer Fahne, welche die Inschrift trägt: „Das französische Volk im Kampf gegen die Tyrannen!“

Gleich nach dieser Proklamation zogen wir von Angers nach Nantes weiter, wo unsere drei Kolonnen hinter einander am 6., 7. und 8. September 1793 ankamen. Diese Stadt, die sich auf dem rechten Ufer der Loire hinzieht, ist von einer Masse Barken, Schiffer- und anderer Fahrzeuge eingefaßt,

welche ruhig vor Anker liegen, kommen und gehen. Ich, der ich in unseren Bergen und selbst am Rhein nie etwas dergleichen gesehen hatte, war förmlich erstaunt darüber.

Ich bekam zum erstenmal einen Begriff von der Größe und dem Reichthum einer Handelsstadt, wo die Waaren aus allen Welttheilen von selber ankommen, ohne daß es mehr braucht, als die Masten aufzurichten und die Segel aufzuspannen, wenn der Wind weht.

Eine Menge anderer Truppen, welche zur Armee der Küste von Brest gehörten, lagen in der Stadt, wo wir von den Behörden prächtig aufgenommen wurden; man gab uns patriotische Feste; alle Protzen im Ort waren froh, daß ihnen die Vendéer von nun an keinen Besuch mehr abstatten konnten, ohne mit uns zusammenzutreffen. Sie bewunderten gewissermaßen unsere Lumpen und da sich die Hauptniederlage von Lebensmitteln und Vorräthen zur Verproviantirung von Brest, Lorient und Rochefort hier befand, so bekamen wir nach dem Fest jeder ein Paar neue Schuhe.

Tags darauf, am 9. September, ging's aber in's Feld, und da sollten wir unsere Wunder erfahren.

Schon auf dem Herweg von Saumür hatten wir auf dem andern Ufer der Loire bemerkt, daß das Land jeden Augenblick wechselte: Wäldchen, Weiler, unzählige Obstgärten von dichten Hecken umgeben, und zu all dem Dickicht noch Stechpalmen, Zwergeichen, wilde Kastanien, alles schief und krumm gewachsen, ohne jegliche Spur von Kultur, kurzum eine Wildniß, wo die Leute alles dem lieben Gott überließen und sich um nichts weiter bekümmerten.

Das war die Vendée, die wir sahen, und die immer unwirthlicher wurde, je weiter wir stromabwärts kamen; da hinein sollten wir, um die Leute aufzujagen, die dem Tausend

nach drin steckten; ein Volk von Wilderern, Schmugglern und kleinen adeligen Jägern mit ihren Waldschützen und in Unwissenheit versunkenen Eidweigerern; von Pächtern, Händlern und von Bauern, die sich selber „des gnädigen Herrn Leute“ nannten. Was kann man da sagen? Sie hielten zusammen wie ihr Buschwerk und waren auch seit Jahrhunderten weder beschnitten noch gezogen worden.

Und keine Landstraße führte da durch, kein Weg, wo zwei Ochsen an einander vorbei konnten. Ja, der Anblick gab uns zu denken; der mindeste Soldat begriff, daß es schwer halten werde, sich in Reih und Glied aufzustellen, und daß man den Feind nicht auf weite Entfernung entdecken könne; daß man alles abbrennen müsse, um da durchzukommen. Auch machten einen die Gerüchte von all den Niederlagen, welche die Patrioten in dem elenden Land schon erlitten hatten, und die Ruchlosigkeit der Weiber, welche die Verwundeten tödteten, hart genug, daß man sich sagte:

„Nun ja, wenn sie uns erschießen, erschießen wir sie auch; wenn sie kein Mitleid haben, haben wir auch keins. Die Republik vor allem!“

Was wir so auf dem Heimweg von Ancennis und Angers bemerkt hatten, war der Anfang der Vendée, sie erstreckte sich aber viel weiter. Zwischen dem Boccage, dem buschigen Hügelland, und dem Meer liegt das Marschland, Marais, wo wieder Leute desselben Schlags ihr Leben damit hinbrachten, Vögel zu fangen, die sich dort im Schilf und im Röhricht aufhalten; gleich den andern wollten auch diese in ihrer Knechtschaft verharren, und auch hinter diese sollte es jetzt gehen.

Unsere Halbbrigade, die freien Bergjäger und eine Schwadron Jäger zu Pferd, wir zogen also am 9. September Punkt zwölf Uhr Mittags über die Brücke von Nantes, unter dem

Kommando Kleber's. Man wußte, daß sechs- bis siebentausend Vendéer in der Nähe des Teichs von Grand-Lieu Posto gefaßt hatten und das Dorf Port-Saint-Pere mit Kanonen und allem, was zu unserem Empfang nöthig war, besetzt hielten. Die Loire ist bei diesem Ort schon sehr breit, und auf der andern Seite mündet dort die Sèvre, über welche gleichfalls eine Brücke führt. Der General Beysser, ein Elsäßer aus Ribeauville, führte unsere Nachhut, fünf- bis sechstausend Mann. Es war sehr schönes Wetter.

Merlin von Thionville, den Repräsentantenhut auf dem Kopf, mit seinem Schleppsäbel und der dreifarbigen Schärpe umgürtet, marschirte an der Seite Kleber's; sie waren alle beide zu Pferd in der Mitte des Bataillons; unsere sechs kleinen Vierpfünder nebst zwei kleinen Berg-Haubitzen kamen hintendrein, die berittenen Jäger hatten Plänklerdienst. Alles war auf der Hut; man bemerkte nichts Besonderes; die Vendéer ließen sich noch nicht sehen. Wie wir aber einmal auf dem andern Ufer drüben waren, konnte man in den schmalen, mit fruchtbeladenen Aepfel- und Birnbäumen besetzten Wegen nicht mehr in Zügen, sondern nur noch hintereinander marschiren; ehe er sich jedoch zu weit wagte, ließ Kleber, der trotz seinem Löwenaussehen schlau war wie ein Fuchs, rechts und links vom Weg zwei Kompagnien als Tirailleurs vorgehen, und kaum war diese Bewegung ausgeführt, so knatterte das Gewehrfeuer nach allen Richtungen.

Jetzt zeigte sich's, daß wir von einer Masse dieser im Gebüsch versteckten Spitzbuben umringt waren, die uns abgeschnitten hätten, wenn wir nicht zuerst die ganze Umgegend gesäubert hätten. Die Jäger sprengten rasch vor, um die ganze Gegend besser auszukundschaften, aber der Nachtrab der Schwadron hatte kaum um die Ecke des Walds gebogen, als

ein furchtbares Gekrach uns verkündigte, daß die Vendéer in Masse da waren. Die Jäger kamen im Galopp zurück und ließen einige Mann auf dem Platz; mehrere Pferde hatten auch die großen rothen Streifen an der Seite, welche anzeigen, wo die Kugel eingedrungen ist. Die armen Thiere! sie stürzen nicht gleich auf der Stelle, sondern springen noch ein Stück weit mit fort; es dauert aber nicht lange.

Da sah'n wir denn die schlimme Seite dieses Kriegs; man wußte nie genau, wen und was man vor sich hatte! Kleber ließ die doppelte Zahl Tirailleurs vorgehen; das war genug, die andern zogen sich zurück und die Kolonne setzte ihren Marsch fort, wobei sie immer den feindlichen Schüssen ausgesetzt blieb.

Wir mit unseren Kanonen und Pulverwägen, rechts und links gut geschützt, hatten weiter nichts zu fürchten, als die verlorenen Kugeln; bald aber sollten wir auch in's Treffen kommen, und besser verlangten wir's gar nicht.

Die Geschichte dauerte so über eine Stunde, bis wir endlich in die Nähe des Teichs kamen und die Gegend offen da liegen sah'n: armselige Dörfer mit lehmfarbigen Häusern und in der Ferne hie und da ein Kirchlein mit seinem Schieferhut. Zur Rechten aber, auf doppelte Kanonen-Schußweite, war der Sammelplatz der Vendéer. Drüben am Ufer des Teichs und im Dorf Port-Saint-Père, wo sich ihr Hauptquartier befand, wimmelte es von diesen Hallunken. Sie hatten auch Kanonen, denn sobald wir in Sicht waren, feuerten sie drei oder vier Schüsse ab, um die Tragweite ihrer Geschütze zu probiren, oder um uns vor weiterem Vorrücken zu warnen.

Zwischen uns und Port-Saint-Père lag eine Bucht des Teichs, aus der sich ein ziemlich tiefer Fluß ergießt; die Bucht

mochte dreihundert Schritt breit sein; die Ufer waren von hohem Schilf und Schachtelhalm eingefaßt. Die Tirailleurs der Vendéer hatten, als sie sich vor den unserigen zurückzogen, die Barken auf's jenseitige Ufer mit hinüber genommen: es war schwer anzugreifen.

Trotzdem ließ Kleber, nachdem er die Stellung mit seinen Oberoffizieren und Merlin de Thionville besichtigt hatte, zwei Angriffs-Kolonnen formiren und unsere Geschütze auf der Höhe von Saintléger, dem Dorf gegenüber, aufpflanzen; es regnete Flintenkugeln ringsum, und die Kanonenkugeln sausten über unsere Köpfe weg; sie waren alle zu hoch gezielt.

Endlich bekamen wir Befehl, Feuer zu geben; unsere Kugeln bestrichen die Hauptstraße von Port-Saint-Père, rissen Arme und Beine weg, warfen die Schuppenpfeiler um, und wühlten die Dunglagen auf, welche die Banditen Vorsichts halber auf dem Pflaster ausgebreitet hatten. Natürlich erhob sich großes Geschrei in der Ferne, das wie ein Gesumm zu uns herauf drang; ganze Reihen Weiber und Kinder flüchteten sich, und als unsere ersten Granaten die Scheunen anzündeten und die Flammen zu den Dächern der alten Hütten hinausschlugen, da machten sich auch die eigensinnigen Greise mit ihrem Strohsack auf dem Rücken davon. Das sah man aus der Ferne in der schmutzigen Straße vor sich gehen. Gleichzeitig marschirten unsere beiden Kolonnen im Laufschritt bis vor an das Ufer des Flusses: Offiziere, Generale, Repräsentanten, Fahnen, Federbüsche, Bajonnette, alles durcheinander mit dem Ruf:

„Es lebe die Nation!"

Von der andern Seite kamen die Vendéer eiligst gelaufen und riefen:

„Es lebe der König!"

Unsere Kugeln flogen über unsere Kolonnen weg und mähten die anderen nieder. Da sah ich aus der Ferne durch den Rauch ein förmliches Gemetzel; weil der Fluß dazwischen lag, konnte man sich nicht mit dem Bajonnett zu Leib gehen, aber man feuerte aus nächster Nähe auf einander; viele der Unseren hatten sich in's Wasser geworfen, um Barken zu holen, und die Vendéer schlugen und stachen mit langen Rudern nach ihnen. Das Wasser war roth von Blut; Hunderte von Verwundeten, vom Fluß fortgerissen, wehrten sich und klammerten sich an einander an.

Schließlich bekamen wir doch einige Barken, die man der Länge nach eilig zusammenband, um eine Art Brücke zu bilden. Alles stürzte darauf los; Merlin, seinen großen Repräsentantenhut auf der Spitze des Säbels aufgepflanzt, war unter den Vordersten und schrie: „Vorwärts! Vorwärts! Es lebe die Republik!" daß man's aus Tausenden heraus hörte.

Wir hatten zwei- oder dreimal mit Kartätschen gefeuert, aber sie trugen nicht weit genug und fielen in den Teich. Plötzlich kam ein Offizier vom Generalstab mit dem Befehl, vorzurücken; wir drehten unsere Geschütze und hinab gings in gestrecktem Galopp. Unten konnten wir nicht hinüber, aber vor dem Dorf, in den Baumgärten, wo die Vendéer schaarenweise vorüberflohen mit ihren großen Filzhüten und den rothen Schnupftüchern, den sogenannten „Cholets", die sie als Patrontaschen brauchten, und in ihren grauen Wämsern, fingen wir an, sie zusammen zu kartätschen; das Riedgras steckte voll von ihnen, und einige schleppten sich vor im hohen Schilf, um zu trinken oder sich zu verstecken.

Zum Unglück feuerten andere, die sich hinter der Kirchhofmauer verschanzt hatten, fortwährend auf uns; sie zielten sicher und ehe eine Viertelstunde seit unserer Ankunft an dem

Teich verflossen war, hatten sie schon zwei unserer Geschütze demontirt; die Fuhrleute der Munitionswagen, die man in Nantes zwangsweise requirirt hatte, machten sich mit ihren Pferden davon; drei von ihnen lagen schon auf dem Plan. Unsere ganze Kanonierkompagnie wäre dort weggeputzt worden, wenn die Grenadiere, nachdem sie über den Fluß gesetzt, den Kirchhof nicht sofort mit dem Bajonnett genommen hätten. Inzwischen kamen auch die berittenen Jäger über den Fluß, indem sie sich am Zügel ihrer schwimmenden Pferde hielten; und gegen vier Uhr räumten die Vendéer, die wahrscheinlich erfahren hatten, daß sie von einer anderen Kolonne umgangen waren, das Dorf und traten den Rückzug an.

Wir hatten die Vendéer geworfen: Port-Saint-Père lag in Asche! Ich habe später erfahren, daß man in den Trümmern sieben Zwölf-Pfünder, darunter zwei englische Feldschlangen, vorgefunden habe. Die Sache war aus: wir hatten den Weg in die Vendée zwischen Nantes und La Rochelle geöffnet, und unsere Kolonne war im Begriff, bis nach Nieder-Poitou vorzugehen, um sich dort zu verproviantiren. Diesmal aber sollte ich nicht so weit mitgehen, denn im Augenblick, da wir Befehl erhielten, das Feuer einzustellen, und ich, als erster Unterkanonier rechts, den Wischer ins Rohr steckte, sank ich plötzlich in die Kniee und fiel der Länge nach neben drei oder vier meiner Kameraden hin, ohne zu wissen was ich hatte. Das ist alles, dessen ich mich erinnere. Gleich darauf fühlte ich mich eiskalt, der Schweiß rann mir von der Stirne nieder wie Wasser; dann aber verlor ich die Besinnung und kam erst einige Stunden später wieder zum Bewußtsein, auf einem Wagen mit einem Dutzend Verwundeter, die man nach Nantes verbrachte; andere ähnliche Wagen fuhren der Reihe nach hintendrein.

Die Spitäler von Nantes waren mit Kranken überfüllt; man brachte uns weiter.

Ich war von einer Kanonenkugel auf der Brust getroffen worden: sie war nicht eingedrungen, weil sie aus großer Entfernung kam und mich gerade auf die Kreuzung der Patronentaschen- und Säbelkoppel getroffen hatte; aber innerlich verspürte ich einen starken Druck, der mich am Athmen hinderte; das kam von dem heftigen Stoß. Ich spie auch Blut aus. Man hatte mir schon zur Ader gelassen. Als ich wieder zu mir kam, unterwegs, war unter dem Gefühl der lastenden Schwere mein erster Gedanke, daß ich verloren sei. Meine Kameraden, die schienen mir auch nicht besser daran; der eine hatte den Kopf verbunden, der andre den Arm, der dritte das Bein; sie waren mit Blut bedeckt. Bleich und traurig stierten sie auf den Weg, der langsam vorüberzog; mehrere faselten wie im Schlaf; niemand hatte Lust zu sprechen. Die Fuhrleute, die uns führten, gingen neben her, ohne sich nach uns umzusehen oder um uns zu bekümmern. Sie sangen, pfiffen und schlugen Feuer, um ihre Pfeifen anzuzünden; manchmal liefen ihrer zwei oder drei ein Stück weit mit einander und unterhielten sich von ihrem Dorf und von dem und dem Wirthshaus, vom goldenen Löwen und von der blauen Traube, wo's gut oder schlecht sei. Das war alles.

Es war schon der dritte Tag nach dem Treffen, und wir befanden uns gegen drei Uhr nachmittags zwischen Ancenis und Angers, wo wir bei sinkender Nacht ankamen. Ich konnte mich auf nichts mehr besinnen und brachte nur mit Mühe meine Gedanken zusammen: das Leben, Margreth, Chauvel, die Republik, alles war mir gleichgiltig; nur der Gedanke, daß ich eine Kugel oder ein Stück von einer Kartätsche im Leib habe, ängstigte mich; und

da mein Arm in Nantes, wo man mir zu Ader gelassen hatte, mit einer Binde umwickelt worden war, so bildete ich mir ein, der Arm sei auch ab. Wenn man einmal viel Blut verloren hat, verwirren sich die Gedanken, und diejenigen, welche behaupten, das Blut sei das Leben, haben vielleicht nicht ganz unrecht.

IX.

Angers mit seinen hohen, schiefergedeckten Häusern, dem Dom und den verfallenen Festungswerken, glich all den alten Städten, die ich seit Worms und Mainz gesehen hatte; man hätte meinen sollen, das alles sei nach demselben Muster gebaut. Ich habe an diesen Rattennestern nie viel Schönes finden können, obgleich manche Leute, die nichts Besseres zu thun haben, sich ganz entzückt davon stellen; das Neue war mir immer lieber, und auf meine alten Tage wird sich mein Geschmack schwerlich ändern; mir wär's auch lieber, ich wäre zwanzig anstatt fünf und achtzig Jahre alt. So viel zur Erklärung, warum mich diese Stadt nicht besonders interessirte. Unser Spital, ein altes Gebäude mit Hof und Garten, großen Treppen, Gängen, oben und unten, lag in der Nähe des Andreasthors. Zum Glück waren bei unserer Ankunft mehrere Betten frei, und man konnte uns sofort da hinbringen.

Jeden Morgen besuchte uns ein alter Doktor mit fünf oder sechs jungen Leuten; meine Brust war dintenschwarz, so daß ich selber darüber erschrack. Ich erinnere mich, daß der alte Herr seinen Schülern meinen Fall explizirte, und daß einer der jungen Leute einigemal kam, um mir zu Ader zu lassen. Er hieß mich immerfort tief Athem holen um zu sehen, ob sich meine Lunge wieder kräftige, und es ging auch täglich besser,

namentlich als man mir halbe Portionen Brod, Wein und Fleisch gab. Von da an sah ich das Leben nicht mehr so trübe an, meine Gedanken über die Lage der Republik wurden wieder klarer, und ich hatte keinen andern Wunsch mehr, als wieder zu meinem Bataillon zu stoßen.

Neben mir lag ein alter Offizier von der siebenten Halbbrigade der reitenden Artillerie, der sich gern unterhielt; er hatte einen Schuß im Arm, und als ich wieder aufstehen konnte, gingen wir täglich von neun Uhr bis Mittags, in Mantel und Zipfelkappe, im Garten spazieren. Trotz seines grauen Schnurrbarts hatte der Mann noch jugendliches Feuer. Von ihm erfuhr ich die Scheußlichkeiten der Vendéer zuerst, denn seine Legion hatte von Anfang an mit diesem Aufstand zu thun gehabt. Er sagte mir, es hätten Tausende alter Steuerofficianten, Salzhändler, Salzpascher, Zollwächter, Schmuggler, Hegereiter und Wilderer, die durch die Abschaffung der unzähligen Fiscalabgaben und Privilegien gezwungen wurden, zu arbeiten wie andere auch, im Jahr 1791 und 1792 das Land durchgezogen und das Volk aufgewiegelt; die Bauern aber hätten keinen Zug gethan, sondern ohne Zweifel gedacht:

„Du schreist, weil du den Wolf und den Fuchs lieber spielst, als das Schaf, und weil du mit Schmuggeln, Denunziren und Wildern mehr verdient hast, als mit Hacken und Dreschen.“

Auch das Predigen der Eidweigerer habe nur bei den Weibern Eindruck gemacht, welche seufzten und jammerten, was leichter ist, als sich für Thron und Altar die Knochen entzwei schlagen lassen. Kurz der gesunde Menschenverstand war noch Meister. Die Adeligen konspirirten zwar mit den Bischöfen, und während die Preußen in die Champagne einfielen, hätten sich, im Fall wir geschlagen worden wären, diese guten Fran=

zosen sofort entschlossen, uns in den Rücken zu fallen; aber auf die Kunde von Valmy war Alles ruhig geblieben, sogar die Predigten hatten nachgelassen. Es brauchte das ganze Unglück des Vaterlandes, um diesen Leuten Muth zu machen, uns anzugreifen.

Erst bei der Aushebung der 300 000 Mann im März 1793, als die Existenz der Nation bedroht war, schien ihnen die Gelegenheit endlich günstig. Damals fanden es auch die jungen Leute, die „Gars", die wie alle Franzosen zur Rettung des Vaterlands aufgeboten wurden, angenehmer, daheim zu bleiben und mit dem Herrn Pfarrer, der Großmutter, und mit dem Schatz Kastanien zu essen und ein Gläschen Landwein zu trinken; die Ankunft der National-Gensdarmen, die sie zwingen wollten, ihre Pflicht zu thun, hatte sie so erbittert, daß tags darauf die ehemaligen Steuerhusaren, Waldschützen und Schmuggler Tausende von Leuten zur Verfügung hatten. Weder für den lieben Gott, noch für Ludwig XVII. hatten sie sich erhoben, sondern aus Erbitterung darüber, daß sie ihr Bocage verlassen sollten. Zugleich priesen die Eidweigerer sie als Beschützer unseres heiligen Glaubens, und das schmeichelte natürlich ihrem Hochmuth; sie bildeten sich ein, das sei wirklich so; viele glaubten sogar, sie werden am dritten Tag wieder auferstehen, und die Weiber bewachten in Erwartung dessen ihre Leichname.

So erzählte mir der Lieutenant Deteytermos, als er mir das furchtbare Gemetzel von Machecoul schilderte, einem Städtchen ohne Besatzung, wo dem Bezirksvorstand Joubert die Hände abgesägt und der Schädel mit Heugabeln eingeschlagen wurde, wo der verfassungstreue Pfarrer von den Weibern langsam zerrissen, wo der Friedensrichter Pognat in Stücke gehauen und dreihundert Patrioten, friedliche Bürger, an den Rand des

offenen Grabes geschleift und erbarmungslos niedergeschossen wurden. Das war am 10. März, der Anfang des Kriegs.

Die Sturmglocke ertönte in fünfhundert Gemeinden, und drei Tage darauf überfielen der Fuhrmann Cathelineau, der Hegereiter Stofflet, der ehemalige Bettler Six=Sous — kurz die ganze Bande — kleine Abtheilungen Soldaten, die sie niedermetzelten; sie plünderten die Kassen und nahmen Gewehre, Pulver und Kanonen mit fort, die niemand bewachte, weil man auf etwas Derartiges nicht gefaßt war und sich nicht denken konnte, daß Franzosen uns von hinten meuchelmörderisch überfallen würden, während wir gegen Europa Front machen mußten.

All' die Greuel, welche diese Räuber in Chemillé und dann in Cholet begingen, und die mir der alte Soldat ganz schlicht erzählte, sind gar nicht zu schildern; von den Scheußlichkeiten der Weiber gegen die armen Verwundeten kann man vor anständigen Leuten gar nicht reden. Er erzählte mir alles.

Nachdem sodann die Steuerhusaren und Hegereiter die Sache in Gang gebracht hatten, erhob sich „die edle Rasse der Eroberer“. Delbée im Anjou, Bonchamp in Saint=Florent, de la Roche=Saint=André in Pornic, Charette im Marais, La Rochejaquelin und Lescure anderswo. Die Leute vertheidigten wenigstens ihre Interessen; wenn sie von Thron und Altar sprachen, meinten sie sich selbst, das hieß so viel als: „Wir wollen unsere Privilegien wieder haben und es uns von Vater auf den Sohn wohl sein lassen auf Kosten der Thoren, die sich für uns schlagen.“ Aber die andern, mein Gott! mein Gott! wie kann man so dumm sein! Was ist es doch für ein schlimmes Ding um die Unwissenheit!

Das Aergste war, daß diese Vorkämpfer des lieben Gottes, wenn sie auszogen, um die Leute in der Stadt niederzumetzeln,

ihre Weiber mit Säcken hinter sich hatten, um die Beute hineinzustecken. Als sie vor drei Monaten Nantes angriffen, dachten fünfzehnhundert Weiber an nichts, als an die Goldschmied-Straße. So sagte mir Deteytermos achselzuckend.

Heutzutage sind diese Dinge unglaublich, ich weiß es wohl; aber das ist doch die Wahrheit, das ist der religiöse Geist, den man in dieser frommen Vendée, im Land der Opfer, hatte.

Der Konvent, betroffen von solchen Greueln, hatte bis zum letzten Augenblick gezaudert, Rache zu nehmen; er glaubte, das könne nicht so fortgehen. Endlich aber hatte er den Befehl geben müssen, Böses mit Bösem zu vergelten; wir waren leider gezwungen, auch zu sengen und zu brennen, um diesen Leuten zu zeigen, daß es so schwer nicht sei, nach ihrer Fasson heilig zu werden, und daß dazu nur Eins nöthig war, zu vergessen, daß man ein Mensch ist; ich sage nicht ein Christ, Christus hat nichts gemein mit wilden Thieren.

Während aller dieser Vorgänge waren wir in Mainz belagert; die Nordarmee verlor die Schlacht bei Nerwinden; Dumouriez ging zu den Oesterreichern über; Koburg belagerte Valenciennes; die Vendéer selber aber hatten nur den einen Gedanken, einen guten Hafen zu erobern, wo die Engländer leicht landen und ihnen helfen könnten, bei uns den Zehnten, die Salzsteuer, den Kehrzehnten, die Frohnden, die hohe und die niedere Gerichtsbarkeit, Rad, Folter und den sonstigen Apparat wieder einzuführen.

Der Lieutenant verhehlte mir nicht, daß wir gleichfalls große Fehler gemacht hätten; anstatt uns vereint zu schlagen, hatten wir vier Armeen, mit vier Obergeneralen, gebildet, die sich nicht mit einander verständigten und sich, jeder besonders, schlagen ließen. Seit Ankunft der Mainzer gab es deren nur

noch zwei: Rossignol und Canclaux; aber auch das war noch zu viel, denn im Krieg muß alles nach einem einzigen Plan gehen, und der Plan kann sich jeden Tag ändern, je nach Umständen; es darf also nur ein Kopf sein, der alle guten Rathschläge hört, aber nach seinem eigenen Gutdünken entscheidet; darauf beruht die Stärke einer Armee: Einer befiehlt und Alle gehorchen!

Der gescheidte Theil der Leute wußte das wohl, und der Uhrmacher Rossignol war gescheidter als Canclaux, als er diesem vor vierzehn Tagen in Saumür sagte, er solle den Oberbefehl über die beiden Armeen übernehmen, aber seinen, Rossignol's, Plan befolgen, den man auch in der Folge als den bessern anerkannt hat, und der darin bestand: zusammen vorzurücken und die Vendéer in eine Ecke zwischen der Loire und dem Meer zu drängen, und sie da nicht mehr herauszulassen, sondern eine entscheidende Schlacht zu liefern und alles mit einem Schlag zu beendigen. Leider hatte Canclaux, der an seinem Schlendrian festhielt, im Kriegsrath den Beschluß herbeigeführt, daß es besser sei, von zwei Seiten zugleich in die Vendée einzudringen: mit der Armee von la Rochelle über Saumür, und mit der Armee der Küste von Brest über Nantes. Man wird bald sehen, welch furchtbare Opfer uns das kosten sollte.

Anfangs schien alles gut zu gehen, die Kolonne Kleber's, die Dubayet's und Beysser's rückten, einen Tagmarsch von einander entfernt, von Nantes in die untere Vendée ein, und täglich hörte man von der Vollstreckung der Befehle des Konvents. In Pornic, Bourganeuf, Machecoul, Aigrefeuille ꝛc. überall Treffen, überall die Vendéer geschlagen, ihre Dörfer verbrannt, ihre Schaaren zerstreut oder mit dem Bajonnett niedergeworfen. Da sie erklärt hatten, unsere Kapitulation mit den

Preußen sei auch ihnen gegenüber giltig; und jeder von uns, die wir versprochen hätten, während eines Jahrs nicht gegen die „Verbündeten“ zu dienen, breche die Kapitulation, werde also erschossen, wenn er ihnen in die Hände falle, so kannten wir auch keine Schonung mehr, und die Armee von Mainz behandelte die Hallunken aufs Strengste. Auf dieser Seite ging somit alles gut.

Die Armee Rossignol's war auch im Begriff, aufzubrechen. Die erste Kolonne unter dem Kommando Santerre's schickte sich an, auf Cholet, das Hauptquartier der Räuber, zu marschiren, um sie zwischen zwei Feuer zu nehmen; vorausgesetzt, daß sie dumm genug sein würden, die Vereinigung der beiden Armeen abzuwarten, anstatt eine nach der andern zu vernichten, wie sie's bisher immer gemacht hatten. Bald sollten wir's erfahren, und man kann sich denken, wie uns das interessirte.

Ich kam um diese Zeit aus dem Spital und meldete mich sofort wieder zum Einrücken bei meinem Bataillon; da jedoch die Vendéer alle Soldaten, die sie einzeln begegneten, niederzumachen pflegten, so verbot mir der Generaladjutant Flavigny, der Festungskommandant von Angers, allein fortzugehen und theilte mich einer Kanonier-Kompagnie des Regiments Eure und Loire zu, die eben abging, um zu der Kolonne Santerre's in Doué zu stoßen. Wir gingen am gleichen Tag noch mit andern Detachements über die Loire und betraten die Vendée bei Erigné.

Die Armee Santerre's lagerte in der Umgegend von Doué, auf dem Weg von Saumur nach Cholet; sie mochte achtzehn- bis zwanzigtausend Mann stark sein und bestand erstens aus den Bataillonen des Kontingents von Orleans, aus den fünfhundert Livres-Helden des Pariser Kontingents und der

reitenden Gensdarmerie, wovon weder die einen noch die andern im Ruf besonderer Tapferkeit standen; sodann aus den Bataillonen der Sarthe und Dordogne, aus Artillerie, Gensdarmen zu Fuß und aus dem neunten Husarenregiment, den ehemaligen Freiheitshusaren, welche, im Gegensatz zu jenen, einen sehr guten Ruf hatten, endlich aus Rekruten der letzten Massen-Aushebung von allen benachbarten Departements: Handwerker, Taglöhner, Bauern, meistens ohne Waffen, viele in Holzschuhen, den Stock über die Schulter, und den Brodlaib an der Spitze des Stocks. Die Verpflegung wurde in dieser unwirthlichen Gegend, wo man nichts sah als Haidekraut, Farren und Buschwerk, immer schwieriger, weil die Leute mit ihrem Vieh weit fortgezogen waren.

Unser Detachement schlug den Weg über Brissac, Les Allends und Ambillou ein und kam Abends auf den Höhen von Louresse an, von wo aus wir auf der ganzen Ebene hin die Lagerfeuer funkeln, die Kavallerie-Pikets, und das wie zu einem Fest beleuchtete Städtchen Doué sahen. Es war sehr schönes Wetter; andern Tags, am 17. September, holten wir die Armee auf dem Marsch nach Cholet ein.

Mein Gott! was soll ich da sagen? Ich als Gemeiner sah auf den ersten Blick schon aus der Marschordnung, daß unser General ein Brauer war, der sich viel besser auf die Qualität des Bieres, als auf die Führung einer Armee verstand.

Mir schauderte bei dem Gedanken, was daraus werden sollte, denn ich hatte schon gesehen, daß die Vendéer zwar Hallunken, aber keine Esel waren, und daß sie sich gut schlugen. Nun denkt euch, daß dieser furchtbare Santerre, vom Konvent gesandt, um alles niederzuwerfen und zu erobern, seine Armee nicht in Kolonnen, noch in Divisionen, auch nur in Zügen,

sondern hinter einander marschiren ließ, ohne Plänkler und ohne Tirailleurs, die Artillerie voraus, die Geschütze, Munitions- und Pulverwagen der Reihe nach hintendrein, hierauf die Kavallerie, dann die Infanterie, drei Mann hoch — ein unabsehbarer Zug, so daß die Infanterie, um uns zu vertheidigen, wenn wir angegriffen wurden, uns auf den Rücken schießen mußte! Und das alles ging langsam voran in den engen, von Hecken, hohen Farrnkräutern, Obstbäumen, Zwergeichen und dichtbelaubten Kastanien ganz bedeckten Hohlwegen, wo wir bei jedem Schritt abgeschnitten zu werden fürchten mußten, ohne uns aufstellen zu können. Wie ich das sah, dachte ich: „Michel, du siehst die Margreth nicht mehr. Alle die hier sind, wenn sie was haben, hätten ihr Testament machen sollen.“

Ich ärgerte mich über mich selber, daß ich unter die Kanoniere gegangen war, weil man uns ohne Gewehr und Patronen so voraus marschiren ließ. Den Fuhrleuten und Bauern, die man zum Transport der Geschütze, der Munitions- und Pulverwagen requirirt hatte, war's auch gar nicht wohl bei der Sache; ich sah, wie sie neben uns aufpaßten, ihre Augen ängstlich überall herumlaufen ließen und zitterten, so oft sich hinter den Hecken etwas rührte.

Santerre selber aber, hoch zu Roß, mit offener Brust, den Hut schepp auf dem Kopf, seine lange Nase voran, galoppirte an der Kolonne vorbei; man merkte, daß er auf die schöne Marschordnung stolz war; eine vierthalb Stunden lange Kolonne, das war prächtig! und vielleicht war es seit Erschaffung der Welt noch keinem General eingefallen, dem Feinde mit seinen Truppen in dieser Ordnung entgegenzuziehen.

Ich weiß wohl, daß Santerre ein guter Patriot war, und daß er sich in Paris bei jeder Gelegenheit hervorgethan hatte, aber welch ein Unglück, ihn zum General zu haben! Wenn

das Volk einen Mann gern hat, so glaubt es, er verstehe alles, und hätte einer sein Leben lang nichts gethan als Kessel geflickt, es würde ihn doch mit Acclamation zum Premierminister oder zum Oberbefehlshaber wählen. Das ist auch wieder eine der traurigen Folgen der Unwissenheit.

In dieser Weise also rückten wir auf Cholet los und, die Kolonne wurde immer länger, je müder Soldaten und Pferde auf dem schlechten Weg wurden. Das Wetter war ununterbrochen schön, nichts störte uns; das ging etwa fünf Stunden lang so fort, und wir waren schon durch mehrere Dörfer gekommen ohne einer Seele zu begegnen, als sich plötzlich, wie wir auf die Höhe von Coron kamen, im Gestrüppe ein großes Geschrei erhob, bei dem uns sofort die Haare zu Berg standen; zugleich ging auf allen Seiten ein Gewehrfeuer los und prasselten und sausten die Kugeln auf uns ein, wie wenn die Schleuße eines Flusses aufgezogen wird, oder das Wasser durch die Schluchten tobt. Im selben Augenblick stürzten die Vendéer wie die Wölfe über uns her und fielen mit dem Ruf: „Ergebt euch!“ unsern Pferden in die Zügel. So was von Verwirrung und Wuth hab ich noch nie gesehen. Die Infanterie, die über eine halbe Stunde weit zurück war, hätte uns im Schnellschritt zu Hilfe eilen müssen, allein im Centrum marschirte der Landsturm, und die guten Truppen kamen weiter hinten. Die Kavallerie konnte in dem heckenreichen Terrain nicht manövriren, die berittenen Gensdarmen rissen bereits aus, angeblich um die Fliehenden zurückzubringen, und von einem Ende des Wegs von Coron nach Vihiers, bis zum andern hörte man nichts als Salve auf Salve und den immer wachsenden furchtbaren Lärm wilder Flucht.

Ein Generalstabsoffizier kam mit dem Befehl, unsere Kanonen auf den Höhen rechts und links aufzupflanzen; allein

die Vendéer waren unglücklicherweise mit den Unsrigen vermischt; man schlug einander mit Kolben und Wischern todt. Ein Alter, den ich heute noch vor mir sehe, ein hagerer, dürrer Kerl ohne Zähne, aber mit einer eisernen Faust, packte mich an der Gurgel und schrie mir auf vendéisch irgend etwas zu; zwei andere kamen an den Rand des Weges gelaufen, barfuß mit schlotternden Hosen, einen alten Hut auf dem Schädel und feuerten in den Haufen hinein. Die verwundeten Pferde bäumten sich, die Ketten klirrten, die Munitionswagen fuhren auf einander auf. Der Alte hatte mich gegen das Geschütz geworfen; ich stieß ihm den Säbel bis ans Heft in den Leib, und wie ich ihn beim Aufrichten zurückziehe, hau ich einem Lumpen von Fuhrmann das Gesicht entzwei, der eben dran war, die Stränge abzuschneiden, um sich davon zu machen.

Jetzt dachte ich an nichts mehr, als an meine Pflicht und Schuldigkeit, ich faßte das Vorderpferd fest am Zügel und stieß es in die Weichen, daß es wüthend wurde und das Geschütz über Haufen von Todten und Verwundeten hinüber riß.

Es flimmerte mir vor den Augen. Die Kameraden, die noch auf den Beinen waren, schoben hinten an den Rädern; das Geschütz kletterte die Böschung hinauf. Droben umringten uns die Vendéer zum Zweitenmal und der Kampf ging wieder los, noch erbitterter als zuvor. Wir wären niedergemetzelt worden, wenn die Freiheitshusaren, das tapfere Neunte, nicht gekommen wären und die Banditen zusammengesäbelt hätten. Sie sausten vorüber wie ein Sturmwind.

Drei meiner Kameraden waren noch gefallen, man hätte ausspannen müssen, um das Geschütz zu laden; unsere Munition war drunten im Hohlweg, Setzkolben, Wischer und Richtkeile waren zerbrochen. Wie ich das sah und die wilde Bande zurückkommen sah, schwang ich mich auf das Pferd und sprengte

im Galopp davon. Schießen, Schreien, alles war mir einerlei. Die Geschütze drunten waren verloren, ich konnte nichts mehr thun als das meinige retten. Etwas weiter zurück hatten zwei Sarthe-Bataillone, famose Soldaten, ein Carré formirt, um den Rückzug zu decken. Ich sprengte in gestrecktem Galopp ihnen zu; schon hörte ich die Kartätschensalven vorbeisausen und über den Kies hinfegen, daß der Staub hoch aufwirbelte. Die Vendéer hatten unsere Geschütze umgedreht. Das fehlte noch, von seinen eigenen Kugeln weggeputzt zu werden! Der Brigade-Chef, der mich blutbedeckt von der Brust bis auf die Knie mit meinem Geschütz daher kommen sah, trat vor und kam mir auf mehr als zwanzig Schritt entgegen.

„Wie heißt du, Kanonier?“ fragte er und gab mir die Hand.

„Michel Bastian, der Kanonierkompagnie von Eure und Loire zugetheilt.“

Ich führte mein Geschütz in das Carré hinein, leider aber half es uns nichts, weil es an Munition fehlte. Ich sprang vom Gaul herab, selber ganz verwundert, daß ich wohl und gesund hinter dem Rottenfeuer stand. Ich ergriff ein Gewehr und eine Patrontasche und rückte in einen leeren Platz ein. Mit welcher Wollust ich die erste Patrone abbiß! Wer die Wuth nie gefühlt hat, die einen im Krieg überfällt, wenn man eben die Niedermetzlung seiner Kameraden mit ansehen mußte, der kann sich keinen Begriff von der Befriedigung machen, mit der man anlegt, zielt und wieder in die Patrontasche greift. Wie man da lächelt und mit den Augen blinzt!

Wir mußten gleichwohl zurückgehen, denn das Kartätschenfeuer mähte uns nieder; es hieß die Glieder schließen. Im ersten Dorf herwärts trafen wir eine Compagnie Gensdarmen und Füsiliere von der Dordogne, die in den halbverfallenen

Hütten im Hinterhalt lagen; das Dorf fing an zu brennen, denn die Pfröpfe hatten bald ein Strohdach in Brand gesteckt. Wir schwenkten links ab und faßten weiter hinten, am Fuß eines kleinen, mit Bäumen besetzten Hügels, aus denen der Kirchthurm eines andern Dorfs hervorschaute, wieder Posto. Hier mußten wir bis Abends 6 Uhr stehen bleiben, um dem Landsturm Zeit zu lassen, sich rückwärts wieder zu sammeln. Die Vendéer konnten die Geschütze so wenig wie wir in dem Gestrüpp weiter bringen, aber sie griffen uns fortwährend mit unglaublicher Wuth an.

Bei einbrechender Nacht verschwanden sie plötzlich, wir wußten nicht warum. Länger als eine Stunde warteten wir Gewehr bei Fuß, sehr erstaunt, sie nicht mehr zu sehen. Erst als es in den kleinen Dörfchen acht Uhr schlug, traten die beiden Bataillone den förmlichen Rückzug an und schlugen die Straße zur Rechten ein. Sie war mit Todten, Verwundeten, gefallenen Pferden, Munitionswägen, ausgespannten und zerbrochenen Karren ganz bedeckt. Ab und zu hielt noch ein Bataillon in der Ebene Stand; was von gedienten Truppen übrig war, war ohne Befehl den Fliehenden entgegenmarschirt; die Landsturmleute mit ihren Stöcken und Brodlaiben kamen auf allen Wegen und Stegen daher, viele schlupften auch aus den Steinbrüchen hervor, woran's in jener Gegend nicht fehlt, und unsere Kavallerie suchte sie noch in der Nacht und an den beiden folgenden Tagen zusammen.

Wir Reguläre gingen nach Doué zurück. Das Bataillon von der Sarthe, mit dem ich das Treffen mitgemacht hatte, wurde in dem Schlosse Foulon's einquartirt, den die Pariser beim Beginn der Revolution an die Laterne geknüpft hatten. Vierzehn Mann kamen von der Kanonier-Compagnie der Eure und Loire zurück; man brachte viele Verwundete ein, aber Gott

weiß wie viel die Vendéer an diesem 17. September erschossen haben, wo wir 18 Kanonen, unsere gesammte Munition und Tausende der besten Patrioten verloren. Das ist die Niederlage von Coron. Ich habe sie euch geschildert, wie ich sie mit angesehen habe, und ich wiederhole, es gibt nichts Aergeres auf der Welt, als die Leute, die meinen, sie verstehen alles, und die sich ohne weiteres an die schwersten Aufgaben machen, welche tausendmal Erfahrenere und Muthigere aus Bescheidenheit nicht über sich zu nehmen wagen. Hochmuth, Eitelkeit und Dummheit stürzen immer wieder Tausende von braven Leuten in's Unglück.

Und das war noch gar nicht alles, denn zwei Tage später erfuhr man, warum die Vendéer anstatt uns zu verfolgen, abends verschwunden waren: sie hatten sich vereinigt um massenhaft über eine zweite Kolonne, die des Generals Duhoux, herzufallen, welche von Angers auf Cholet rückte, wie die unsrige, um die Räuber nach Canclaux's Plan zu umzingeln. Sie hatten dieselbe in der Nähe eines Ortes namens Pont-Barré überfallen und mit ihrer Ueberzahl erdrückt, derart, daß 4000 Republikaner auf dem Platz blieben, daß ihnen die Artillerie, das Gepäck und das gesammte Material der Kolonne in die Hände fiel, und daß sie Gelegenheit fanden ihre Drohungen wahr zu machen und fünfhundert Familienväter von Angers und Umgegend, welche sie an der Brücke abschnitten, alle bis auf den letzten Mann zu erschießen.

In Folge dieser Hiobspost, und da die Vendéer die Gewohnheit hatten, sich nach einem solchen Gemetzel gegen eine der großen Städte an der Loire zu wenden, um sie zu plündern und sich drin zu verschanzen, kehrte ein Theil unserer Truppen, worunter auch ich, schnell nach Saumür zurück.

Die Räuber hatten unsere Kolonne am 17. September

bei Coron, und die des Generals Duhoux am 19. bei Beaulieu vernichtet. Wir marschirten am 20. wieder ab, wüthend von Bauern geschlagen worden zu sein, die gar nicht einexerzirt waren und die uns dreimal mehr Mannschaft tödteten, als wir ihnen hatten tödten können.

Ich schob alle Schuld auf unsere Generale und war nicht wenig erstaunt, bei der Ankunft in Saumür zu erfahren, daß die Armee von Mainz jüngst gleichfalls eine Niederlage erlitten hatte und sich auf dem Rückzug nach Nantes befand. Als wir in die Stadt einzogen, sprach man von nichts, als von dem. Neben dem Jammer der Familien, die ihre Stütze verloren hatten, waren die Gemüther von furchtbarer Angst erfüllt, denn jetzt waren die Hallunken Meister, und man sah kein Mittel mehr sie abzuhalten. Ich konnte immer nicht an die schlimmen Nachrichten glauben, noch den Gedanken fassen, daß unsere alten Generale Kleber und Dubayet von einer solchen Bande auf's Haupt geschlagen sein sollten; das schien mir unmöglich.

X.

In Saumür fanden wir alles in der größten Verwirrung; man wußte nicht, wo man unterkommen sollte; die Kirchen St. Johann, St. Peter und Notredame dienten als Spitäler für die Verwundeten. Man beeilte sich, die Stadt in Vertheidigungszustand zu setzen; die Generale und die Volksrepräsentanten schoben die Schuld der Niederlage einer auf den andern. Phelippeaux beschuldigte Rossignol, er verrathe die Republik; Rossignol klagte Canclaux und Phelippeaux an, sie seien im Einverständniß mit den Engländern. Die Entrüstung der Soldaten über die fünfhundert Livres-Helden war unbeschreiblich; es setzte täglich Säbelhiebe dem Dutzend nach ab.

Zugleich erfuhren wir, daß die anderweiten schlechten Nachrichten wahr seien; daß die Kolonne Kleber's, nachdem sie die Hallunken überall geworfen und ihre Nester der Sèvre entlang zerstört hatte, in der Nähe von Cholet ankam, wo sie dem Bürgerkrieg ein für allemal ein Ende zu machen hoffte; daß aber die Gegner, über vierzigtausend Mann stark, die Mainzer bei Torfou, zwischen Clisson und Mortagne, umzingelt hätten, wo das furchtbarste Treffen in diesem Feldzug stattfand; daß Kleber im Beginn des Kampfes eine Schußwunde erhalten, aber das Kommando ruhig bis zuletzt fortgeführt habe; daß ihn seine Soldaten auf ihren Gewehren wie auf einer Tragbahre getragen hätten; daß aber ein Bataillon von Nièvre, das mit der Deckung der Artillerie beauftragt war, sich leider hatte umgehen lassen, wodurch unsere sämmtlichen Geschütze dem Feind in die Hände fielen; daß man darauf hin, umringt von den wilden Kerlen, den Rückzug hatte antreten müssen; daß aber dieser in schönster Ordnung vor sich ging; trotz der Wuth der Royalisten, die während sechs Stunden nicht ein einziges unserer Bataillone durchbrechen konnten. Die Mainzer hatten in Clisson Halt gemacht und eine feste Stellung hinter der Sèvre eingenommen, wo die Vendéer sie nicht mehr anzugreifen wagten. Das war also ein ehrenvoller Rückzug vor überlegenen Streitkräften, aber es war eben doch ein Rückzug; die Vendéer hatten das Schlachtfeld behauptet und konnten sagen:

„Wir sind zu Hause Meister geblieben trotz euch!“

Und wir — konnten ihnen nichts antworten.

So lauteten die Nachrichten.

Der Gedanke, daß Lisbeth, Marescot und der kleine Cassius sich in diesem Getümmel befunden hatten, ließ mir die Sache nicht freundlicher erscheinen; ich kannte nachgerade die guten Christen, die Vendéer, zu gut, um mir nicht sagen

zu müssen, daß, falls das Fuhrwerk meiner Schwester irgendwo stecken geblieben, die ganze Sippschaft erbarmungslos in Stücke gehauen worden war. Das lag mir schwer auf dem Herzen.

Ich faßte meine Ration bei dem Sarthe-Bataillon immer noch wie die andern; es fehlte beim Appel mehr als einer, der die seinige nicht mehr in Empfang nahm, aber das konnte nicht mehr lang so fortgehen; sobald die Ordnung in der Garnison wieder so weit hergestellt war, bekam ich endlich mein Marschbillet, das ich mehr als zwanzigmal verlangt hatte; es lautete nach Angers, wo die Kanonierkompagnie von Paris und den Vogesen Ende September hingekommen war, um neu formirt zu werden. Ich rechnete nicht mehr sehr fest darauf, Jean Baptist Some, Marc Dives und die andern Freunde von Landau, Worms, Speyer und Mainz wiederzusehen. Vom Soldaten kann man wohl sagen, daß er lebt wie der Vogel auf dem Zweig: heute drück' ich dir die Hand, Kamerad, wir essen, trinken, schlafen zusammen, wie gute alte Freunde, und morgen, wenn eine Kartäschenkugel geflogen kommt, weiß ich nicht einmal, wo dein Leib ruht, ob in einer Grube mit zehn oder fünfzehn andern, oder ob ihn die Füchse gefressen haben! — Das ist doch gar zu traurig!

Also! — Vor Saumür draußen schnitt ich mir an der nächsten Hecke einen Stock und wanderte Angers zu. Es war sehr schönes Wetter, aber der Herbst kam, die Blätter fielen. Hie und da bewachten Nationalgardisten eine Brücke über den Fluß; in den Dörfern herrschte große Besorgniß, man traute dem Landsturm nicht mehr und man hatte sehr Recht; man hätte den Leuten wenigstens Gewehre statt Picken geben sollen! die Vendéer, die hatten brav welche!

Unterwegs, in einem kleinen Dorfe, sah ich übrigens etwas, was mir große Freude machte, nämlich mehrere Anschläge an

einer Kirchenthüre: erstens ein Dekret des Konvents, welches anordnete, daß die Armee in Zukunft nur von Einem General kommandirt werden solle, sodann seine Proklamation an die Armee:

„Soldaten der Freiheit! Die Räuber in der Vendée müssen vor Ende Oktober vertilgt werden. Das Wohl des Vaterlandes heischt es, die Ungeduld des französischen Volks befiehlt es, euer Muth wird es vollziehen!"

Sodann eine letzte Warnung der in Saumür vereinigten Volksrepräsentanten an die Rebellen:

„Adelige und Priester stiften euch im Namen des Gottes der Liebe und des Friedens zu Mord und Plünderung an. Was wollen diese eure Führer? Das Königthum, die Knechtschaft, alle alten Mißbräuche, die bis vor kurzem auf Euch lasteten. Sie wollen den Zehnten, die Getränkesteuer, die Salzsteuer, die Bannrechte, die Jagd, die Frohnden; sie wollen euch aufs neue an die Scholle fesseln, wie den Ochsen, der die Pflugschar zieht. Wir dagegen, was wollen wir? Wir wollen, daß alle Menschen gleich seien und frei wie die Luft, die sie athmen" u. s. w. u. s. w.

Das alles that mir wohl, besonders der Befehl des Konvents, die Vendéer vor Ablauf des Monats zu vertilgen. Drei Viertheile der Leute haben in kritischen Augenblicken kein Selbstvertrauen, man muß ihnen durchaus welches einflößen, wenn man will, daß etwas voran geht.

Am 3. Oktober, bei guter Zeit, zog ich wieder in der alten Stadt Angers ein; sie war vollgepfropft von Truppen, die im Begriff standen, zu der Division von Fontenay zu stoßen, die von Bressuire aus in das Herz der Vendée vorrücken sollte. Es dauerte länger als eine Stunde, bis ich meine Kompagnie fand, die in einem alten Gebäude lag. Ich

sah die Fahne des 13. Regiments wohl über der Thüre aufgepflanzt, aber der Gesichter konnte ich mich nicht entsinnen; ich wollte eben den langen Hausgang wieder verlassen, als der Lieutenant René Belaton des Wegs daher kam und rief:

„Was! Du bist's, Bastian! Wo Teufels kommst denn Du her? Es hieß, Du seist in der andern Welt!"

Ich sagte, ich komme von Saumür und sei der Kanonier-Kompagnie von Eure und Loir zugetheilt gewesen. Darüber kamen viele von den Soldaten herbei, und da erkannte ich denn fünf oder sechs Alte, welche lachend sagten:

„Der Bastian ist's! Du bist also nicht todt?"

Sie gaben mir die Hand, und jetzt sah ich auch den alten Some kommen, der von weitem suchend umherblickte; das Gerücht, der Bastian sei unten, hatte sich rasch verbreitet. Als er mich wiedersah, streckte er die Arme nach mir aus, ohne ein Wort zu sagen, und ich sah, daß er mich recht lieb hatte.

„Ach!" sagte er und drückte mich an sich, „wie freut mich's, Michel, daß du wieder da bist!"

Wir waren recht gerührt, und die vielen Leute um uns her genirten uns; deßhalb sagte ich zu Some:

„Komm wir wollen in die Kneipe da drüben zum Meister Adam gehen."

Wir gingen also, um uns nach Herzenslust ausschwatzen zu können. Die Kneipe war von Soldaten und Bürgern viel besucht, und wie wir da einander gegenüber saßen, die Ellenbogen auf dem Tisch, eine Flasche von dem guten rothen Landwein und ein Stück Brod vor uns, war meine erste Frage, ob meine Schwester, Marescot und der kleine Cassius noch leben, und bei Torfou glücklich davon gekommen seien?

„Sei ruhig, Michel," sagte er, „ich hab sie auf dem Rück-

zug von Nantes mitten in der Kolonne Dubayets] in ihrem Fuhrwerk gesehen; sie waren alle gesund und wohl, ich hab sogar ein Paar Minuten mit der Lisbeth gesprochen, wie wir an ihrem Wagen vorübermarschirten; sie hatte ein Gewehr, einen Säbel und alles, was es sonst noch zur Vertheidigung braucht, neben sich im Stroh stecken. Ich würde ihr in Reih und Glied so viel zutrauen, wie dem Marescot; das ist ein Staatsweib, die nimmts mit zwei Vendéerinnen auf."

Er lachte, und ich war froh, so gute Nachrichten zu bekommen; jetzt konnte ich das Weitere ruhig abwarten.

Some erzählte mir, daß das Bataillon von Nievre am ganzen Unglück schuld sei, denn im Beginn des Kampfes hätten wir die Oberhand gehabt, und da sei das Bataillon, als die Kolonne den Feind verfolgte, dem Hauptkorps nachgerückt anstatt auf seinem Posten zu bleiben und die Geschütze zu decken; das hätten die Royalisten benutzt, seien von hinten über die Kanoniere hergefallen und hätten sie niedergemacht; Marc Dives, der große Matheis von Vierwinden, Hans Rath und fünf oder sechs andere Bekannte seien darunter gewesen, und seither habe man nichts mehr von ihnen gesehen und gehört; er selber habe zwei Bajonnetstiche bekommen, zum Glück aber hätten sich die Vendéer, als sie unsere Dragoner kommen sahen, beeilt, die Kanonen wegzubringen, anstatt wie gewöhnlich den Verwundeten den Garaus zu machen, und so seien noch einige andere von der Kompagnie wie durch ein Wunder davongekommen; seinen ersten Stich habe er in die rechte Hand bekommen, den zweiten in den Arm; er habe sich aber nicht krank melden wollen, und jetzt gehe alles ganz gut.

Seine Hand war noch verbunden, was ihn aber nicht hinderte, das Glas zu halten und mich immer wieder freundlich anzusehen.

Wir blieben da bis zum Appell, dann gingen wir heim und legten uns zusammen schlafen.

Wir erhielten schon am dritten Tag nach meiner Ankunft, am 5. Oktober 1793, den Befehl zum Abmarsch von Angers. Die Kompagnie war zwar nur erst wieder fünfunddreißig Mann stark, allein ihrer sechs genügen zur Bedienung eines Geschützes, und wir sollten in Bressuire completirt werden.

Wir hatten Reiterei und Infanterie bei uns und auch Fuhrleute, die man aber scharf überwachen mußte, trotz ihrer rothen Mützen und großen Kokarden, denn es gelüstete sie fortwährend, auszuspannen und bei Nacht und Nebel durchzubrennen. Wir, die wir vorläufig sonst keinen Dienst hatten, waren mit dieser Ueberwachung beauftragt.

Ich kannte die Orte, die wir passirten, schon von früher. Die Kolonne des Generals Duhoux hatte in der Gegend eine Niederlage erlitten, und jeden Abend, gleich nach Sonnenuntergang, hörten wir in dem endlosen Haideland rechts und links in dem Gebüsch Wölfe und Füchse heulen, die sich die Leichen streitig machten. Die langen rothen Streifen am Himmel, das hohe dunkle Buschwerk, das Geheul der wilden Thiere und die Glöcklein, die durch die Stille der Nacht von einem Dorf zum andern hinübertönten, machten einen ganz traurig. Wie oft dachte ich da an die Heimath; an die Predigten der Eidweigerer, welche die Leute zum Streit, statt zum Frieden ermahnten; an die Warnung Chauvel's im Klub vor dem Bürgerkrieg; an die abscheuliche Dummheit Valentin's, der alle Patrioten, zu Ehren des Grafen Artois, des Gottesmannes, hängen wollte, und an all die Greuel, die uns hieher geführt hatten.

Sind denn die Menschen dazu da, sich den Mardern zum Fraß vorzuwerfen? Besteht das Christenthum darin? Und

Christus, was hätte der zu diesen schrecklichen Barbareien gesagt, welche der Stolz und der Geiz der Priester und der Adeligen im Namen seiner Religion veranlaßten? War er dazu auf die Erde herniedergekommen?

Manchmal gingen auch abends, wenn wir kamen, ganze Dörfer durch; Männer, Weiber, Greise und Kinder brachten mit ihren blöckenden, meckernden Kühen und Ziegen im Freien zu. Wir sahen von weitem, wie sie sich in der Abenddämmerung hinter den hohen Farren- und Himbeersträuchern verloren, und fast immer fanden wir die Brunnen voller Todten und schwere Steine drauf. Das war Ein großes Mordfeld. Natürlich zündete man die miserablen Nester an. Die Kolonne marschirte weiter, und die ganze Nacht sahen wir den Wiederschein der Flammen am Himmel zittern, den Rauch stundenweit hinziehen, besonders wenn das Feuer auch das dürre Haidekraut und die nahen Bäume ergriff.

Bei Tagesanbruch wurde Halt gemacht und abgekocht, und auf den Höhen ringsum Wachen ausgestellt. Man mußte fortwährend auf der Hut sein, denn die gefährlichsten Feinde beobachteten uns ringsum und folgten uns auf Schritt und Tritt. Sie fanden jedoch keine Gelegenheit, uns unterwegs anzugreifen. Wir passirten Doué, Montreuil, Thouars und kamen am 9. Oktober gerade in Bressuire an, als die Kolonnen von Saumür und Fontenoy, die Tags zuvor ihre Vereinigung bewerkstelligt hatten, zusammen nach Chatillon abmarschirten.

Der Divisionsgeneral Chabos hatte das Oberkommando; Westermann führte die burgundischen Jäger von Côte-d'Or und eine Schwadron Freiheitshusaren.

Dieser Westermann, von Molsheim in unserer Nähe gebürtig, hatte den Ruf eines sehr tapferen, sogar wilden Sol-

daten; kein anderer General kannte die Vendée so wie er; er hatte vor einigen Monaten in den gleichen Bezirken die Schlösser von Lescure und La Rochejaquelin und zahllose Dörfer, Kirchen und Klöster niedergebrannt; überall begegnete man Ruinen.

Da unsere Kompagnie im Augenblick des Aufbruchs der Kolonne ankam, vom Marsch ermüdet und nicht vollzählig war, so wurden wir beauftragt, die Munitionssendungen, welche dem Hauptkorps folgen sollten, zu überwachen. Der Feind war scheint's nicht weit weg, denn als sich die Armee gegen neun Uhr Morgens in Marsch gesetzt hatte, und die letzten Abtheilungen im Schnellschritt und Schulter's Gewehr noch durch die Stadt zogen, fingen die Kanonen schon an zu brummen.

Wir im Artilleriepark luden Kugeln, Bomben und Kartätschenbüchsen auf Karren voll Stroh, welche die früher so genannten Rosenthaljäger eskortirten, wobei sie Fuhrleute und Pferde zur Eile antrieben.

Und als gegen Mittag die Kanonen Schlag auf Schlag donnerten, verfluchten wir unseren Dienst, der uns in dem Park festnagelte, während unsere Kameraden sich schlugen. Vater Some knirschte vor Wuth, er lief todesbleich hin und her und hätte einem die Kugeln lieber an den Kopf geworfen, als zugeboten. Der Lieutenant der Kompagnie, ein blutjunger Mensch, stand unter dem Thor zwischen den Palissaden und kehrte uns pfeifend den Rücken zu; so oft ein Wagen abging, zog er mit der Reitpeitsche den Pferden eins über, daß sie trotz der schweren Last hundert Schritt weit im Galopp gingen.

Für Freiwillige war das ein wirklich ekelhaftes Geschäft, und wenn Leute meines Alters heutzutage einen schönen Trainzug vorüberfahren sehen: die guten eisenfesten Wagen, die

prächtigen Pferde mit der gedrängten, glänzenden Kruppe, die stämmigen vierschrötigen Soldaten mit der lederbesetzten Hose, dem guten Tuchwamms und dem stolzen Tschako, die Munition schön geordnet in den Kasten, die Zünder der Bomben und Granaten gegen den Regen gut verwahrt — kurz, wenn wir all das sehen, müssen wir Alten schon sagen, daß das ganz was andres ist, als zu unserer Zeit, und daß — abgesehen von der Steuererhöhung — die Enkel allerdings unsere Erfahrungen im Krieg benützt und wirkliche Fortschritte gemacht haben. Aber die Steuerfrage verdirbt alles, und müßte ich diese Geschichte nicht fortsetzen, möchte ich mich lieber über jenes Thema verbreiten. Doch fahren wir fort, später kommt's vielleicht auch an die Steuern.

Während wir so Kugeln boten, lief die ganze Einwohnerschaft von Bressuire vor die Stadt hinaus auf eine Anhöhe, um sich die Schlacht von weitem mitanzusehen. Wir hörten, wie sie bei der Rückkehr sagten:

„Das Treffen ist im Wald bei der Gaismühle."

Andere aber meinten:

„Nein, es ist bei Aubiers."

Manchmal erhob sich ein gewaltiges Getöse; man glaubte, was andres als die Kanonade zu hören; aber der Wald bei der Gaismühle war zwei Stunden weit weg und es war eine Täuschung, wie das bei solchen Gelegenheiten vorkommt.

Gegen vier Uhr kamen unsere ersten Karren, die mit Munition abgegangen waren, schon mit Verwundeten zurück: Grenadiere, Jäger, Husaren, Kanoniere durcheinander, mit verbundenem Kopf, den Arm in der Schlinge, mit zerschmetterten Beinen, das Stroh voller Blut; und man lud ab . . . man lud längs der ganzen Hauptstraße unter freiem Himmel ab. Aerzte, Chirurgen, Apotheker in weißen Schürzen, mit

ihren chirurgischen Bestecken und leinenen Binden unter dem Arm, kamen und knieeten nieder, mitten unter der Menge, die jammernd zusah. Man hörte Schmerzensrufe und sah dann die Leute haufenweise davon laufen! Muthige Weiber aber kamen und halfen; es war ein beständiges Gehen und Kommen und mitten durch zogen die Tragbahren; alle Häuser standen offen; man ging ins nächste hinein, dann ins übernächste und so fort; jeder gab sein Bett, seine Leinwand, alles, was er hatte.

Wenn man sieht, daß die Leute gegen die Verwundeten so gut sind, muß man unwillkürlich denken, daß sie gar nicht nöthig hätten, so gut zu sein, wenn sie einmal den vernünftigen Gedanken hätten, sich mit einander zu verständigen und sich mit aller Macht dem Krieg zu widersetzen. Leider war das mit den Vendéern nicht möglich; diese armen Kerls wußten nicht einmal, daß sie sich zum besten von Verräthern schlugen, welche das Land den Engländern ausliefern wollten und zu den Preußen hielten, auf deren Kapitulation sie sich gegen uns beriefen. Sie wußten gar nichts! und vertheidigten die Knechtschaft gegen die weisen und gerechten, von den Volksvertretern erlassenen Gesetze. So blieb uns also nichts übrig, als entweder selber hin zu werden oder die ganze Rasse gründlich hin zu machen, wobei ich jedoch anerkennen muß, daß sie Muth hatten und daß es alles brauchte, um mit ihnen fertig zu werden.

Um fünf Uhr brachte man den Brigadegeneral Chabot auf einer Tragbahre, schon todt. Ich sah ihn vorbeitragen, er hatte einen Schuß hinterm Ohr; es hieß, er habe gerufen: „Es lebe die Republik!“ Wenn man aber das schwarze handgroße Loch sah, kam's einem nicht sehr glaublich vor, und ich vermuthe, daß seine Freunde für ihn geschrieen haben, weil sie wußten, daß das der letzte Ruf eines wahren Patrioten ist.

Gegen sechs Uhr hatte der Kanonendonner aufgehört; die leeren Karren, Munitions- und Pulverwagen versperrten die Landstraße und die Gassen der Stadt; die Nacht brach an, die Bürger zündeten vor ihren Häusern Fackeln an, und die Aerzte fuhren fort, Kugeln auszuziehen und Arme und Beine abzunehmen, ohne sich durch die Ausrufungen und das Geläuf der Menge draus bringen zu lassen. Ich erinnere mich, daß bei sinkender Nacht ein alter Husar mit langem grauem Schnurrbart angeritten kam; er sah nicht aus, als ob er verwundet wäre. Da er im Gedränge nicht weiter kommen konnte, hielt er vor dem Park an, und unser Lieutenant fragte ihn, ob der Kampf aus sei.

„Ja, sagte er, die Banditen sind seit zwei Stunden schon in die Flucht geschlagen; eine Kolonne verfolgt sie gegen Reuillé hin, rechts; das Dorf steht in Flammen. Westermann verfolgt sie links auf dem Weg nach Chatillon; er muß bald dort sein."

Der Mann sprach ganz ruhig; als er aber jetzt vom Gaul stieg, sahen wir, daß er einen Schuß im Bauch hatte; er sank an den Palissaden nieder und streckte sich mit geschlossenen Augen der Länge nach aus. Der Lieutenant schickte nach einem Arzt, da aber der Husar plötzlich ganz starr wurde und die Augen noch einmal öffnete, sah er, daß der tapfere Soldat eben den Geist aufgab und rief den Kanonier, der nach dem Arzt lief, zurück.

Fast im gleichen Augenblick hörten wir die Marseillaise ertönen; die Repräsentanten Chaudieu und Bellegarde kamen, von einer Schwadron Rosenthaljäger eskortirt, zurück. Der Ruf: „Es lebe die Republik!" ertönte jetzt durch die ganze Stadt. Die Repräsentanten verfügten sich mit den Gemeindebehörden auf das Stadthaus, um ihre Proklamation zu machen;

ich hatte jedoch nicht Zeit, sie verlesen zu hören, weil wir am folgenden Tag, am 10. Oktober, in aller Früh Befehl erhielten, zu der Kolonne zu stoßen. Man hatte den Vendéern Kanonen abgenommen, und wir sollten endlich wieder unseren eigentlichen Dienst antreten.

Leider wurden wir bei unserer Ankunft im Dorf Baulieu noch einmal dazu kommandirt, die Verwundeten aufzulesen und die Todten zu begraben. Die ganze Bevölkerung der Gegend hatte sich geflüchtet, ihre Dörfer standen in Flammen; man konnte nicht vorbeimarschiren und Unglückliche im Gebüsch liegen lassen, die noch athmeten. Man mußte also ans Werk gehen; doch will ich keine Beschreibung davon machen, denn es ist zu schrecklich, und man würde vollends gar nicht mehr fertig, wenn man alles, was in einem solchen Feldzug vorkommt, im einzelnen erzählen wollte.

Selbigen ganzen 10. Oktober thaten wir nichts, als große, sechs bis sieben Schuh lange Gruben graben, in die man die Todten haufenweise, einen neben den andern hineinlegte.

Die Verwundeten lud man auf die Karren, welche nach Bressuire zurückfuhren. Andere Abtheilungen halfen uns; von allen Seiten durchstreifte man das Schlachtfeld; aber wie konnte man auf der Haide in den hohen Farren alles sehen? Man hätte lange suchen müssen, vielleicht eine Woche lang und uns lag daran, bald zur Kolonne zu stoßen.

Endlich waren wir so weit fertig, da ließ sich in der Dunkelheit ein großer Lärm von Chatillon her vernehmen; es war ein dumpfes verworrenes Geräusch. Wir blickten die Straße hinab, als auf einmal unsere ganze Armee daher gelaufen kam; niemand verfolgte sie, aber alle Regimenter zu Fuß und zu Pferd, rannten, durcheinander wie eine Heerde, querfeldein. Man stelle sich unser Erstaunen vor! Die Führer

konnten schimpfen und schreien, wie sie wollten, man hörte nicht mehr auf sie. Diese Masse Leute überschwemmte nicht bloß das Dorf, sondern die ganze Gegend rings umher, und aus dem wirren Lärm entnahmen wir, die Vendéer seien gekommen und hätten sie in Chatillon überfallen, während die meisten von ihnen Heu, Stroh und Lebensmittel in der Umgegend suchten, und da seien sie alle mit Hinterlassung von Kanonen, Munition und Gepäck geflohen.

Zum Glück hatten unsere Leute schon abgekocht, denn nach dem Eintreffen dieser Kolonne war weit und breit nichts mehr aufzutreiben. Die Fliehenden wollten bis nach Bressuire zurückgehen, aber Westermann deckte den Rückzug mit seinen Husaren und dem Grenadierbataillon des Konvents; die Offiziere vertheilten sich unter der Mannschaft und machten den Leuten endlich doch begreiflich, daß es eine Schändlichkeit wäre, noch weiter zu fliehen und die Nachhut im Stich zu lassen, daß man sich wieder sammeln und fertig machen müsse, um Stand zu halten, wenn man angegriffen werde. Man fing an Verles zu halten; die Kompagnien, Bataillone und Schwadronen formirten sich wieder, und endlich stand alles im Gewehr. Das nahm gut zwei Stunden Zeit in Anspruch.

Was uns am meisten wunderte, war, daß sich keine Nachhut blicken ließ. Man schaute aus, man horchte, die Schildwachen hatten Instruktion, Lärm zu schlagen, sobald sich etwas zeige. Die Offiziere berathschlagten sich bei einem Lagerfeuer vor dem Dorf. Nichts rührte sich, bis sich plötzlich gegen ein Uhr Morgens Rottenfeuer wie ein Trommelwirbel von Chatillon vernehmen ließ. Das hörte gar nicht mehr auf. Bald röthete sich der Himmel und es war kein Zweifel, daß Chatillon brenne. Sofort riefen die wüthendsten Flüchtlinge: „Vorwärts! vorwärts!“

Den Generalen pressirte es aber gar nicht, sie wieder ins Feuer zu führen; Jäger wurden als Plänkler ausgesandt, und erst bei Tagesanbruch erhielten wir Kunde von der schrecklichen Niedermetzelung der Vendéer in Chatillon: Westermann, dem es wurmte, daß er von einem Haufen Bauern so schnell auf Bressuire zurückgeworfen worden war, hatte gedacht, wenn ihn die Royalisten nicht lebhafter verfolgen, so sei das ein Beweis, daß sie sich wie gewöhnlich gütlich thun und die Keller leeren. Er ließ also hundert freiwillige Grenadiere bei seinen Husaren vom ehemaligen Chartresregiment aufsitzen, nachdem er ihnen eingeschärft hatte, nur den Säbel und das Bajonnet zu brauchen. Er war gegen Mitternacht wieder in Chatillon eingerückt und bis vier Uhr Morgens hatten seine Husaren, seine Grenadiere und er nichts gethan, als betrunkene Männer und Weiber, die in den Gassen und Häusern zwischen Krügen und eingeschlagenen Fässern, kraft- und muthlos, wie todt umherlagen, getödtet, in Stücke gehauen, niedergemetzelt, verbrannt! Diejenigen, welche noch einen Funken Verstand hatten, bildeten sich ein, es habe sie eine zweite Kolonne Republikaner, die von Nantes, Luçon oder sonst woher gekommen, angegriffen und schossen nun aus allen Fenstern und Thüren gegenseitig wie wahnsinnig auf einander, ohne mehr etwas zu sehen oder zu hören, so daß der Wein, das Blut und der Branntwein in den Gassen liefen, während die Häuser brannten und ihnen über dem Kopf zusammenstürzten.

So geht's, wenn Dummheit und Besoffenheit zusammenhelfen.

Gegen neun Uhr sahen wir dieses Schauspiel, und ich will's mein Leben lang nicht vergessen. Die ganze Kolonne fand Kanonen und Munition noch am gleichen Platz; das Lumpengesindel hatte nur die Bagagewagen geplündert. Ein langer Zug Pulverwagen stand auf der Straße von Chatillon nach

Bressuire, und da sich die Fuhrleute davon gemacht hatten, so bekamen wir abermals den Befehl, dieselben weiter zu führen. Wir konnten unsern Weg nicht durch die Hauptstraße nehmen, die voll Asche, glimmender Balken und Funken war, welche der leiseste Windstoß von den Dächern jagte; wir fuhren also um die Ruinen herum, um auf die Landstraße hinter Chatillon zu kommen. Dort wandte ich mich im Gehen von weitem zwei- oder dreimal um und sah die Straße, schwarz wie ein Rauchfang und Haufen von Menschen drinn, Weiber und Männer, die zwischen dem Schutt auf dem Boden lagen, todt oder lebendig, was weiß ich! es sah aber aus, als rührte sich's noch, und hatte einen brenzlichen Geruch, daß einem übel wurde.

Es ist doch etwas Schauderhaftes um den Bürgerkrieg! Solche Erinnerungen könnten einem den größten Abscheu gegen das ganze Menschengeschlecht einflößen; man müßte sich schämen, ein Mensch zu sein, wenn man nicht wüßte, daß das Interesse einzelner, zum Glück nicht zahlreicher Ungeheuer, und deren es täglich weniger werden, einzig und allein diesen Jammer verschuldet; und daß die große Menge, wenn sie nur ein wenig unterrichtet wird, gut und barmherzig und eher geneigt ist, sich gegenseitig zu helfen, als zu zerfleischen.

Westermann und seine Husaren blieben in der Umgegend von Chatillon, um sich von der Metzelei zu erholen; die ganze übrige Kolonne zog in der Richtung von Cholet weiter. Wir marschirten mit dem Grenadier-Bataillon des Konvents, lauter alten Soldaten, ehemaligen Gensdarmen und Gardisten; unser Brigade-Chef war der General Bard; der Volksrepräsentant Fayau schloß sich uns gleichfalls an. Man konnte in dem waldigen Terrain nur langsam vorwärts kommen; man wußte, daß Stofflet, Durivault und Beauvalier, drei Hauptführer der

Vendéer, uns bei jeder gefährlichen Strecke aufpaßten, und mußte sich fest zusammenhalten, um nicht dieselbe Geschichte zu erleben, wie Santerre bei Coron.

Am zweiten Tag vernahmen wir von morgens bis abends eine starke Kanonade zur linken Hand; der Wind kam von dieser Seite her, es that wie ein fernes dumpfes Gesumme; die Offiziere machten Halt und sagten, indem sie über die endlose Farrnheide hinwiesen:

„Die Kolonnen Louçon und Montaigu haben ihre Vereinigung bewerkstelligt, man schlägt sich da drüben.“

Wir wären gerne nach dieser Richtung marschirt, wenn man in Abtheilungen hätte marschiren und die Geschütze in den Fußwegen hätte transportiren können, aber man traute nicht wegen der Hinterhalte. Am andern Morgen jedoch, als wir eben durch das Städtchen Maulévrier zogen, verbreitete sich plötzlich das Gerücht, der neue Obergeneral, der Sansculotte Léchelle, sei vor einiger Zeit angekommen; er habe bereits zwei Siege davon getragen und die Briganten auf's Haupt geschlagen. Da wir nur noch drei Stunden von Cholet entfernt waren, wo die Kanonade auf's neue donnerte, ließ man alle leichte Truppen vorausmarschiren, das Grenadier-Bataillon des Konvents, die ehemaligen Rosenthal-Jäger, kurz alles, was laufen konnte. Unsereins aber, mit dem langen Pulver- und Gepäckzug, ließ man dahinten und selber für unser Vorwärtskommen sorgen.

Es mochte elf oder zwölf Uhr sein. Wir wurden ganz wüthend, aber das Wüthendwerden hilft bei den grundlosen Wegen nichts, und alle Peitschenhiebe und alle Flüche der Welt bringen einen nicht rascher vorwärts. Abgesehen davon, daß man uns dahinten ließ, riskirten wir, abgeschnitten zu werden, und es war ein wahres Glück, daß während des drei-

stündigen Marsches die Spione, von denen es in der Gegend wimmelte, nicht die Nachricht verbreiteten, daß ein republikanischer Pulverzug unterwegs sei, der nichts als zwei armselige Kompagnien Infanterie zur Bedeckung habe. Sie waren wahrscheinlich anderswo; all diese Hallunken unterstützten sich gegenseitig, und wenn man sich irgendwo schlug, konnte man stundenweit marschiren, ohne eine Seele zu begegnen.

Endlich gegen sechs Uhr abends erblickten wir von einem Hügel herab die Stadt Cholet, welche sich eine halbe Stunde lang an der Straße hinzieht; denn eigentlich ist es ein großer Flecken, wo schon damals nichts als Kaufleute, Großhändler und Fabrikanten wohnten, und Cholet galt für eine der besten und patriotischsten Handelsstädte der Vendée. Dahinter sahen wir unsere Armee, die ihre Geschütze auf dem Hügel aufgepflanzt hatte, sie schossen aber nicht mehr; Reiterei sprengte im Galopp über die weite Ebene, die Briganten waren in voller Flucht.

Unser einziger Trost war's, in der Entfernung von dreihundert Schritt auf der Haide ein Bataillon Mainzer und, Gewehr bei Fuß, weiter hinten zwei oder drei andere als Reserve stehen zu sehen. Sie hatten dieselbe Uniform, wie alle Freiwilligen-Bataillone, aber wir erkannten sie, wie man Familienangehörige erkennt, an der Haltung, an der Art sich vorzubeugen und auszulugen, und dann an den großen Bärten, an den alten Lumpen und an der zerrissenen Fahne. Ich fühlte mein Herz heftig klopfen, und Vater Some, der die ganze Zeit die Zähne nicht auseinander gebracht hatte, sagte:

„Das sind unsre Leute, jetzt wird man uns nicht mehr an den Schwanz stellen.“

Vor Freude, alte Waffengefährten wiederzufinden, und bei dem Gedanken, daß meine Schwester Lisbeth, Cassius und

Marescot nicht weit sein konnten, gingen mir die Augen über. Der Himmel war von großen goldig-rothen Streifen durchzogen; die Sonne war schon untergegangen; aber die Stabsoffiziere zu Pferd, drei, sechs, zehn Mann hoch, mit ihren großen Hüten, die Husaren mit den spitzigen rothen, gelben und schwarzen Tschakos, die kleinen mit Leinwand bedeckten Karren, von denen ich jeden für den unsrigen hielt, die Bajonettreihen, kurz, das ganze große Schlachtfeld und links die Stadt mit den zahllosen Kaminen, und den spitzen Giebeln, alles das sah man noch deutlich, wo sich der Rauch verzogen hatte.

Das rührt mich, so oft ich dran denke; die Erinnerungen der Jugend verschönen alles, und man glaubt immer wieder dabei zu sein.

Wir stellten uns langsam hinter der großen Armee auf; alle unsere Divisionen waren endlich vereinigt, einmal war es geglückt. Wie wir so heranmarschirten, kam ein Offizier angaloppirt und befahl uns Halt zu machen. Es war unser ehemaliger Kommandant Jordy, welcher Brigadechef geworden war, und als wir ihn erkannten, fingen unser sechs oder sieben vom Bergbataillon an zu rufen:

„Gut Heil, Kommandant! Gut Heil und Brüderlichkeit!"

Jetzt erkannte er uns gleichfalls und rief:

„Ah, das sind meine Veteranen, wo Teufels kommt Ihr her?"

„Wir sind hierher kommandirt, wir kommen aus den Ambulanzen und wollen wieder bei unserem Bataillon eintreten, wenn's möglich ist."

„Gut, gut, das wird sich zeigen. Ihr seid vom Dreizehnten leichten?"

„Ja, General, bei dem Pariser und Vogesen-Bataillon."

Dann ritt er weiter und unsere einzige Sorge war, bei der Bedeckung des Pulverzugs bleiben zu müssen. Da plötzlich kam Ablösungsmannschaft und da wir keine Ordre hatten, stellte uns der Lieutenant Rochette schon in Reih und Glied, um zu unserm Bataillon zu stoßen, als der General im Galopp zurückkam und uns Befehl gab, ihm zu folgen. Wir marschirten den kleinen Abhang hinab, und einige hundert Schritt vor Cholet draußen fanden wir sechs Vierpfünder und zwei Achtpfünder in der Nähe einer kleinen Brücke; einige dreißig Artilleristen von der deutschen Legion bildeten die Deckung, und da ihre Kompagnie viel Leute in Tiffauges verloren hatte, wurde sie durch die unsrige kompletirt und unter den Befehl des Generals Marceau gestellt. Er selber kam uns zu inspiziren, und damals hab ich ihn zum erstenmal gesehen, in seiner Husarenuniform mit seinem schönen bleichen, brünetten, mädchenhaften Gesicht; er trug nach der Art der Veteranen bleierne Anhängsel am Zopf, und als er hörte, daß wir Mainzer seien, sah er uns freundlich an und meinte:

„Nun, dießmal werden wir unser Pulver nicht mit Spatzenschießen verderben.“

So was thut dem Soldaten wohl. Das wollte sagen, daß wir gute Schützen unter uns hätten, und das war auch wahr, Vater Some, Jakob Haag und ich, wir konnten uns schmeicheln, daß wir dazu gehörten. Es ist keine Hexerei, ein Geschütz zu richten, aber ich habe jenen Ausspruch nie vergessen; jeder hat's gern, wenn man ihm nach Talent und Verdienst Gerechtigkeit widerfahren läßt.

Am selben Abend noch besuchte ich meine Schwester bei der dreizehnten leichten Halbbrigade; sie kampirte in der Nähe einer hölzernen Brücke, kaum zwei Büchsenschüsse von unserm Biwak weg. Gleich nach dem Abendessen lief ich eilig zu

ihr, ohne einem Menschen etwas zu sagen; ich hatte sogar dem Vater Some nichts davon gesagt; er kam aber hinter mir drein, und wie ich in die Kantine kam, die sie unter dem alten, an den Aesten eines Kastanienbaums befestigten Zelt eingerichtet hatte, wie ich Lisbeth, mit dem kleinen Cassius auf dem Arm, und die Pariser um das Feuer gelagert, politisirend und rauchend sah, da glaubte ich, meine alte Familie wieder zu sehen, und war kaum im Stand zu rufen:

„Da bin ich! Es lebe die Republik!“

Ich war ganz närrisch vor Freude und wußte nicht, ob ich lachen oder weinen sollte. Die Pariser schrieen:

„Was, der Michel! Er ist wieder da, der Michel! Gib ihm einen Kuß, Bürgerin, er ist's!“

Meine Schwester mit dem Kleinen auf dem Arm, hing sich an meinen Hals und weinte heiße Thränen. Da merkte ich, daß sie mich doch recht lieb hatte; es war eine gute Schwester, und ich dachte:

„Wir sind halt doch zusammen aufgewachsen, und wenn ich gefallen wäre, hätte sie niemand mehr aus unserem Dorf gehabt.“

„Ach,“ sagte sie, „ehe ich dich todt glaubte, habe ich nicht gewußt, daß wir so nah verwandt sind.“

Der Schwager kam auch und begrüßte mich herzlich, und als jetzt auch noch Some daher kam, ging der Jubel von Neuem los. Es geht halt nichts über die Brüderschaft alter Kameraden, die man in Noth und Gefahr neben sich hat stehen sehen; die neuen sind nicht viel Schatz werth.

Wir wären die ganze Nacht dageblieben, aber jetzt ertönte der Zapfenstreich, man trennte sich, hochvergnügt über das Wiedersehen, mit dem Versprechen, am andern Morgen wieder zu kommen und die Suppe gemeinschaftlich zu verzehren. Nie=

mand glaubte, daß der folgende Tag schon wieder ein Schlachttag sein würde. Die Vendéer sammelten sich wieder auf der Flucht in Beaupréau; sie waren jetzt zwischen uns und der Loire eingeschlossen; sie konnten uns nicht entwischen, wir hatten nicht nöthig, sie sofort anzugreifen. Wir dachten also wenigstens vierundzwanzig Stunden lang ausruhen zu können. Ich habe nie besser geschlafen, als in jener Nacht auf dem bloßen Boden, den alten Mantel als Decke, den Tornister als Kissen, Zufriedenheit in der Brust, träumend von der guten Suppe Lisbeths, welche von vier Uhr Morgens bis neun Uhr brodelte, so daß der Löffel drin stecken blieb, und von der Feldflasche des Schwagers, welche die Runde machte, und welche einer nach dem andern ansetzte, wobei er sich den Bart wischte und sagte:

„Mit Verlaub!“

Ach, wie träumt man im Feld so schön!

Es sollte jedoch ganz anders kommen, als ich mir dachte. Die ganze Nacht hindurch machten die Recognoscirungsabtheilungen im Hauptquartier Rapport, daß sich die Briganten in Beaupréau verschanzten und uns in dieser Stellung erwarten wollten. Der General Léchelle glaubte dies, aber Kleber dachte, es werde den Leuten nicht behagen, die Loire hart hinter sich zu haben, sie werden die Gefahr ihrer Stellung im Falle einer Niederlage begreifen und um jeden Preis durchzubrechen suchen, um nach ihrem Bocage zurückzukehren und den Ueberfall- und Hinterhaltskrieg wieder von neuem anzufangen. Das war ganz natürlich, man muß nicht voraussetzen, andere seien dümmer als wir; auch fing's morgens in aller Früh nach dem Kriegsrath wieder an. Bataillone und Schwadronen marschirten dahin und dorthin, und stellten sich auf der Haide hinwärts Cholet in Schlachtordnung auf.

Etwas wahrhaft Großes, das sich in diesem Augenblick ereignete, darf ich nicht vergessen. Als man eben Generalmarsch schlug, sprengten Husaren in gestrecktem Galopp durch das Lager und warfen jeder Kompagnie, jeder Abtheilung das neueste Bülletin des Konvents mit den Worten zu:

„An die Westarmee!"

Der nächste beste, Offizier oder Soldat, hob das Bülletin auf und las es den Kameraden vor, die um ihn herum standen.

„Republikaner!

„Das rebellische Lyon ist bezwungen! Die Armee der Republik ist soeben im Triumph dort eingezogen; in diesem Augenblick schon macht sie alle Verräther nieder. Nicht einer dieser feigen und grausamen Trabanten des Despotismus soll entkommen, und auch ihr, tapfere Soldaten, Ihr werdet den Sieg davon tragen. Lang genug hat die Vendée die Geduld der Republik auf die Probe gestellt. Vorwärts, schlagt drauf und macht ein Ende! Alle unsere Feinde müssen auf einmal fallen, jede Armee wird siegen. Wollt Ihr die letzten sein, die sich Lorbeeren holen? Macht Euch des Ruhmes theilhaft, die Empörer besiegt und das Vaterland gerettet zu haben. Der Ungestüm des Muths läßt dem Verrath keine Zeit. Stürzt Euch auf diese wahnsinnigen, wilden Horden und zermalmt sie; wenn sich jeder vornimmt, „heute vernicht ich die Vendée!" so ist die Vendée besiegt."

Stellt euch vor, welcher Enthusiasmus die Armee da erfaßte; wie der Ruf: „Es lebe die Republik!" über die große Ebene hin ertönte, wo Tausende von Bajonnetten und Federbüsche hin und herzogen, und die Kanonen im Galopp auf-

fuhren; wie man sich die Hände drückte, die alten Hüte auf das Bajonnett pflanzte — kurz, stellt euch den ganzen Wahnsinn des Enthusiasmus vor. Werden doch sogar die Pferde bei solchen Gelegenheiten wie närrisch; sie bäumen sich, sie wiehern, sie wollen in die Schlacht. Ja wahrlich, der Kriegsenthusiasmus erfaßt alles, sogar die Thiere! Wenn man so dran denkt, ists entsetzlich. Gott gebe nur, daß in Zukunft unsere Sache immer so gerecht, immer so heilig sei, wie die der Republik gegen die Despoten, dann kann man uns keine Vorwürfe machen.

Nach dieser gewaltigen Aufregung, die länger als eine Stunde dauerte, wurde es wieder ruhig; man erfuhr, daß die Vendéer in drei Kolonnen anmarschirt kamen. Sie wollten uns also diesmal regelrecht angreifen, und das war alles, was wir verlangten.

Léchelle war kein famoser General, aber bisweilen hatte er so viel Geist, zu gehorchen, indem er sich die Miene gab, zu befehlen; wenn er jedoch aus Eigenliebe selbst kommandiren wollte, war alles im voraus verloren. Diesmal gings nach Kleber's Plan; der rechte Flügel, bei dem ich mich befand, stützte sich auf die Hügel, der linke auf ein kleines Gehölz, das Centrum auf die Stadt, aber weit von dieser entfernt. Die Mainzer bildeten die Reserve, die Artillerie hatten wir zwischen den Gliedern, sie war durch das erste Glied maskirt. Westermann mit seinen Husaren war noch nicht von Chatillon da; er kam erst gegen vier Uhr, vom Kanonendonner geleitet, in dessen Richtung er marschirt war. So erwarteten wir was kommen wollte.

Von Zeit zu Zeit begannen aufs neue die Rufe: Es lebe die Republik! bald auf dieser, bald auf jener Seite, und liefen dann durch die Linien hin. Das kam von den Brigaden

welche ihre Generäle grüßten, die mit ihren Stäben im Galopp die Schlachtordnung abritten. Dann wurde es wieder still. Man blickte hinaus auf die weiße Straße, die Zeit verging und die Ungeduld begann sich einzustellen. Man wäre lieber dem Feind entgegenmarschirt, da plötzlich gegen zwölf Uhr erschien die erste Kolonne der Vendéer.

Von unserem Platz aus gesehen, entdeckte man, ganz weit hinter der Haide, von der Straße links und jenseits eines Wäldchens, in der Nähe einer kleinen Kirchthurmspitze und um dieses Gebäude her, schwarze Massen, welche sich bewegten, sich zusammenzogen und wieder auseinander gingen, wie ein Schwarm. Von Gefangenen, die wir am andern Tag auf dem Marsche machten, hörten wir, daß da die Vendéer in der Kirche von Saint-Lèger ihre Andacht verrichtet hatten, bevor sie uns die Schlacht lieferten. Da drüben habe alles gewimmelt, die Treppen der Kapelle waren mit Knieenden bedeckt, die Glocken läuteten, und der eidweigernde Priester Bernier, derselbe, der nachher einer der guten Freunde des Kaisers geworden ist, versprach diesen armen Leuten den Sieg und Denen das Himmelreich, welche für Ludwig XVII. sterben würden. Er begeisterte sie, und sie glaubten ihm aufs Wort. Sie waren auch ihrer mehr als vierzigtausend, Frauen, Greise und Kinder ungerechnet, und das vermehrte noch ihren Muth.

So gings dort zu, ich aber kann nur sagen, als diese ungeheure Menge sich gegen uns in Bewegung setzte, in drei dichten Kolonnen, da legte sich das Schweigen über unsere ganze Armee; man hätte geglaubt, auf unserer Seite gebe es keine lebende Seele mehr. Jeder blickte hinaus, die berittenen Offiziere, hoch aufgerichtet auf ihren Mähren, lugten ebenfalls hinaus. Das Wetter war hell und der Anmarsch dauerte

lang. Die Kolonne von Royalisten, welche auf unsere Division losmarschirte, verschwand einen Augenblick, so lang sie von einem Stückchen Wald verdeckt war. Die zwei vorderen Kolonnen aber, die weit stärker waren, sah man fort und fort in beschleunigtem Schritt gegen unseren linken Flügel anrücken. Wir waren eine halbe Stunde davon, aber wir hörten den großen Rumor, den sie machten. Die Leute beteten wie bei einer Prozession, und bisweilen erschallte mitten aus diesem Geplärr der Ruf: „Es lebe der König! hoch und hoch!“ Es grauste einem ganz vor der Schwärmerei dieser abergläubischen Menschen. Dann aber ging der Kanonendonner los und die Gewehrsalven und der Bayonnettenangriff, das Kommandogeschrei und die Rottenfeuer, das fing alles auf einmal an.

Unser linker Flügel, der ungefähr zweitausend fünfhundert Mann stark war, hatte jetzt fünfzehn- bis zwanzigtausend Mann auf dem Hals. Er gab nach und die Vendéer stürmten hintendrein. Die Kartätschen, die mitten in sie hineinfuhren, mähten sie zwar dem Hundert nach nieder; aber diese waren sofort wieder durch andere Angreifer ersetzt, und das Geschrei: „Es lebe der König!“ begann immer wieder mit neuer Wuth. Seit fünfzig Jahren habe ich seither diese Schlacht oft erzählen hören. Die einen sagen: „Die Vendéer haben Recht gehabt, in Kolonnen anzugreifen, das war militärisch richtiger, als sich in Schützenlinien aufzulösen; ihr General Bonchamp zeigte Talent, indem er sie manövriren lehrte. Die andern sagen: „Das war ihre größte Dummheit; indem sie manövriren wollten, haben sie sich zu Grund gerichtet; so große massenhafte Kolonnen können nicht rückwärts ausweichen, sie müssen nothwendig immer mehr vorwärts, je mehr die Kartätschen sie zerhacken; das haben die Vendéer erfahren.“

Aber letzteres hat offenbar keinen Sinn. Was wollten denn die Vendéer? Sie wollten den Rückweg finden in ihr Buschland; sie wollten in unsere Reihen ein Loch stoßen, durch welches ihre Frauen, ihre Greise und Kinder hätten durchschlüpfen können. Das war ihr ganzes großes Manöver. Um einen solchen Durchstoß auszuführen, weiß ich auch kein anderes Mittel, als in dichten Kolonnen zu marschiren. Denn wenn man sich, gegenüber einer Armee in Schlachtordnung, auflösen und verzetteln wollte, würde einen die Reiterei bald auflesen. Durchbrechen wollten sie also unsere Linie und auf der Linken probirten sie es zuerst. Unser Flügel wich dort vor ihrer schrecklichen Wuth und vor dem Anprall der Masse, die um jeden Preis Durchlaß zu erzwingen suchte. Aber da rückte die erste Abtheilung der Mainzer, Gewehr im Arm, vor, um in die Linie einzurücken.

Wir Mainzer hatten noch keinen Schuß gethan, das ganze Gewitter hatte sich nach einer Seite entladen; das Rottenfeuer und die Kanonade bedeckten die Haide mit Rauch, so weit man sah. Aber plötzlich warf sich die Masse, da sie den linken Flügel nicht abzuzwingen vermochte, auf das Centrum mit demselben Geschrei, und dieses, von Chalbos kommandirt, wäre beinahe durchbrochen worden. Die zweite Abtheilung der Mainzer kam noch eben recht, um ihm Halt zu geben.

In demselben Augenblick erschien die dritte Kolonne, welche um den Wald herum marschirt war, uns gegenüber auf halbe Kanonenschußweite, und ebenso stark, als der andere Haufen, und das war das Schrecklichste, was ich erlebt habe. Da waren diese Bauern, junges, starkes Volk, mit ihren langen Haaren, Familienväter, Greise im Silberhaar, alles durcheinander, mit ihren breitrandigen Hüten, dem Rosenkranz um

den Hals, die rothen Westen mit Medaillen behängt, Herz-Jesu-Bilder auf die Wämmser gestickt, und die Menge überragend, zwei oder drei Führer hoch zu Roß, mit weißen Federbüschen auf dem Hut. Dieser ganze Haufen den man eine Kolonne nannte, zu zehn, zu zwanzig, zu dreißig in einer Reihe und viele Hunderte tief, rief: „Es lebe der König!“ einige auf lateinisch betend, Sakristäne oder Pfarrer, was weiß ich, das Zeichen der Lilie auf langen Stangen tragend; und diese ganze Fluth, oder wie mans heißen mag, wälzte sich heran gegen uns! Da sprengten Marceau und zehn andere höhere Offiziere hinter uns die Glieder entlang und riefen: „Laßt sie heran! Laßt sie heran! Achtung! Achtung aufs Kommando!“

Wir aber standen schon um die geladenen Stücke, die Lunten aufgefrischt; ich und die andern Pointirer, die Hand an den Stellschrauben, das Auge auf dem Visir, wir erwarteten sie.

„Es lebe der König! Es lebe der König! Pater noster! Ave Maria! Bitt für uns! Vorwärts! Vorwärts!“ So tönte das wilde Geschrei aus zwanzigtausend Kehlen, vermischt mit dem Geklapper der Holzschuhe.

Die ersten Bataillonfeuer donnerten da von unsrer ganzen Linie, aber durch den dicksten Pulverdampf rückten sie vor, so daß im Augenblick die Glieder die uns gedeckt hatten, sich öffneten. Die Vendéer waren dreihundert Schritte vor uns, da erschallte das Kommando unsrer Offiziere: „Feuer! Feuer!“ und unsre acht mit Kartätschen geladenen Stücke machten eine Gasse vor uns.

Gott weiß es, wie viele von diesen Unglücklichen in Haufen übereinander fielen, alle zerhackt und zerrissen. Eine Sekunde war ihre dichte Kolonne dadurch aufgehalten, das Erstaunen des Schreckens hielt die armen Teufel gefesselt, die bis jetzt nichts als das vertheilte Feuer gekannt hatten. Da erfuhren sie's, daß der Marsch in Kolonnen etwas ander es war, und das ver-

wirrte sie. Doch zum Laden ließen sie uns keine Zeit, denn sie waren auch Franzosen; schnell faßten sie sich wieder und setzten über ihre Todten hinweg. Unsre Linie war offen geblieben, und als ich auf zweihundert Schritt Entfernung diese Wüthenden mit dem Bajonnett auf uns losbrechen sah, glaubte ich, diesmal sei's aus; denn mit unsern Ladstöcken und Wischern sich gegen eine solche Menge zu wehren, daran war nicht zu denken.

Da kam glücklicherweise eine Schwadron vom siebenten Jägerregiment und faßte sie in der Flanke; es entstand eine wahre Metzelei zwischen uns und ihnen, die uns deckte. Da könnt ihr euch denken, wie jeder von uns sich beeilte, zu wischen, die Ladung einzusetzen, sie festzupflastern und Kraut und Loth zu rüsten. In einem Nu wars gethan, und als nun die Jäger abschwenkten, um uns die Bahn frei zu machen, gaben wir die zweite Ladung von Kartätschen ab, und der ganze ungeheure Knäuel zerstob vor uns wie Federn. Einer ihrer Führer galoppirte, schrie und warf sich ihrer Auflösung quer in den Weg. In diesem Augenblick hätte man mit blankem Säbel auf sie einsprengen müssen. Ja, wenn Westermann zur Stelle gewesen wäre, da wär's eine abgemachte Sache gewesen. Aber der war nicht auf dem Platz und so blieb uns nichts übrig, als nochmals zu laden, während jener Führer, ein langer dürrer Kerl, seine Leute aufhielt und sie mitten in Haidekraut und Gestrüpp wieder aufstellte.

Da zog sich die ganze Masse der Royalisten nach unserer Seite. Die Artillerie der Mainzer auf unsrem Flügel hatte ihnen noch übler mitgespielt als die unsrige. Aber das flüchtige Volk der beiden andern Heersäulen sammelte sich nun um die Aufgestellten, und führte auch seine Artillerie heran. Bald kreuzten sich Kugeln und Kartätschen über uns; es war ein haarsträubendes Gepfeif. Jedermann

begriff, daß wir die ganze Wucht der Vendéer werden auszuhalten haben, und Kleber, der aus der Ferne ihre Bewegung errieth, flog ventre-à-terre herbei, um sich mitten unter uns aufzustellen.

Noch seh ich ihn heransprengen, die Federn seines Hutes im Winde flatternd, die Aufschläge seiner republikanischen Uniform über seine mächtige Brust gebreitet, sein dickes fleischiges Gesicht von Begeisterung zitternd. Noch hör ich seine laute freudige Stimme uns zurufen, während sein Gaul sich bäumt: „Gut stehts, meine Freunde! Die Banden kommen nicht durch. Wir schmeißen sie in die Loire; sie werden ihr Buschland nicht wieder sehen. Es lebe die Republik!“ Und: „Es lebe die Republik!“ antworteten ihm tausend Stimmen. Er lachte. Auch die jungen Offiziere hinter ihm lachten, aber so wie man lacht, wenn die ganze Luft pfeift und surrt, und wenn jede Sekunde rechts und links einer im Glied zusammenbricht. Man lacht freilich, aber besser wärs doch, wenn man im Sturmschritt voran dürfte, statt so auf der Stelle zu bleiben. Kleber schien gut gelaunt zu sein, wie ein ächter Elsäßer, der von einer Hochzeit kommt. Marceau hatte ihn Abends vorher in seinem Zelte besucht. Jetzt gab er ihm die Visite heim in einem schöneren Saal, der ganz aus Bajonnetten bestand. Als man sie so sah, wie sie sich die Hände reichten und frohen Blicks einander salutirten, mitten zwischen ihren anderen Offizieren zu Pferd, da sagte man sich: „Gut gehts, wir sind die Stärkeren, wir haben Nichts zu fürchten.“

Ein ächter General weiß wohl was er thut; jeder Soldat auf eine halbe Stunde umher blickt nur auf ihn. Aus seiner Miene liest er sich Heil oder Unheil, wie ein Kranker aus der seines Arztes. Die wahren Feldherrn sind dünn gesäet.

In diesem Augenblick setzten sich die Vendéer wieder in

Marsch, und diese ganze ungeheure Heersäule, welche alles vereinigte, was von den dreien übrig war, von ihren bedeutendsten Führern, Delbée, Bonchamp, La Rochejaquelin, Stofflet ermuthigt, von einer starken Artillerie unterstützt, rückten schweigend heran. Die Unglücklichen riefen nicht mehr, sie beteten nicht mehr. Marschirten sie doch über so viel Todte und Verwundete daher. Verzweiflung hatte sich ihrer bemächtigt. Von unsern Kartätschen erschüttert, machten sie viel weiter von uns weg, als das erstemal, Halt, um ihr Geschützfeuer zu eröffnen, aber vorzurücken wagten sie nicht mehr. Das währte so seine fünf bis sechs Stunden, und als der Führer, der sie seit dem Beginn der Handlung ermuthigt hatte, verschwunden war, da löste sich alles in Flucht und Wirrwarr auf. Seit einer Weile schon erwiederten sie unser Feuer nicht mehr, alsbald rückten wir im Sturmschritt vor; die Trommeln wirbelten und die Marseillaise erklang:

Auf! Kinder unsres Vaterlandes,
Der große Ruhmestag ist da.

Das war eine Begeisterung, eine Freude, die sich nicht beschreiben läßt. Auch Westermann war eben angekommen, wüthend, daß er nicht zur Schlacht eingetroffen war. Er fegte den Rest der Elenden vollends aus dem Feld, indem er sie wie ein Wolf mit seinen Husaren verfolgte. Die Nacht war endlich ganz eingebrochen und man glaubte, alles sei aus; aber etwas später begann der Kampf aufs Neue, der Kampf der Tapfersten und Verzweifeltsten; sie suchten ihre verwundeten oder todten Führer auf, die im ersten Augenblick der wilden Flucht von ihnen zurückgelassen worden waren. Das gab eine wahre Schlächterei. Es waren ihrer höchstens drei oder vierhundert, und sie drangen bis in unsere Mitte vor; aber sie konnten sich nicht halten und zogen sich zurück,

indem sie diejenigen mit sich fortnahmen, welche sie gesucht hatten.

Welch ein Unglück, daß so muthige und man darf wohl sagen so brave Leute auf diesen Bernier hörten, der sich aus der Sache zog, nachdem er so viele leichtgläubige Wesen auf die Schlachtbank geliefert hatte; und der sich später nicht schämte, einen Kardinalshut von dem zu erbetteln, der seine alten Herrn ersetzte. Da verlaßt euch auf die Religion solcher Lumpenhunde und laßt euch umbringen für ihre Interessen.

Nachdem so die Niederlage der Vendéer vervollständigt war, machte man Halt auf allen Seiten und biwakirte auf dem Schlachtfeld, auf welchem die Royalisten zehntausend der Ihrigen liegen ließen — noch einmal so viel, als die Armee von Mainz während einer fünfmonatlichen Belagerung verloren hatte, und noch obendrein fast lauter Familienväter. Bernier konnte zufrieden sein und die andern eidweigernden Priester auch. Ihre Macht über die Dummen war groß und sie ist es noch, das weiß ich wohl, aber das soll mich nicht abhalten, zu behaupten, daß hier der Gott der Vernunft, der Gerechtigkeit und des Vaterlands den Sieg errungen hatte über den Gott der Dummheit und des Verraths. Denn niemand wird behaupten wollen, daß Leute, die sich schlagen, um den Strick um den Hals zu behalten, nicht sehr dumm, und daß diejenigen keine Verräther seien, welche die Preußen und die Engländer nach Frankreich hereinrufen.

Das ist doch klar und ich habe nie begriffen, daß seit sechzig Jahren so viele Franzosen, Kinder des Volks, den Ruhm der Vendéer verherrlichen, indem sie uns, die Soldaten der Republik, Barbaren und unsere Offiziere, die fast alle muthsjung waren, als verhärtete Sünder ohne Herz und Geist hinstellen. Die so sprechen, sind entweder, dessen bin ich sicher, Adelige oder

Domestiken im Haus oder in der Küche von Adeligen; aber alle ihre Lügen werden die Bauern nicht abhalten, sich aufzuklären.

So hab ich denn unsern Sieg von Cholet berichtet. Es war ein großer Sieg, aber leider beendigte er den Krieg nicht. Der Sansculotte General Léchelle, welcher nirgends in der Schlacht zu sehen gewesen war, nahm allen Ruhm der Sache für sich in Anspruch. Er schrieb einen langen Brief an den Konvent, wonach Léchelle Alles gethan hatte. Da begann in der Armee die Verachtung für diesen Thoren und Feigling, welcher sich während der Handlung versteckt hatte; aber das hinderte unsern Léchelle nicht, an unserer Spitze zu bleiben, weil er sich selbst „Sansculotte" schrieb und ihm das Geltung verschaffte bei dem großen Haufen von Schreiern, die keinen Verstand haben. Es bedurfte eines Léchelle, um uns noch eine Niederlage erleben zu lassen. Doch das soll alles nach einander erzählt werden. Jetzt fahre ich fort.

Die Royalisten schreiben in ihren Büchern, wir hätten Cholet verbrannt. Das ist nicht wahr. Am Vorabend der Schlacht, als die ersten republikanischen Abtheilungen von Montaigu, von Luçon, von Tiffauges her eingerückt waren und die Vendéer aus der Stadt hinausgeworfen hatten, pflanzten sie den Freiheitsbaum auf dem Markt auf, wie das so der Brauch war. Sie nahmen die weiße Fahne aus der Kirche, wo sie von brennenden Kerzen umgeben war und die patriotischen Bürger verbrüderten sich mit ihnen. Später als Stofflet wieder kam, rächte sich dieser an den Patrioten; er verbrannte ihre Häuser und, ihrem Brauch gemäß, setzten die Royalisten ihre eigenen Abscheulichkeiten auf unsre Rechnung. Das ging uns alles nichts an. Die Republikaner waren nie die wilden Bestien, als welche sich die Vertheidiger des lieben Gottes erwiesen. Wenn sie füsilirten und brannten, so geschah es, weil

die andern nicht aufhörten, zu brennen und zu füsiliren. Man mußte ihnen doch zeigen, daß diese Barbareien auf sie zurückfielen, sonst wäre der Bürgerkrieg niemals zu Ende gekommen.

In der nemlichen Nacht noch setzte Westermann, unterstützt von den Divisionen der Generale Beaupuy und Haxo, die Verfolgung der flüchtigen Vendéer fort und überraschte sie zu Beaupréau. Ihre Führer lagen im Schlaf, erschöpft von den Strapazen. Man machte die Vorposten nieder und drang mit Gewalt in's Schloß. Da ging Alles drunter und drüber. Die Führer entwischten, und am andern Tag, am 18. Oktober 1793, erfuhr man, daß wir in dieser Räuberhöhle zehn Kanonen, eine Pulvermühle, 30 Fässer Salpeter, mehrere Fässer Schwefel, Kartätschenpatronen in Menge, Getreide, Mehl, dreißigtausend Brodrationen, kurz alles vorgefunden hatten, was dazu gehört, eine Belagerung auszuhalten. Unsere Geschäfte gingen somit immer besser. Leider waren Westermann und seine Husaren, wie wir alle, von den vielen forcirten Märschen ermüdet.

Einen Tag rasteten wir in Beaupréau, und das ließ den Vendéern Zeit, über die Loire zu entkommen mit mehr als achtzigtausend Menschen. Weiber, Greise, Kinder, kurz der ganze Stamm, setzte auf Fahrzeugen über, ein großer Theil schwimmend mit dem Vieh, indem sie sich den Pferden und Ochsen an die Schweife hingen, wie das vorkommt, wenn's pressirt.

Zuerst hatten sie sich eines ziemlich starken Postens auf dem andern Ufer bemächtigt, Varade, gegenüber von Saint-Florent. Der republikanische Hauptmann, der dort commandirte, war in der Nacht überfallen und niedergemacht worden. Die eroberten Kanonen dienten dazu, den Uebergang dieser Menschenmasse zu beschützen. Wären wir vierundzwanzig Stunden

früher gekommen so hätten wir sie alle vernichtet, und der unselige Krieg wäre aus gewesen. Das lehrt, daß man nach einer gewonnenen Schlacht niemals ausruhen darf, wenn man die Früchte einheimsen will, die sie bringt. Die einmal verlorene Gelegenheit findet sich nicht wieder. Weil wir die Verfolgung nicht gleich fortsetzten, hatten wir noch für zwei Monate Märsche, Rückmärsche, Brand und Mord.

In Saint-Florent fanden wir noch Kanonen, Geschützwagen, Korn, Mehl und Munition. Aber größere Freude machte uns unterwegs die Begegnung einer Menge von Gefangenen, welche die Vendéer hatten laufen lassen. Dreitausend alte Kameraden von allen Waffen und von allen Heeresabtheilungen kamen uns truppweise entgegen. Schon ehe wir in das alte Nest einrückten, kamen sie quer überfeld uns zugelaufen. Sie waren dreiviertels nackt, mit alten Fetzen von Uniformen, mit Resten von Hemden, mit Stücken von Halsbinden und mit Haaren und Bärten, daß es zum Gruseln war. Diese Unglücklichen, die seit vier, fünf oder sechs Monaten kaum soviel erhalten hatten, daß sie ihr Leben fristen konnten, bestanden nur noch aus Haut und Knochen. Aber wie groß war auch die Rührung, als aus der Mitte dieser Gerippe Zurufe erschollen: Michel! Jakob! Nicolaus! Das bin ich. Kennst du mich denn nicht mehr? Und man hatte gut sie betrachten, man erkannte den nicht mehr, der einen anredete, so war er verändert.

Das begegnete mir selbst, und die Haare stiegen mir zu Berg, wenn ich beim Anblick dieses Gedrängs von Jammergestalten bei mir selber dachte: So sähest auch du jetzt aus, wenn dich die Lumpen bei Coron zum Gefangenen gemacht und nicht auf der Stelle niedergemacht hätten. Da plötzlich erblickte ich einen, der die Arme nach mir ausstreckte, einen langen Kerl

von sechs Fuß, der mir zurief: Michel! Michel! Und erst nach einer Weile erkannte ich ihn. Marc Dives war's, mager wie Lazarus. Da, trotz dem Ungeziefer, von dem er bedeckt sein mußte, umarmte ich ihn von ganzem Herzen. Er weinte. Ja dieser lange und harte Marc Dives weinte wie ein Kind. Drinnen in Saint=Florent, gegenüber von der alten Kirche, führte ich ihn in die Kantine des 13. leichten, das soeben gleichfalls eingerückt war. Da rief ich den Parisern, meiner Lisbeth und Marescot zu, indem ich ins Zelt trat: „Da gucket, das ist der lange Marc." Die machten Augen; selbst den Parisern verging das Lachen, und Lisbeth faltete die Hände und sagte: „Mein Herr und mein Gott! ist das möglich?"

Alles was sich im Kochkessel vorfand, all das alte Gemüs, das man im Feldzug nicht wegwirft, schlang dieser Marc Dives hinab und wollte nicht einmal warten, bis man's gewärmt hatte, so gut, so famos schmeckte es ihm. Und mit welchem Glück machte er das Armbein krumm, als ihm Marescot den Krug hinhielt. Das war eine der rührendsten Szenen, die ich mit angesehen habe. Nachdem er dann endlich getrunken und gegessen hatte, rief er inmitten der Kameraden, die staunend umherstanden: So jetzt geht's besser. Ach dieses Lumpenland, dieses Hundepack von Menschen. Was haben wir ausgestanden seit Torfou. Sechs Unzen Brod, ja sechs Unzen Brod per Tag für einen Kerl von meinem Kaliber. Und Stockprügel und Hundstritte und Spott und Schmach aller Art. Damit war's anders, das sparten sie nicht, und beim kleinsten Sterbenswörtchen: So das gefällt dir nicht? Paff! da hast du eins ins Gesicht. In der That, trotz meiner Wuth, sagte ich nichts mehr, ich ließ mir alles gefallen. Ich hatte so viele erschießen sehen, bloß weil sie eine Sekunde lang die Geduld verloren hatten. Das Schlimmste war, daß uns diese Banditen unsern

politischen Glauben nehmen wollten. Ihr Pfarrer Bernier wollte uns bekehren mit Körben voll Brod und voll Wein, und mehr als einer unterlag der Versuchung und rief: Es lebe der König! Ich aber hätte mir lieber den Hals abschneiden lassen, als daß ich gegen die Republik gefochten hätte, und ohne einen Deserteur von der germanischen Legion, einen Verräther, der mich einen Dummkopf schalt, aber doch ein gutes Herz hatte, wäre ich mehr als zehnmal erschossen worden.

So erzählte dieser arme Dives mit sehr melancholischer Stimme, aber doch froh losgekommen zu sein. Einer gab ihm Tabak, ein andrer lieh ihm seine Pfeife. An Tornistern, an alten Schuhen, an Feldflaschen und leeren Uniformen war seit drei Tagen kein Mangel. Ganze Karren voll kamen hinter uns drein, und die dreitausend Mann, die wir an diesem Platz gefunden hatten, waren im Handumdrehen etwas besser ausstaffirt, als sie die Zeit her gewesen waren. Den ganzen Tag lang gingen sie reihenweise zum Dorfbrunnen, sich waschen, sich den Buckel bürsten, und einander barbiren, bis sie glatt waren wie rasirte Pudel. Darauf faßte jeder sein Gewehr und sein Gewand.

Die Royalisten haben auch über diese Gefangenen schöne Geschichten erzählt, und daß sie dieselben aus purer Menschenliebe freigelassen hätten. Aber über die Loire herüber konnten sie dieselben nicht mit sich schleppen und dann erinnere ich mich noch recht gut, wie Marc Dives uns erzählte, sie hätten schon zwei Kanonen aufgefahren gehabt, um sie in der Kirche von Saint-Florent zusammenzukartätschen, als die Führer diesen Wilden begreiflich machten, daß wir in Nantes eine Menge ihrer Verwandten, Freunde und Bekannten in unsrer Gewalt hätten, die im Weg der Wiedervergeltung füsilirt würden, und daß wir überhaupt so wie die Sachen stünden, tausend Ge-

legenheiten hätten, ihnen ebensoviel und mehr heimzugeben, als sie uns zu Leid thun könnten. Ich bin nur froh, daß sich unter diesen adligen Herrn etliche gescheidte Menschen fanden, welchen es gelang, diejenigen abzuhalten, welche dreitausend arme Teufel, die keinen Widerstand leisten konnten, niedermetzeln wollten; alle unsere Generale, vom ersten bis zum letzten, hätten ebenso brav gehandelt.

XI.

Die Vendéer, uns gegenüber in Parade aufgestellt, konnten sich ohne Schwierigkeit gegen Nantes oder gegen Angers wenden. Léchelle schlug vor, sie zu verfolgen, indem man den Fluß schwimmend überschreite, denn Schifie hatten wir keine. Er hielt seinen Plan fest gegen den Widerspruch der Repräsentanten Carrier, Bourbotte, Merlin von Thionville und aller Generäle. Aber als ihm Merlin sagte, er solle das Beispiel geben, indem er an der Spitze der ersten Division hinüberschwimme, beruhigte er sich und der schreckliche Mann ließ sich überreden, drei Kolonnen zu bilden, wovon die eine nach Nantes, die andere zur Unterstützung von Angers aufbrechen und die dritte die Loire bei Saint=Florent überschreiten sollte, sobald die beiden ersten die Vendéer umgangen haben würden. Ich marschirte mit der unter Marceau auf Angers zu.

Um diese Zeit vernahmen wir den großen Sieg der Nordarmee bei Wattignies über die Oesterreicher. Damals hörte man zum erstenmal von Johann Baptist Jourdan reden, einem gewesenen Spezereihändler von Limoges, der als Freiwilliger mit dem zweiten Bataillon der Haute=Vienne ausmarschirt war und jetzt Frankreich gerettet hatte, indem er den Herzog von Koburg vor Maubeuge vernichtete. Das allein bewies, wie sich die

Zeiten verändert hatten, weil gewesene Krämer in zwei Jahren Generale geworden waren und die noble Rasse der Eroberer schlugen.

Man hörte auch, daß Marie-Antoinette guillotinirt worden und die Girondisten vor Gericht gestellt waren. Aber diese Nachrichten brachten neben dem großen Sieg von dem alle Welt sprach, so zu sagen keinen Eindruck hervor. Die Verzeichnisse der hingerichteten Aristokraten, die hinten in den Zeitungen aufgeführt waren, hatten einem solche Dinge alltäglich gemacht, und die Grausamkeit unserer Feinde, die überall sich offenbarte, wo sie das Uebergewicht hatten, nahm einem alles Mitleid für ihre Freunde.

In Angers marschirten wir nur durch, weil die Vendéer schon von Varade aufgebrochen waren und auf Laval zogen. Die Stadt war voll Schrecken, weil die Räuber auf ihrem Weg das Blut in Masse vergoßen. Ueberall klangen die Sturmglocken, die Vortruppen des Feinds waren bis in die Nähe des Platzes gedrungen und hatten den Generaladjutanten Savary von Posten zu Posten mit Verlust zurückgetrieben. Man wußte, daß Bonchamp, der General der Royalisten, gestorben und der junge Larochejaquelin an seine Stelle getreten war, und daß dieser Larochejaquelin, nachdem er sich Chateau-Gontiers bemächtigt, dort den patriotisch gesinnten Schöffen und den Friedensrichter der Stadt von betrunkenen Soldaten hatte erschießen lassen. Man stelle sich die Angst der ehrlichen Leute vor, als sie von solchen ohne Noth begangenen Barbareien vernahmen. Diejenigen, welche seit siebzig Jahren uns die Guillotinirungen vorwerfen, sollten sich erinnern, daß sie niemals das Menschengeschlecht verschonten, wo sie die Stärkeren waren.

Von da ausmarschirt, hatten die Vendéer sechstausend Mann vor Laval über den Haufen geworfen und alle Patrioten ohne Er-

barmen füsilirt. Schaaren adliger Bretagner zogen ihnen zu. Das erfuhren wir, als wir Angers passirten, und ohne eine Minute zu verlieren mußte man weiter, um mit den beiden andern Kolonnen in der Gegend von Chateau-Gontier an der Mayenne zusammenzustoßen. Es war scheußliches Wetter. Den ganzen Tag marschirten wir barfuß, in unseren Leinwandhosen, in unseren abgetragenen und zerrissenen Monturen, im Koth, den Regen auf dem Rücken, und merkten, daß die gute Jahreszeit zu Ende und es dem Winter zuging. Das war ein trauriges Ding, die Pferde am Zaum zu ziehen, im Nebel an den Rädern zu schieben und hundertmal: Hüh! Hühjo! zu schreien, mit leerem Magen und den Wind in allen Fetzen unserer alten Uniformen. Ach, da dachte man oft unwillkürlich: Wärest du lieber todt! Die beiden andern Kolonnen waren Tags vorher angekommen und kampirten um Chateau-Gontier her, eine kleine alte Stadt, in welcher die Verzweiflung herrschte. Es war Nacht, als wir anrückten. Seit zwei Stunden war die Avantgarde unter Westermann an den Feind herangekommen. In den Straßen hörte man die Bürger mit Schreckensmienen nach Nachrichten fragen. Man wußte nichts. Die Avantgarde hatte einen Vorsprung von sechs Meilen; sie bestand aus fünfzehnhundert bis zweitausend Mann. Gegen zehn Uhr Abends, da wir eben unsere Kampierungsbefehle gefaßt hatten, kam sie in aufgelöster Flucht zurück. Westermann, unser tapferster, aber auch unser leichtsinnigster Reitergeneral, hatte sich in einen Hinterhalt locken lassen, zwei Stunden von Laval. Er hatte viel Leute verloren, und wäre es nicht Nacht gewesen, hätten wir vielleicht die Vendéer ihm auf den Fersen gesehen.

Das fing also schlecht an auf dem rechten Loireufer. Und die Befehle und Gegenbefehle, das Hin und Her um das

Hauptquartier, der Aerger der Offiziere, wenn sie aus dem Zelt kamen, wo Léchelle sich mit den übrigen Generalen herumstritt, diese ganze Verwirrung, welche keinem Soldaten entging und von der jeder ohne Scheu um die Biwakfeuer her redete, vermehrte wahrlich unser Vertrauen nicht. Man hatte keine Lust zu schlafen, und wenn die Menschen nicht schlafen, sondern einer den andern beunruhigt, ist es ein schlimmes Zeichen.

Niemand, nicht einmal die Pariser, hatten Zutrauen zu Léchelle, er aber wollte sich durchaus in der guten Meinung der Armee wiederherstellen; er hörte auf keinen Rath mehr, er war da Meister und die Repräsentanten, außer Merlin von Thionville, hielten zu ihm. Diese Repräsentanten hatten die Weisung, den Generalen zu mißtrauen, und wenn man an Lafayette, an Dumouriez, an alle diejenigen denkt, welche seit drei Jahren das Land zu verrathen versucht hatten, war das nicht zu verwundern.

Die Armee brach auf, nachdem, so gut wie's ging, abgekocht und die Morgensuppe gegessen war. Ich hätte gern meine Schwester vor dem Abmarsch gesehen, aber sie war bei der Division Beaupuy, welche die Vorhut hatte, und als wir an der alten Brücke von Chateau-Gontier anlangten, war jene längst voraus. Die Vendéer zogen uns unerschrocken entgegen und suchten die Schlacht; sie eilten, die Höhen vor dem großen Flecken Entrames zu besetzen.

Westermann, der sich von seiner Niederlage erholt hatte; und General Danicau waren vor ihnen auf dem Platz und verfehlten nicht, diese Stellungen einzunehmen, was einen der gesunde Menschenverstand lehrte. Aber Léchelle, der ihnen mit den zu Orleans formirten Bataillonen folgte, schickte ihnen den Befehl, die Höhen zu räumen und sich in geschlossener Kolonne aufzustellen. Man kann sich denken, was es ihnen für Pein

machte, diesem Vieh gehorchen zu müssen. Doch da sie durch Ungehorsam ihre Köpfe auf's Spiel gesetzt hätten, kamen sie augenblicklich herab. Die Vendéer mögen gelacht haben, denn gleich darauf rückten sie an ihre Stelle, und wir sahen von weitem, wie sie sich über die Hügel ausbreiteten und ihre Stücke dort aufpflanzten.

Natürlich dehnten sich die Divisionen Kleber und Beaupuy, welche das erste Treffen bildeten, nach rechts und links aus, um sie zu umfassen. Sie aber warfen sich in Masse auf die in Orleans gebildeten Bataillone, die das Centrum hielten. Die Schlacht wurde allgemein und da kein bestimmter Plan gefaßt war, schlug sich jede Division auf eigene Rechnung. Aber diesmal hatten die Vendéer die gute Stellung; ihre Kartätschen mähten uns in entsetzlicher Weise nieder, ohne der Tausende von Schützen zu gedenken, die uns umschwärmten und ein wohlgezieltes Feuer abgaben.

Um das Maß des Unglücks voll zu machen, rissen die Bataillone von Orleans nach der zweiten oder dritten Salve aus und riefen: „Rette sich wer kann!“ Léchelle, statt sie zu sammeln, ritt in gestrecktem Galopp davon und flog mit seinem Haufen von Memmen an uns vorüber. Die Vendéer liefen hinter ihnen drein und setzten ihnen das Bajonnett in die Flanken. Als sie an uns herankamen, hielten sie an, um uns in Kolonne anzugreifen. Da war dann alles Ein Feuer. Sollte ich sagen, woher die Kugeln und Kartäschen kamen, wäre ich in großer Verlegenheit. Mitten in einem so schrecklichen Kampf thut man nichts als laden, ein wenig ausblicken in den dichten Dampf, woher das Feuer des Feindes kommt und dann krachen lassen. Fällt der eine oder andere Kamerad, so macht man nur, daß man seinen Wischer einsetzt und seinen Dienst thut. Das ist sehr einfach, jeder wehrt sich seiner Haut. So

blieben wir da fünf Stunden lang, von Mittag bis Nacht. Marceau war schon längst zu Fuß, seinem Gaul hatte es den Kopf weggerissen. Die Glieder lichteten sich mit jeder Minute. Ich sah stets den Vater Some neben mir, leichenblaß, die Zähne fest verbissen und seinen Raubschnabel bis auf die Lippen herabgebogen. Er richtete das Stück, ich, als erster Bedienungsmann links, wechselte mit dem Kameraden auf der andern Seite, hinauf hinab, wie ein Pendel. Da hatte man nicht nöthig zu kommandiren: es ging alles von selbst wie ein aufgezogenes Werk. Als die Nacht hereinbrach, war die Hälfte unserer Kanonen demontirt, die unsrige hatte ein Rad verloren, unsre Protzkästen waren leer; nur geschwind vernagelte man die Stücke, die man doch nicht vom Platz bringen konnte, an die andern spannte man die Gäule vor, die von diesen noch übrig waren, und zurück ging's. Die Abtheilungen von Kleber und von Beaupuy, die eine vor uns, die andre hinter uns rechts, hielten noch aus. Die Vendéer setzten uns nach mit wilder Erbitterung. Wir marschirten zurück, ohne zu laufen wie die Memmen. Während des Marsches lud man, kehrte sich um, und gab seinen Schuß ab, und wenn die Feinde heranstürmten, schloß man das Glied und erwartete sie mit dem Bajonnet.

Jetzt muß ich etwas ganz Schreckliches erzählen. Wir waren seit ungefähr einer Stunde im Rückzug begriffen; es war stichdunkel und einer sah den andern nur noch beim Schein der Reihenfeuer. Da mitten in diesem großen Lärmen der Schlacht, zwischen das Rollen des Gewehrfeuers und die Kanonenschläge hinein, durch das Prasseln der Kartätschen, vor dem alles zusammenbricht, und das Geschrei der Getroffenen hindurch, hörte ich plötzlich eine andere Art von Schrei, die mich ganz anders erschreckte. Wir waren nahe an einem Dorf, wo die Division Beaupuy Stand hielt gegen Tausende von Vendéern.

Die Lumpenhunde hatten uns umgangen und diese entsetzlichen Schreie kamen von meiner Schwester Lisbeth, deren Stimme den Tumult der Flucht übertönte, denn unsre beiden Divisionen stießen da aufeinander, und, durch das Gefecht sehr gelichtet, lösten sie sich in einander auf.

„Memmen! Memmen!“ schrie Lisbeth; „es lebe die Republik! Sieg oder Tod!“

Ich aber war während des Rückzugs rechts hinaus aus dem Glied des Bataillons gekommen. Ich lief daher dem Geschrei nach, und mit einem Mal, was sah ich da! Hinter einem alten Bauernhäuschen war das Wägelein meiner Schwester festgefahren und ein Dutzend Vendéer darum her; Lisbeth stand auf der Deichsel und wehrte sich wie eine Furie, indem sie mit Bayonnetstößen die Kerle abhielt, welche den Wagen erklettern wollten, und sie feige Hunde hieß. Das Haus brannte und die Mainzer ganz hinten in dem schwarzen Gäßchen hatten ein blutiges Hemd als Fahne auf einer Stange, das Hemd Beaupuy's, der es ihnen als Sammel- und Rachezeichen überlassen hatte. Sie hielten Stand, und das ganze Gäßchen vor ihnen war voll von Todten, die in Haufen übereinander lagen. Aber die Vendéer mit ihrem: „Es lebe der König!“ kamen von allen Seiten. Doch ich sah von alledem nichts als meine Schwester; wie ein Wolf war ich mit ein paar Sprüngen bei ihrem Karren, indem ich Alles, was umher war, auf die Seite und über den Haufen warf.

„Lisbeth,“ rief ich, „ich bins. Nur keine Angst!“

Und bevor man ein Auge auf oder zumacht, hatte ich schon vier oder fünf von diesen Vendéern am Boden, ohne einen Ritz von ihnen zu bekommen. Die andern liefen auseinander, wahrscheinlich glaubten sie, es kommen noch Kameraden hinter mir. Es pressirte aber auch, und da konnte man sehen, was ein Mutter-

herz ist; sobald sie mich erkannt hatte, dachte sie nur noch an ihr Kind und rief:

„Da Michel, nimm den Buben. Heb ihn und nimm ihn und fort mit ihm, denn sie kommen wieder. Gewiß, da sind sie schon!"

Ich aber hörte nicht auf sie, sondern nahm den Gaul am Zaum und zog ihn über den Haufen von Todten und Verwundeten und aus dem brennenden Gäßchen heraus. Die Thiere wollen nicht über Gefallene schreiten, man muß sie ziehen. Ein wenig weiter draußen nahmen uns dann die Mainzer zwischen ihre Glieder, und da, als sie sah, daß sie und ihr Kind gerettet seien, rief Lisbeth:

„Es lebe die Republik! Tod den Tyrannen!"

Sie kümmerte sich nicht um ihren Marescot und herzte nur wie närrisch vor Glück ihren kleinen Cassius. Etliche Augenblicke darauf, nachdem das Bataillon das Dorf verlassen, kam auch Marescot, der sich am andern Ende desselben geschlagen hatte, herbei. Er hatte Frau und Kind verloren gegeben, und lief, trotz eines Schusses, neben her, indem er sich an der Wagenleiter festhielt. Er sah die Seinen an und drückte mir zum Dank die Hand.

Was aus uns werden solle, ob wir nach Chateau-Gontier oder wohin sonst wir marschiren, konnte Niemand sagen. Man zog weiter und ließ Kanonen, Munition und Bagagewägen stehen. Die Vendéer jedoch, nachdem sie gemerkt hatten, daß sie das Dorf nicht so geschwind bekämen, hatten abgeschwenkt und waren weiter marschirt, während ihre ganze übrige Armee, eine halbe Meile weiter zurück, bei der Brücke von Entrames, in erbittertem Kampf mit der Division Kleber stand, welche allein noch diesen jämmerlichen Rückzug deckte. Ich hatte wieder das Pferd am Zügel. Unsre Kompagnien waren nur noch zwanzig bis dreißig Mann stark und davon die meisten verwundet. Es regnete und wir marschirten in gedrängten Reihen, um so weit

als möglich weg von dem Dorf und von dem Feuer unsrer Nachhut zu kommen, das man im Zickzack über die dunkle Ebene herüber aufblitzen sah. Dort war der Kleber! Dieser Gedanke gab uns alles Vertrauen zurück. Mitten über dem Bataillon flatterte das rothe Hemd des tapferen Generals Beaupuy. Die ganze Nacht verlief vollends, ohne daß es zu neuen Angriffen kam. Die Vendéer hatten auch genug. Dennnoch muß ich sagen, wir waren in aufgelöster Flucht, und das war das erste Mal, daß die Mainzer vor Bauern flohen wegen eines elenden Generals, welcher selbst das Zeichen zur Flucht gegeben hatte, indem er seinem Pferd die Zügel schießen ließ. Mit Tagwerden kamen wir in Chateau-Gontier an; da sah ich mit wahrem Entzücken, daß unsre zwei Kanonen doch aus diesem Schiffbruch gerettet waren und den alten Some dabei, der sie mit Wohlgefallen putzte. Er hatte gleichfalls geglaubt, ich sei unter den Gefallenen und rief mir zu: „So, bist du's? Haben dir die Räuber die Perrücke gelassen?"

Die fünf oder sechs Kanoniere, die letzten von unserer alten Kompagnie Paris und Vogesen, kamen heran und sahen in das Wägelchen hinein nach dem kleinen Cassius, welcher aus seinen dicken Pausbäcklein heraus lachte, ohne zu ahnen, welcher scheußlichen Schlächterei wir entronnen waren. Wenn der nicht taub geworden, ist's ein Wunder, denn der kann einmal behaupten, in seiner Kindheit eine Portion Lärm gehört zu haben. Die höchsten und hochgeborensten Prinzen, wegen deren man hundertundein Kanonenschüsse löst, um ihnen den Verstand zu öffnen, wenn sie auf die Welt kommen, haben nur eine arme Musik vernommen neben dem da.

Marceau hatte glücklich fünfzehn- bis achtzehnhundert Mann vor Chateau-Gontier zusammengebracht. Unsre zwei

Stücke hatte er in Batterie auf der Brücke aufgestellt. Dann kam zuletzt auch Kleber mit den Trümmern seiner Kolonne, und die Vendéer, die ihm nachsetzten, sahen sich plötzlich zum Stillstand genöthigt. Bald vernahm man jedoch, daß sie oberhalb der Stadt über die Mayenne gegangen seien, und so mußten wir unsern Rückzug bis Lion d'Angers fortsetzen.

Um euch unsern Zustand zu schildern, kann ich mich der Worte von Kleber bedienen, der wüthend war über Léchelle und seine Fünfhundert-Livres-Helden, die sich bis hinter die Mauern von Angers geflüchtet hatten. „Stellt euch — so schreibt er — einen Haufen von armen Tröpfen vor, naß bis auf die Knochen, ohne Zelte, ohne Stroh, ohne Schuh, ohne Hosen, ohne Röcke, schnatternd vor Kälte und ohne das mindeste Geschirr, um sich eine Suppe zu kochen. Um die Bataillonsfahnen her noch zwanzig, dreißig, höchstens fünfzig Mann, die um die Wette schreien: „Die Feigen sind geborgen und wir gehen hier im Elend zu Grund."

So war's in der That. Léchelle hatte kein Recht, sich Obergeneral zu heißen. Er war nicht anders dazu gekommen, als daß er dem Pack geschmeichelt und sich selbst den Titel: „General der Sansculotten" verliehen hatte. Hundepack heiße ich nämlich jenen ganzen Haufen von Müssiggängern, Trunkenbolden, Schreiern, Strebern ohne Talent und Denunzianten, kurz die ganze Rasse, die auf Kosten von andern lebt, und die von unsern größten Feinden Republikaner geheißen wird, um den Glauben zu verbreiten, als seien die Bauern, die muthigen Handwerker und sparsamen Arbeiter von derselben Sorte. Diese Leute hatten leider großen Einfluß durch ihr Geschrei und ihre Denunziationen in den Klubs. Wenn sie das Maul aufrissen, hielt man sie für Eisenfresser; aber wenn man sie, wie wir, auf dem Schlachtfeld gesehen hat, kommen sie einem

nicht anders vor, als wie jene Hüte, die man auf einen Strohwisch im Korn steckt, um die Spatzen zu verscheuchen.

In dem kleinen Städtchen Lion d'Angers angekommen, faßten wir Posto auf dem andern Ufer des Flusses, rechts und links von der Zugbrücke. Marceau ließ die Berme mit Schützen besetzen, und als die Vendéer anrückten, hielten sie zwei Kartätschenschüsse in gebührender Entfernung. Das waren die letzten in dieser blutigen Schlacht. Die Royalisten hatten ihre Revanche für Cholet genommen, und wir hatten den Unterschied zu fühlen bekommen, ob man von einem General oder einem Esel kommandirt wird.

Nach diesem Sieg von Entrames glaubten die Vendéer, nun haben sie alles gewonnen und ihr General Larochejaquelin genoß bei ihnen den Ruf, der größte General der Welt zu sein. Damals kam auch die wahre Gesinnung dieser Menschen an den Tag, denn sofort warfen sie sich in die Normandie, um Pitt die Hand zu reichen. Aber dieser Pitt, den die Engländer als einen ihrer ersten Staatsmänner betrachteten, that nichts um nichts. Vor allem sah er auf den Nutzen seines Volks. Darum legte er Hand an unsre Kolonien, darum dehnte er den Handel Englands über alle Meere aus. Wann werden auch wir einen Minister von diesem Kaliber bekommen? Pitt verlangte somit Bürgschaften, und zwar sollten ihm die Vendéer vor allem Weiteren einen guten Hafen am Kanal ausliefern. Und richtig! sofort machten sich diese tapferen und ehrenwerthen Franzosen an die Belagerung von Granville, um es unsern Feinden zu übergeben.

Die Männer von Granville aber, lauter Seeleute, alles Walfischfahrer oder Stockfischjäger vom Vater zum Sohn, waren nicht besonders erbaut davon, daß man sie den Engländern ausliefern wollte. Sie vertheidigten sich, und eine

gute Garnison und solide Volksrepräsentanten wurden ihnen zur Unterstützung geschickt. Die Vendéer riefen nach einem Bourbon, und sie warteten auf die königliche Hoheit, den Grafen von Artois, den Mann nach dem Herzen Gottes. Aber derselbige Mann fürchtete sich vor den Wechselfällen der Zeit. Hunderttausende von armen elenden Menschen, die sich für das göttliche Recht umbringen und verbrennen zu lassen bereit waren, konnten ihn nicht bewegen, seine gottbegnadete Person auszusetzen. Die Vendéer hatten gut hinausblicken auf die See, nichts kam, weder die weiße Fahne, noch die Hilfsflotte, nichts, nichts!

Sie verloren da viele Leute, die an den Mauern hinaufkletterten, und hoben endlich die Belagerung auf. Diese Dinge habe ich nicht selbst mit angesehen, aber ich weiß sie doch, denn in der Bretagne sprach man damals von nichts, als von der Belagerung von Granville: und nicht nur die Patrioten waren darüber empört, sondern alle ehrlichen Leute. Man wußte nicht, was schmachvoller war, sein Land den Fremden ausliefern zu wollen oder so fein, wie diese Bourbons, diejenigen im Stich zu lassen, welche sich für das göttliche Recht aufopferten.

Während das an der Küste vorging, wurde die Erbitterung der Mainzer und der ganzen Armee gegen Léchelle immer offenkundiger. Wir verlangten unsern alten General, den tapferen Aubert Dubayet, zurück, oder doch Kleber. Dieses Geschrei mißfiel den Volksrepräsentanten, denn nichts schien damals bedenklicher, als die Anhänglichkeit der Truppen an ihre Generale. Die Repräsentanten berichteten an den Konvent, welcher den Befehl gab, die Mainzer unter die übrigen Corps zu vertheilen. Das war das Ende dieser schönen, dieser wahrhaft patriotischen Armee, nachdem sie der Nation so große

Dienste geleistet hatte! Man konnte ihr nichts vorwerfen, als daß sie diejenigen zu sehr liebte, die sie immer fest und kühn an ihrer Spitze gesehen, und daß sie die Feiglinge verachtete. Eben damals steigerte ein neuer Verrath das Mißtrauen des Landes gegen die höheren Officiere. Ein gewisser Viland, Platzcommandant der Insel Noirmoutier, hatte seine Festung und seinen Degen an Charette übergeben, den letzten Führer der Vendéer, der auf dem linken Ufer der Loire zurückgeblieben war. Alle diese niederträchtigen Verräthereien machten die Leute endlich grausam. Sie wagten niemand mehr zu trauen, und das Guillotiniren nahm zu.

Wir marschirten ab nach Angers, wo die Armee umgeformt werden sollte. Man verschmolz die Divisionen, die Brigaden und selbst die Bataillone, und ich wurde Korporal in unserer Batterie. Aber nach so viel Strapazen und Entbehrungen, ohne Kleider, ohne Sold und oft ohne Brod, wurde ich krank. Ich spie wieder Blut, und drei oder vier Tage nach meiner Beförderung erwachte ich eines Morgens im Spital, wo die Betten von einem Ende des Saals zum andern dicht an einander gereiht waren. Das kam noch von dem Schlag, den ich im Hafen von Saint-Père bekommen hatte. Man fing wieder an, mir zur Ader zu lassen, und ich wurde so mager, daß ich meine Arme und Beine nicht mehr ansehen mochte, und sagte zu mir selbst:

„Armer Michel! armer Michel! Wenn du die Heimat wieder siehst, darfst du wohl, wie vor Zeiten, eine Kerze opfern und ein Ex-Voto in der Kapelle von Bonne-Fontaine aufhängen.“

Mein neues Bataillon war inzwischen nach Rennes abgezogen. Wir waren jetzt im November und damit in der Zeit der kalten Tage in diesem ebenen Land, über welches

die Seewinde fortwährend Nebel hereinwälzen. Da wird man sehr geduldig, wenn auch die Verwundeten im Spital noch so dicht um einen herum liegen, und trotz dem Kummer, daß die Tragbahren immer aus und ein gehen und daß man die Bettnachbarn fortwährend von Flucht und Rückzug phantasiren hört. „Nun kommt die Reihe bald auch an dich!“ denkt man, wenn man diese großen Regen sieht, welche die Scheiben peitschen, und wenn man sich die Kameraden draußen vorstellte, die nichts Trockenes auf sich haben, als das Innere ihrer Waidsäcke. Und auch die Vorstellung gewährte einigen Trost, daß die vierzig- bis fünfzigtausend Vendéer, Männer, Weiber und Kinder, die von Granville zurückgeschlagen worden, in diesem Wetter auf gut Glück herumirrten, nach Lebensmitteln umhersuchten und die halbverfaulten nicht eingeernteten Kartoffeln die Straße entlang verzehren mußten. Das war gewiß ein trauriger Trost, aber was will man machen? Wenn einem die Leute Nichts als alles ersinnliche Uebel anthun, kann man ihnen doch nicht Glück und Heil wünschen.

Mehrere von den Unserigen, die mit dem General Danican von Granville einrückten, sagten, diese Elenden litten an einer schrecklichen Dyssenterie und ihr Weg sei durch die Todten bezeichnet, die sie auf den Straßen liegen lassen. Auch das erzählten sie, daß ihre Herren Führer eine Barke an die Küste haben kommen lassen, um sich nach England zu retten, daß aber Stofflet, der davon erfahren, sie arretirt und ihnen mit strengeren Maßregeln gedroht habe, wenn sie noch einmal versuchen wollten diejenigen zu verlassen, die sie ins Unglück gestürzt. Das war auch wahr, und später erfuhren wir's. Stofflet, ein einfacher Forstschutzwächter bei uns herum zu Haus — denn er war aus Luneville in Lothringen — hatte diesen Prinzen und Fürsten von Talmont und Autichamp, und allen

diesen Abkömmlingen der edeln Rasse, ihre Pflicht und Schuldigkeit lehren müssen. Ohne sein Dazwischentreten wären sie davongegangen. Nun, ein wenig früher oder später mußte es doch so kommen.

Die beiden Armeen des Westens und der Küste der Bretagne sammelten sich in Rennes unter dem Befehl Rossignol's. Die Departements der Sarthe, der Manche, des Calvados, des Maine, schickten noch Tausende von Patrioten, um die Rebellen einzuschließen, und Niemand glaubte, daß diese das Feld noch lange halten könnten. Da kam die Nachricht von der großen Niederlage von Antrain.

Die von Granville abgetriebenen Vendéer warfen sich auf Dol, in der Hoffnung, dort die Loire zu erreichen und hinüber zu gelangen. Rossignol, der ein ebenso guter General war als Léchelle, hatte ihnen den Uebergang streitig machen wollen; aber in der unsinnigen Aufstellung, in welcher seine Mannschaften sich befanden, hieß es: Siegen oder sterben! und Rossignol wurde vollständig geschlagen und auf Rennes zurückgeworfen. Das Gerücht ging, die Räuber kämen in Eilmärschen an der Mayenne herab, ihre Vorhut sei schon über Fougères hinaus; ohne Zweifel würden sie noch den Abend in Laval und morgen vor Angers sein. Man stelle sich unsere Ueberraschung vor. Der tapfere Beaupuy, noch bettlägerig und krank von seiner Wunde, ließ Generalmarsch schlagen, und dieses Angers, eine wahre klingende Glockenstadt, summte auf Meilen in die Ebene hinaus. Die Sturmglocke erging die Loire hinab auf beiden Seiten. Halb geheilt verließen wir da unser Spital und verlangten Gewehre und Munition. Die Volksvertreter Turreau, Bourbotte, Francastel, ordneten Wohlfahrtsmaßregeln an. Denn einmal Meister von Angers, hätten die Räuber den Uebergang

frei gehabt über die Brücken von Cè. Nach Gefallen hätten sie uns überziehen oder den Rückzug in ihr Buschland antreten können.

Welche Wendung! und immer wieder durch das nämliche Mißtrauen gegen die im Feldzug bewährten Feldherrn und durch das Vertrauen in Nichtskönner, die sich einbildeten, sie verstünden alles, während sie doch nichts gelernt hatten. Ach, wie oft waren wir am Abgrund des Untergangs und wie viele Opfer brauchte es, um die Revolution zu retten.

Es war am 5. Dezember, es schneite, und alle Vorstädter retteten sich in die Stadt. Ihre Möbelwägen, — denn sie führten alles mit sich, Kisten und Kasten, Tische, Thüren, Fenster, weil sie wohl wußten, daß die Vendéer Alles plünderten und verbrannten, — ihre Karren, erfüllten in langen Reihen die Straßen. Der Generalmarsch erscholl auf dem Festungsplatz, wo sich die Nationalgarde haufenweise sammelte. Uns hatte man sofort über die alten Wälle hin vertheilt, von der St. Albinspforte bis an die „hohe Kette“; wir schnitten Stückpforten in den Rasen, so schnell es gehen wollte, und deckten sie auf den Seiten mit Faschinen und Erdsäcken.

Da konnte man den Schrecken sehen, welcher vor den Chouans einherging. Alle Bürger halfen uns, Weiber, Greise, Bübchen, alles ohne Unterschied schob an den Rädern der Protzkasten, Munitionswagen und Kanonen, trug uns zwei und zwei die Bomben an den Handhaben herbei und bildete Ketten, um die Kugeln zu bieten. Jeder leistete das, was ihm seine Kräfte erlaubten, und die Köchinnen brachten uns selbst Suppe, um uns zu wärmen. Denn es machte hundekalt, die Ebene war weiß von Schnee und der Fluß ging mit Schollen.

Bis gegen zehn Uhr sah man noch nichts sich regen, und wenn nicht jeden Augenblick Staffeten gekommen wären, um

den Platz vom Vorrücken des Feindes, und zugleich vom Anmarsch der Armee von Rennes, zu unserer Hilfe, zu benachrichtigen, hätte man glauben können, es drohe keine Gefahr. Erst gegen Mittag erschienen die Räuber endlich in der Richtung von Avrillé her vor einem kleinen Gehölz. Sie schwärmten an einem Bach herab, welcher sich in die Maine ergießt, und bald hatten sie wie eine Heerde die Vorstadt inne. Die Kanonade begann dann von beiden Seiten und währte von ein Uhr bis in die Nacht. Die Nationalgarde machte einen Ausfall, mußte aber zurück. Beaupuy hatte sie geführt und wurde noch einmal verwundet. Die Vendéer besetzten dann die Hauptgasse der Vorstadt; aber ihr könnt euch denken, daß wir unser Handwerk von Mainz nicht vergessen hatten und die Batterieen des Feinds spielten nicht lang gegen die unsrigen.

Ich habe euch schon von so viel Belagerungen und Ausfällen erzählt, daß dieses Unternehmen der Vendéer, ohne Hilfsmittel, ohne Disciplin, ohne ein geordnetes Kommando, euch wie nichts dagegen vorkommen wird. Unsre Haubitzen zündeten zwei oder drei Baracken an, rechts von der Albinspforte, und da die Royalisten sich bis auf die Brücke gewagt hatten, wurden sie von allen Seiten gefegt und in die Vorstadt zurückgeschmissen. Ein Polizeioffizier wurde getödtet, und das war glaube ich alles; denn nach dieser Nacht, während welcher man von einem großen Sturme sprach, versuchten sie am andern Tag noch ein paar Batterieen zu errichten, die zusammengeschossen wurden; dann trat die ganze Armee den Rückzug an. Man wußte es nicht und wachte mit brennender Lunte. Da verkündigten uns am Morgen die „Werda“ ? der Vorposten, die Rufe: „Es lebe die Republik“ und der Gesang der Marseillaise, daß die Unsrigen angekommen waren; und als man trotzdem weder Kanonade noch Gewehrfeuer hörte, wußte

man auch, daß die Royalisten eine andere Richtung eingeschlagen hatten.

Westermann's Husaren, das zweite Bataillon von der Somme und andre Truppen zogen, nachdem sie mit den Vorposten Parole und Feldgeschrei ausgetauscht, in die Stadt ein, und die Verbrüderung begann. Als die Vendéer, unterrichtet von dem Eintreffen einer starken Vorhut in Chateaubriant, zwischen zwei Feuer zu kommen fürchten mußten, hatten sie eilig die Belagerung aufgehoben. Man schickte sofort einige Husaren aus, um Fühlung mit ihnen zu suchen, und gegen elf Uhr kam die Nachricht, daß die Räuber gegen La Flèche oder auf Saumur zu zogen und hinter sich Haufen von Verwundeten, von Weibern und Greisen, zurückließen, die ihre Waffen weggeworfen hatten und sich, an Stecken einherschreitend, für einfache Bettelleute ausgeben wollten, um so in ihr Buschland heimzugelangen. Das war der Kehraus des Elends und der Anfang vom Ende.

Diese Ruhestörung hatte mich ganz hergestellt und um so mehr, als alle Vertheidiger der Wälle am Abend vor dem Anrücken des Feindes ein Paar neue Schuhe und einen dicken grauen Flanellmantel erhielten, mit weiten Aermeln, der einem bis auf die Waden hinunter ging. Nie hatten wir so warm gehabt und die von draußen herein kamen, betrachteten uns mit Neid. Was mir aber noch größeres Vergnügen machte und mir das Herz wieder aufzog wie eine Uhr, das war ein Brief von Margarethe. Wie ich noch einmal in's Spital ging, um meine Sachen abzuholen — denn die Kolonne Marceau's sollte gleich mit der Vorhut hinaus, und ich wollte meinen Platz in der Batterie ohne weiteren Verzug wieder einnehmen, — da rief der Portier, welcher die Geschäfte des Quartiermeisters versah, mit seiner Kapsel und seinem Register unter dem Arm, gerade im großen Saal die Namen auf: der und der, der und

der! und drei Viertel der Aufgerufenen antworteten nicht, aber beim Namen Michel Bastian antwortete ich: „Hier!“

„Gut, mach’ dein Kreuz oder unterschreib’. Da ist was für dich!“

Gott im Himmel! Drei Monate lang hatte ich mir jeden Tag gesagt: „Du wirst halt auch abfahren, wie viele andere. Heut’ beim Angriff auf den Abend, oder wenn da nicht, morgen früh. Niemand kümmert sich um dich. Vater und Mutter, Brüder und Schwestern, Margarethe und die andern haben dich alle vergessen. Nicht einmal, wo deine Gebeine liegen, wird man erfahren. Und nun nach solchen Gedanken durft’ ich’s erleben, daß man meiner noch dachte. Die Augen wurden mir ganz naß, und ich lief nur so zu, die Hand auf dem Brief in meiner Tasche, und suchte ein Plätzchen, wo ich allein sein konnte. Endlich setzte ich mich in dem alten Weinstübchen Meister Adams, wo ich als mit Papa Some hingegangen war, in den Winkel des Eckfensters, gegenüber dem Dom, und da besah ich mir nun die Siegel eines nach dem andern und sagte mir: Ja, der kommt von Pfalzburg und Margarethe hat ihn geschrieben. Gerührt drehte ich den Brief, der ganz von Poststempeln und Zeichen bedeckt war.

Endlich machte ich ihn auf, und heute noch könnte ich wörtlich erzählen, was darin stand. Aber wenn ich euch alle die Aeußerungen von Sehnsucht und Liebe sagen wollte, die mir Margarethe schrieb, würde man nur lachen darüber und sagen: Guck, dieser alte Geck spielt den Zuckersüßen und zählt uns die Komplimente auf, die man ihm vor bald achtzig Jahren gemacht hat. Margarethe selbst würde meine Thorheit verspotten. Lassen wir also diese Eitelkeiten der Jugend bei Seite und halten wir uns an das, was jedermann interessiren kann und was ich hier nicht übergehen darf. Margarethe erzählte

mir in diesem Brief vom November 1793, daß bei uns daheim alles im Ausmarsch sei. Meister Hans, Letumier, Cochard, Raphael Mang, kurz alle Patrioten von der Stadt, vom Eichwald und vom Gebirg, seien unter dem Befehl von Elof Collin ausgezogen, die Waidsäcke übergehängt und das Gewehr auf der Schulter. In den Dörfern finde man nichts mehr als Weiber, alte Leute und Kinder, und diese große Erhebung habe stattgefunden in Folge eines Gefechts hinter Pirmasens, in dem wir viele Leute verloren haben, so daß wir das Lager von Hornbach und selbst die Linien von Weißenburg aufgeben mußten.

Sie berichtete mir, daß die Rheinarmee bis Zabern und die Moselarmee bis Saargemünd, auf der Straße von Metz nach Pfalzburg zurückgegangen sei, unser ganzes Land sei somit nur noch ein Kriegslager, und wenn die große Schlacht geliefert werde, so werde man den Donner bis in unsere Baracken hören. Was zu Haus geblieben sei, zupfe alles Scharpie, oder richte Binden, oder rüste Betten für die Verwundeten. Ambulanzen habe man organisirt in Metting, Vierwinden und zu St.-Jean-des-Choux, und requirirt sei alles, was an Pferden und Wagen aufzutreiben gewesen, für den Transport der Lebensmittel und nöthigenfalls der Verwundeten. Auch erzählte sie, daß die Generale kassirt worden und an ihre Stelle zwei andere gekommen seien, Söhne des Volks, Karl Pichegru und Lazarus Hoche. In der Stadt haben sie sich begrüßt, mitten unter der größten Begeisterung. Man habe sie zu einer Ehrensitzung in den Klub geführt, sie haben die Kasernen und die Wälle inspizirt, und dann habe einer von ihnen den Oberbefehl im Elsaß und der andere in Lothringen übernommen.

Ebenso entnahm ich mit großer Theilnahme aus diesem Brief, daß Chauvel einige Zeit vorher in die Gegend gekom-

men sei, mit Saint-Just und Lebas, um die Civil- und Militärbehörden von Straßburg abzufassen, die eben im Zug waren, die Festung den Deutschen zu übergeben. Die Republik behagte scheint's diesen Aristokraten und Föderalisten nicht, die lieber Knechte der Prinzen und Lakaien der hohen Herren sein wollten, als freie Menschen. Man hatte bei ihnen weiße Kokarden und in den Schilderhäuschen auf den Wällen kleine Fähnchen mit der Krone und den Lilien gefunden. Gute Stellungen waren aufgegeben, die Verwundeten verfaulten in den Spitälern, kurz der Verrath wurde von Tag zu Tag offenbarer. Um ihr Urtheil zu erhalten, waren der Bürgermeister Dietrich und die städtischen Beamten, die einen nach Paris, die andern nach Metz, Chalons oder Besançon verbracht worden. Weiter berichtete mir Margarethe, das Land sei einmal wieder überschwemmt von Mönchen, Kapuzinern, eidweigernden Priestern, die mit den Preußen und Oesterreichern in's Elsaß zurückgekommen seien. Man werde aber mit Einem Zug das Netz über all das werfen und das Reich der Tugend müsse doch endlich herbeikommen.

Mir machte es freilich Freude, von Margarethe zu vernehmen, daß mein Vater immer wohlauf sei und daß mein kleiner Bruder Stephan nur Einen Kummer habe, sich nämlich nicht als Trommler unter die Freiwilligen anwerben lassen zu dürfen; aber man stelle sich auch meine Sorgen vor, da ich erfuhr, daß hunderttausend Preußen und Oesterreicher auf zehn Stunden Entfernung von unserer Heimath stehen, und ich mir sagen mußte, Pfalzburg werde ohne Zweifel bombardirt, die Hütte meines Vaters verbrannt, die Felder Meister Hans' verwüstet, und alle meine Lieben in Jammer und Elend versetzt werden. Man wird begreifen, daß das meine Zufriedenheit nicht erhöhte, und daß ich mich

lieber dort in der Ferne für die Vertheidigung von Haus und Herd geschlagen hätte, statt hier in der Vendée arme Bauern auszurotten, welchen nichts vorzuwerfen war, als ihre Dummheit, an der sie nicht einmal selber Schuld trugen.

Ja, diese Idee zog mir das Herz zusammen; aber wüthend wurde ich vollends, als ich las, daß unser dummer Valentin, als Hufschmied in einem der Regimenter von Condé, die Unverschämtheit so weit getrieben habe, an Meister Hans zu schreiben, er solle sich bereit halten: der Strick für ihn sei schon geflochten und die Schlaufe schon zugerichtet, um ihn irgendwo aufzuknüpfen. Bis dahin hatte ich Valentin immer nur mit Mitleid betrachtet, ohne ihn für seine natürliche Beschränktheit verantwortlich zu erklären. Aber aus diesem Stückchen sah ich, daß er boshaft geworden war, und das that mir weh. Doch was war unter solchen Umständen zu sagen? Der Zorn des Meister Hans' sei fürchterlich gewesen, und er habe sich nichts Weiteres gewünscht, als seinem alten Gesellen zu begegnen, um ihm den Hunger nach Brod für immer zu vertreiben.

Anfangs hatte mir dieser Brief von Margarethe so viel Freude gemacht, nun aber verdoppelte er meine Entrüstung gegen die Verräther; denn ich sah wohl, daß unsere Feinde nur noch auf diese Tröpfe rechneten, und daß es endlich auf deren allgemeine Ausrottung hinauskomme.

Am nämlichen Tag kam nachmittags Rossignol an; er war ein gewesener Uhrmacher, der nach dem Sturm der Bastille Gensdarmerie-Oberst geworden war, ein magerer Mann mit einer breiten Nase und mit kleinen zwinkernden Augen. Er trug die schwere dreifarbige Leibbinde und den ungalonnirten Hut der Oberfeldherrn. Westermann verfolgte bereits die Vendéer mit seinen Husaren und Rossignol gab Befehl, seine Verfolgung in der Richtung von Beaugé zu unterstützen.

Darauf zogen fünfzehn- bis achtzehnhundert Patrioten zu Fuß und zu Pferd durch die St. Albins-Pforte hinaus; es war scheußliches Wetter und den andern Morgen erfuhr man, unsere Nationalgarden seien zu spät gekommen. Die Royalisten waren fünf Stunden herwärts von Laflèche durch das vierte Bataillon von der Sarthe und zwei in Batterie auf der Brücke aufgestellte Geschütze aufgehalten worden, hatten aber den Fluß oberhalb überschritten und sich des Platzes bemächtigt. Doch brachte man gleichzeitig in Erfahrung, daß sie ihn bereits wieder aufgegeben hatten und auf Le Mans marschirten, indessen ihnen Westermann unabläßig auf den Fersen sei. Diese zahllose Armee von Bauern, Weibern, Kindern, Greisen, Priestern, Nonnen u. s. w. konnte nirgends lang an demselben Ort verziehen. Sie trank und aß und verzehrte in einigen Stunden alles, was da war; bald waren die Speicher leer und die Keller trocken, dann mußte man fort und sich weiter umsehen.

Rossignol kehrte sofort nach Chateaubriant und Rennes zurück. Von Angers aber zog dann ein starkes Korps aus, um Marceau's Division auf der Straße nach Le Mans aufzunehmen. Mit diesen zog auch ich aus, noch schwach, aber froh, wieder im Feld zu sein, denn mein Leben lang war ich nirgends weniger gern, als zwischen den Wänden einer Kaserne oder eines Spitals. Es regnete und schneite durcheinander, und den nämlichen Abend fanden wir die Division gelagert um einen Flecken, der sich Fontaine-Saint-Martin nannte. Der Generalstab lag im Dorf. Man sprach von der Ernennung Marceau's ad interim zum Obergeneral. Er war zwei oder drei Stunden vorher aus dem Lager geritten, um weit weg eine Rekognoszirung vorzunehmen.

Diese ganze Nacht durch hörten wir Kanonendonner zu

unsrer Rechten. Andre Divisionen hatten sich noch mit den unsrigen in der Gegend von Le Mans vereinigt, die Müller'sche, die von Tours herkam, die Tilly's, die von Cherbourg heranzog und das Detachement Westermann, welches von La Flèche an die Vendéer auf Schritt und Tritt verfolgte. Die Mainzer, fast auf nichts heruntergebracht, kamen von Chateaubriant her hinter uns drein, unter Klebers Befehl. Regen, Wind und Schnee setzten uns übel zu, aber jeder sah eine große Entscheidung voraus und sagte sich: „Noch ein wenig Geduld und alle unsre Beschwerlichkeiten werden aufhören!" Marc Dives und Some wären froh gewesen, wenn sie meinen dicken neuen Mantel gehabt hätten, aber mir war gar zu wohl darin, nicht um alles Gold der Welt hätte ich ihn hergeliehen.

Endlich mit Tagesanbruch merkte man an dem Werdarufen, an dem Paroleabgeben bei den Vorposten und am Einrücken der Kavallerie, daß Marceau zurück war. Man kochte ab und nach der Suppe legte man die Zelte zusammen und marschirte auf Le Mans zu. In dieser Nacht waren ein paar kleine Gefechte zwischen Westermann und den Vendéern vorgefallen, und diese hatten sie gewonnen.

Wie es die Generale anfangen, habe ich nie begriffen. Sie sind immer unterwegs, immer zu Pferd, immer dabei, Nachrichten zu empfangen, Spione zu verhören, Gefangene, Deserteure, Dorfschulzen, Postmeister zu vernehmen; dazwischen haben sie Briefe zu lesen, vorauszureiten, um alles zu beobachten, Stellungen auszuwählen, sich unter einander zu berathen, im Kriegsrath oder sonst, und nach allen diesen Anstrengungen und manch andern, die ich nicht kenne, haben sie noch den Muth und die Kraft, ganze Nächte ohne Schlaf zuzubringen und am Morgen wieder so fortzumachen. Ja, das scheint mir wirklich wunderbar und doch trieben es die wahren Feld=

herrn, die ich kennen lernte, alle so, Aubert Dubayet, Kleber, Marceau, Beaupuy. Es ist zum Erstaunen.

Wir hatten wohl noch fünf oder sechs Stunden bis nach Le Mans. In Foulletourte fanden wir die Division Müller und die Volksvertreter Bourbotte und Prieur. Man hörte von einer Niederlage Westermanns vor Pontlieue, und die Repräsentanten waren entrüstet. Man machte Halt, die Generale traten im Hause des Schultheißen zum Kriegsrath zusammen, und dann zog man weiter. Westermann hatte diese ganze Strecke entlang Hunderte von Royalisten niedergesäbelt. Man fand sie überall, ausgestreckt in den Straßengräben, auf den Dungstätten und im freien Feld, dazwischen auch von den Unsrigen, mit dem Gesicht auf dem Boden. Der Regen hatte nachgelassen, aber es war nasses Wetter und sehr kalt. Die Wege waren schlecht, besonders für die Artillerie und die Munitionswagen.

Erst gegen sechs Uhr abends kamen wir vor Pontlieue an, und Westermann, welcher uns hier mit seinen Husaren und vier- oder fünfhundert Mann Infanterie erwartete, begann, nachdem er sich zwei Minuten mit Marceau beredet hatte, den Angriff auf die Brücke, denn der Flecken liegt auf dem andern Ufer eines starken Bachs, der sich in die Sarthe ergießt. Darüber hinaus, am Ende einer langen Straße, die aus Fabriken besteht, liegt dann Le Mans auf der Höhe eines steilen Abhangs. Die Vendéer hatten sich in Pontlieue verbarrikadirt und selbst eine Art Redouten errichtet, aber der Himmel war so bedeckt, daß wir nichts von alle dem sahen. Jedermann glaubte, wir würden biwakiren, bis die Division Kleber eingetroffen sei. Selbst die Volksvertreter waren abgestiegen und alle Bataillone hielten an und suchten sich Lagerplätze rechts und links von der Straße; da krachten zwei Kanonenschüsse,

gefolgt von einem schrecklichen Gewehrfeuer. „Vorwärts, vorwärts!“ hieß es und: „Es lebe die Republik!“ Da merkten wir freilich, daß dieser Thunichtgut von Westermann, welcher keine Ruhe gab und keinen Aufenthalt kannte, wieder einen von seinen Streichen ausführte. Statt auszuruhen, müsse man zu seiner Unterstützung vor, und sich wahrscheinlich die ganze Nacht schlagen. Das konnte nicht fehlen. Sobald der Tanz begonnen hatte, erscholl es von allen Seiten: „Vorwärts, vorwärts drauf!“ und voran gings in die Dunkelheit hinein, die Pferde peitschend, schreiend, die Räder über das Pflaster schiebend, fluchend und schimpfend.

Die Vendéer hatten auf der alten Brücke eine Erdschanze aufgeworfen und zu beiden Seiten Palissaden errichtet. Während wir das alles aus dem Weg räumten, pfiffen die Kugeln, und von weiter hinten, von der Stadt her, hörte man die Kanonen brummen. Westermann und die Grenadiere vom weiland Regiment Armagnac, nicht zufrieden, die Brücke und die Vorstadt passirt zu haben, wagten sich schon nach Le Mans hinein, und die Vendéer, die natürlich auf etwas dergleichen gefaßt waren, empfingen sie mit Kartätschen.

Nachdem einmal die Brücke frei gemacht war, ging alles vor, Kanonen, Protzkästen, Infanterie, Kavallerie. Die Division von Cherbourg, die uns im Laufschritt nachkam, sah noch viel wilder und stürmischer aus, als wir. Vielleicht wußte sie noch nicht ebensogut, was für Löcher die Kanonenkugeln in ein Bataillon machen. Sie sollte es erfahren.

Das ging nur so voran. Wäre der Feind stark genug gewesen, uns zurückzuwerfen, so würden wir in eine üble Lage gerathen sein, die Huisne hinter uns, die Sarthe links, vom Regen angeschwollen, und die Royalisten uns gegenüber. Aber daran dachte man nicht.

Die Vendéer waren noch ihrer fünfzigtausend in Le Mans, dreißigtausend Kombattanten, der Rest Weiber, adlige Fräulein, Verwundete und Priester.

Viele Jahre sind seit diesem Kampf vergangen und noch oft in der Nacht, wenn ich an diese vergangenen Dinge denke, meine ich das große Getöse dieser Stadt zu hören, dieses endlose Geschrei, diese Kanonenschüsse, die hinter einander kommen und die alten baufälligen Gassen erschüttern, mit ihren rothen Blitzen über die spitzen Giebel und zwischen den hohen dunkeln Thürmen heraus. Der Widerschein des Geschützfeuers lief über den Fluß, die Hunderte von hohen und niedern Fenstern waren hell erleuchtet; drin in den Gassen die Filzhüte, die sich die Gewehre zubieten, und unterhalb, in der großen steilen Gasse, unsre Grenadiere im Sturmschritt hinan, und die Kartätschen, welche sie zurückstäuben. Westermann im Galopp voraus, das sechste Husarenregiment mit seinen spitzen Tschakos, die Dolman und die Säbeltaschen fliegend im Wind, braust vorüber. Kurz ein wildes Gewimmel, mitten in der schwarzen Nacht, mitten durch den Feuerschein und das Krachen der Artillerie.

Als wir an der Ecke dieser großen Gasse ankamen, ergoß sich das Feuer aus allen Löchern und Lücken, wie aus geöffneten Kalköfen. Ein Flintenschuß wartete nicht auf den andern, und die Verwundeten schmiegten sich an die Häuser, zogen die Füße ein und kugelten sich, um nicht zermalmt zu werden, denn wir mit unsern Gäulen, Kanonen, Pulverwagen, waren die Schrecken dieser Unglücklichen. In solchen Augenblicken fährt man halt zu. Voran muß es, koste es was es wolle, und unter den schweren Rädern krümmen sich die Menschen wie die Würmer. „Vorwärts, vorwärts!“ Man hört nur die Kommandos der Offiziere. Ein Kamerad stürzt, aber man dreht nicht den Kopf nach ihm um.

Auf der halben Höhe der Gasse angelangt, vor einem Haufen von Fuhrwerken, von Karren, die in einander geschoben sind wie spanische Reiter und zu beiden Seiten bespickt mit Vendéer-Schützen, befiehlt man uns Halt zu machen und unsere Stücke zu drehen. Ein Bataillon Grenadiere von der Aube deckte uns, aber alles kam auf uns herunter, Ziegel, Kamine, Flintenkugeln. Wenn man an so schreckliche Augenblicke denkt und sich sagt, daß man da doch mit heiler Haut davon gekommen ist, so ruft man unwillkürlich aus: da hat dich Gott errettet.

Unsere ersten Salven stäubten die Wagenburg wie Stroh auseinander, sie flog in tausend Stücke. Zugleich schlugen die Grenadiere die Hausthüren mit Aexten und Pflastersteinen ein, um die Royalisten zu vertreiben. Das Gemetzel begann nun im Innern der Häuser, und unzählige Rufe: „Es lebe der König! Es lebe die Republik!“ kamen aus allen Fenstern und aus allen Stockwerken. Aus den Zimmern heraus vernahm man's, wie sie auf den Boden fielen und sich wälzten, die sich da drinnen mordeten. Nur unsere Kanonen waren noch lauter als dieser Tumult und übertönten auf eine Sekunde das Klagegeschrei, das Gewinsel und Kampfgeheul.

Die große Hauptgasse, die wir hinaufstiegen, war noch nicht der schlimmste Weg, alle die kleinen Gäßchen, welche in diese münden, sind so eng und steil, daß mehrere sogar in Treppen angelegt sind, und von dorther regneten die Kugeln aus diesen wurmstichigen und überhängenden Baracken, mit ihren kleinen Balkonen, Thürmchen und Erkerchen, die wie Tragkörbe oder Butten an sie angehängt sind, und aus welchen man mit den Händen zusammen langen kann. Diejenigen, welche den Befehl hatten, den Feind aus den Nestern dieser abscheulichen Winkel zu vertreiben, bestanden noch ganz andere

Gefahren als wir. Man warf ihnen Möbel, Oefen, Blumentöpfe und Schränke auf den Kopf, und zerstampfte sie wie in Mörsern. Auch wurde nach Verlauf einer Stunde die Wuth so ungeheuer, daß man keinem mehr Pardon gab und Frauen, Kinder, Greise ohne Erbarmen niedermachte.

Gegen den Markt hin hielten die Royalisten hinter ihren Kanonen wie die Palissaden Stand. Sie antworteten uns Schuß um Schuß und nach allen Seiten. Fensterladen und Schilde hingen in der Luft, von den Kugeln halb losgerissen. Zweimal erhielten wir den Befehl vorzugehen und uns diesem Platz zu nähern. Wir hatten schon viel Mannschaft verloren und die Grenadiere von der Aube ersetzten sie und halfen uns bei der Bedienung der Stücke. Das zweitemal kam Westermann selbst und rief uns zu: Vorwärts, tausend Donnerwetter! Er war bleich wie der Tod, hatte zwei Wunden und viel Blut verloren, seine Augen leuchteten. Man sah ihm nicht an, daß er etwas spürte, bloß, wie er uns so wüthend zuschrie, fiel er ohnmächtig um. Man legte ihn hinter einem Haufen Pflastersteine zu Boden, und alle glaubten er sei todt, aber eine Minute nachher sprang er von selber wieder auf, nahm seinen Gaul an der Mähne, schwang sich auf und galoppirte gegen den Markt, gegen welchen wir auch schon im Anzug waren.

Je mehr ich an diese Sachen denke, desto mehr muß ich glauben, daß die Wuth des Gemetzels die Menschen wahnsinnig macht; sie fühlen nichts mehr, weder Hieb noch Schuß, weder zerbrochene Glieder noch Blutverlust, weder Hunger noch Ermattung aller Art. Für gewöhnlich wäre man hin vom hundertsten Theil dieser Leiden, aber in der Schlacht muß man auf Einen Schlag todt sein, wie eine Katze, sonst fällt man nicht um. Vielleicht sterben deßwegen so viele

auf dem Heimweg von einem Feldzug. Der Krieg hielt sie noch aufrecht, aber so wie der Todtschlag aufhört, verläßt sie die Kraft.

Die schreckliche Schlächterei, die Salven, die Angriffe, die Rückstöße dauerten ununterbrochen sechs Stunden. Die Hauptsache war, die Vendéer auf dem Markt oder Ring zusammenzupressen und sie da zu halten bis zu Kleber's Eintreffen. Marceau ließ alle einmündenden Gassen besetzen, aber um jedes Haus begann ein neuer Kampf. Dreimal hatte man unsere Protzkästen frisch füllen müssen. Gegen Mitternacht kam Befehl, das Feuer einzustellen. Alle Hauptpunkte waren erobert, die Royalisten hatten nichts mehr als diesen Platz, der von alten Hallen unter Säulengängen umgeben war. Und in diese alten Gebäude waren Frauen, Priester, Marquisen und Gräfinnen zusammengedrängt, mitten zwischen Gäulen und allem, was von ihrem großen Schiffbruch übrig war.

Wir hatten ungefähr zwei Stunden Ruhepause und jedem grauste es vor dem Wiederanfang. Unsere Kanonen waren festgefahren zwischen Pflastersteinen und Leichen. Trotz der Müdigkeit hatte man keine Lust zu schlafen, aber da man uns keine Zeit zum Abkochen gelassen, hatte alles Hunger, und jeder zog seine Provision heraus; denn die Vertheilung hatte sieben Stunden vorher in Foulletourte stattgehabt, und man war nun froh an seinem Laib, der auf den Ranzen geschnallt war. Die Gasse hinab hatten auch einige Kameraden auf den Vendéern Branntweinflaschen gefunden und in ihren Zwilchsäcken Zwiebel und Salz.

Jeder paßte auf und faßte von seinem Posten aus die Bewegungen des Feindes in's Auge. Schwere Wolken bedeckten den Himmel, aber von Zeit zu Zeit brach der Mond hervor und entdeckte uns die dunklen Massen, die auf dem

Platze geschichtet standen und alle Fenster rings um denselben erfüllten. Es war kein Schuß mehr gefallen. Von Zeit zu Zeit erhob sich zwischen dem „Wer da?“ unserer Posten und dem Schritt unserer Runden eine Art großen Getöses in der Ferne, aus dem Innern der obern Stadt. Man hätte es für Windstöße halten können, aber andern Tags erfuhr man, daß das allemal wieder der Abschub derjenigen war, welche sich auf der Straße von Laval davon machten. Denn da wir die Sarthe nicht in unsern Händen hatten, hatte Marceau diese Straße nicht besetzen und ihnen abschneiden können.

Zwischen drei und vier Uhr Morgens erhob sich das Gerücht, Kleber sei jetzt da. Man glaubte, nun werde der Angriff wieder losgehen, aber er begann erst, als es ein bischen hell wurde. Zuerst machte man hinter uns alle Straßen frei, um die Reiterei durchlassen zu können. Ich für meinen Theil glaube, die andern hatten genug, und von Mitternacht, von dem Augenblick an, wo man aus Müdigkeit auf beiden Seiten zu kämpfen aufhörte, hat wohl ein guter Theil von ihnen, die Weiber und Priester verlassend, die Straße nach Laval eingeschlagen, ohne von seinen Führern Abschied zu nehmen. Das glaube ich deßhalb, weil, als um fünf Uhr herum, da die hohen Dächer sich in der Luft abzuheben begannen, plötzlich das laute Commando: „Vorwärts marsch!“ erschallte, der entsetzliche Widerstand, auf welchen man gefaßt war, nicht einmal eine Viertelstunde währte. Westermann an der Spitze der freien Jäger von Kastel, kam im Sturmschritt von einem Ende der Straße bis zum andern an uns vorbei. Wohl fingen sie aus den Fenstern noch einmal zu schießen an, und einige Kartätschenladungen streckten uns noch ganze Reihen nieder; aber in weniger als zehn Minuten waren wir doch auf dem Markt.

Wir unserseits hatten Befehl, der Sturmkolonne im Galopp zu folgen und uns gegenüber den Hallen aufzustellen, aber die Hallen waren verlassen, und da fand sich nichts mehr als zusammengeschossene Kanonen, leere Pulverwagen, verwundete Pferde und arme Menschen, die sich nicht wehrten und die man ohne Verzug niedermachte. Der ganze Platz lag voll Haufen von Leichen, und Westermann zog sofort ab mit den Husaren des 6. auf der Straße nach Laval zu Verfolgung der Flüchtlinge.

Wenn ich sagen würde, wir haben die nicht umgebracht, die sich in den Häusern verschlupft hatten, und daß wir sie haben entkommen lassen, damit sie uns später füsiliren könnten, und daß von jenen Unholdinnen, welche Säcke zum Beutewegschleppen mit sich trugen, und sich nicht schämten, den Verwundeten den Garaus zu machen, viele verschont worden seien, so müßte ich lügen. Zwar wir Kanoniere, die wir bei unsern Stücken Wache halten und für den Fall eines Angriffs gerüstet bleiben mußten, hatten mit alle dem nichts zu thun. Aber die Kameraden von Cherbourg und von anderswoher, die ihre Brüder hatten zerhacken und zu Hunderten niederschießen sehen müssen, die rächten sich. Man hörte Schreie von allen Seiten, und was für Schreie! Was wollt ihr? der Krieg ist der Krieg: Blut, Thränen, Brand und Plünderung. Wehe denen, welche ihn beginnen und denen zumal, die ihn gegen ihr Vaterland führen. Alle diese Greuel fallen auf sie zurück. Sie allein sind dafür vor dem Menschengeschlecht und vor dem höchsten Wesen verantwortlich.

Die Generale ließen den Generalmarsch schlagen. Kleber, Marceau, die Volksvertreter Prieur, Turreau, Bourbotte versuchten alle, dem Morden ein Ende zu machen. Sie sprachen von Gesetz und Gerechtigkeit, um die Wuth der Soldaten zu mildern. Aber nehmt an, wir hatten mehr als hunderttausend

Mann in diesem erbärmlichen Vendéerkrieg verloren; seit fast einem Jahr hatten wir alle Entbehrungen ausgestanden, und während Preußen, Oesterreich, Deutschland, Italien, Spanien, England, Holland, mit einem Wort ganz Europa, unser Land anfiel, waren wir genöthigt, auf Tod und Leben mit denen zu kämpfen, die uns gegen die Fremden hätten helfen sollen, Frankreich aber vom Rücken her überfielen. Man gedenke alles dessen, und dann sollen die schweigen, welche den Republikanern Grausamkeit vorwerfen. Im Herzen müssen sie uns selber zugeben, daß das Recht auf unserer Seite war, und daß wir wohl daran thaten, unsere Pflicht zu erfüllen gegen das Vaterland und gegen uns selbst.

XII.

Nach dieser furchtbaren Niederlage der Vendéer ruhte die Armee zwei Tage in Le Mans aus, aber Westermann, einer der größten Reitergenerale, die wir gehabt haben, ließ den Feind nicht mehr los, der sich herwärts Laval wieder hätte sammeln können; trotz der Dezemberkälte und trotz seiner Wunden verfolgte er die Banditen in alle Dörfer; seine Husaren metzelten unbegreiflich große Massen von ihnen nieder. In Laval stürzten sich die Weiber der Patrioten auf die Flüchtlinge und verhafteten sie. Das von den Royalisten nach dem Tag von Entrames vergossene Blut ihrer Männer und Kinder schrie nach Rache. Die bretonischen Bauern mischten sich auch drein; die armen Teufel hatten die Schrecken des Bürgerkriegs, die Unverschämtheit der Vendéer, ihre Völlerei und ihre anderen Laster mit angesehen und empfingen sie dafür mit Heugabeln und Sensen.

„Pack dich, Räuber, und laß dich anderswo hängen!

pack dich und schieße Christen von hinten nieder, während du deinen Rosenkranz betest! pack dich! Elender!“

Die Marquisen, die Gräfinnen, die Führer in Weiberröcken, die Priester sonstwie verkleidet mochten flehen und bitten, wie sie wollten, man trieb sie auf die Heerstraße hinaus und dort kamen die Husaren mit ihren blutigen Säbeln:

„Da sind sie, da sind sie!“

Herrgott! möchte das doch allen zur Warnung dienen, welche so von Gott verlassen sind, daß sie sich gegen ihr eigenes Vaterland empören, möchten sie daraus entnehmen, daß es den Lasterhaften auf die Dauer nie gut gehen kann, und daß im Unglück alles über sie herfällt.

Als wir fünf Tage darauf in der Umgegend von Ancenis ankamen, wo die Ueberbleibsel dieser Elenden über die Loire setzen wollten, und Bretter, Dauben, Fässer und die Fußböden der Häuser zusammenbanden, die sie zerstörten, um Flöße zu machen, fanden wir die Husaren Westermanns auf den Höhen von La Cornouaille jenseits Candé. Alle hatten Ringe, Ohrringe, Armbänder, seidene Tücher, goldene Kreuze, die einen an den Fingern, die andern am Säbelkorb oder in den Taschen; ihre kleinen Patrontaschen waren ganz vollgepfropft, und die Schlingel schneuzten sich nur noch in Spitzensacktücher. Danach kann man nur mit Schrecken dran denken, was aus den Marquisen und Herzoginnen geworden war.

Die Volksvertreter Bourbotte und Turreau kauften viele von diesen kostbaren Gegenständen auf und schickten sie an den Konvent; ein großer Theil der Reiter machte sie sogar der Republik zum Präsent, denn diese war arm und brauchte Geld, da sie auf allen Seiten von den Despoten angegriffen war.

Jetzt aber wurde es offenbar, was an diesen berühmten Royalistenführern war, an diesem Henri de La Rochejaquelin,

an diesem Sapinaud, Laville=Beaugé, Langerie und anderen Vertheidigern von Thron und Altar. Gewiß hatte sich die große Masse der Vendéer Bauern, und hatten sich besonders die Chouans, welche in Laval zu ihnen gestoßen waren, gegen Frankreich versündigt, sie hatten sich auch gegen Weib und Kind versündigt, indem sie ihre Existenz auf's Spiel setzten, um die Nation zu bekämpfen, das ist klar! Sie handelten nicht wie ehrliche Männer und gute Franzosen; aber die Unwissenheit, die Dummheit, in der man sie seit Jahrhunderten von Vater auf Sohn erhalten hatte, war schuld daran, die armen Tröpfe wußten nicht, was sie thaten, sie verdienten Verzeihung. Die andern dagegen, diejenigen, welche sie über die Loire hinüber=geschleppt hatten, verdienten kein Erbarmen; diese Adeligen, diese Priester, welche, um ihre Vorrechte zu vertheidigen, so viele Tausende verblendet, ihnen die Vernichtung ihrer Brüder gepredigt und zur Belohnung das ewige Leben versprochen hatten, das waren die wahren Schuldigen; das waren die, welche die Verantwortung für diese Empörung tragen mußten, das waren die Leute, die sich bis zum letzten Mann hätten aufopfern müssen, um Gnade für Weiber, Kinder, Greise zu erwirken; das waren die Männer, welche in dieser verzweifelten Lage, in der Erkenntniß, daß alle Hilfsmittel erschöpft waren, daß die Loire durch Regen und Schnee ausgetreten war, daß man keine Brücke bauen und nicht alles mehr in Sicherheit bringen konnte — das waren diese Adeligen, welche sich damals hätten aufopfern und direkt vor den Repräsentanten des Volks stellen müssen, um ihnen zu sagen:

„Wir sind die und die. Wir sind von der adeligen Rasse der Eroberer und haben uns eurer Republik nicht unterwerfen wollen; wir haben diese ganze Heerde Unglücklicher gegen euch geführt; wir haben sie betrogen! Jetzt seid ihr die Stärkeren!

Wohlan, seid großmüthig, schonet jener, es sind Kinder des Volks, wie ihr. Nehmt unsere Köpfe und laßt's damit genug sein! Möge Frankreich sich seiner neuen Gesetze erfreuen und für die Männer von Herz wenigstens einige Achtung bewahren, welche die Vorrechte ihrer Rasse gegen alle vertheidigt haben und stolz und muthig gestorben sind, um ihr Heer zu retten!"

Hättet ihr nicht so gehandelt? Ich frage den nächsten Besten: dich, Soldat! dich, Arbeiter! dich, Bauer! euch alle, die ihr nicht zur adeligen Rasse gehört, die ihr für alle nur die Gleichheit vor dem Gesetz verlangt ... wäre euch der Gedanke nicht gekommen? Ja, ich glaub' es bestimmt; der Tod will nichts heißen, wenn man seine Pflicht erfüllt; man braucht nicht adelig zu sein, um ihn zu verachten. Hier sitz' ich alter Mann und hebe die Hand zum Himmel empor, daß ich nicht einen Augenblick geschwankt, daß ich mein Opfer freiwillig dargebracht hätte.

Nun hört! Als wir von La Cornouaille nach Maumusson, einem großen Flecken, marschirten, in dessen Nähe Glashütten wie bei Meisenthal standen, eröffnete unser Vortrab das Feuer vor Ancenis und im gleichen Augenblick fuhr eine Barke über die Loire; in dieser Barke, der einzigen, welche die Vendéer in der Gegend hatten auftreiben können — denn bei ihrem Anmarsch hatte man alle Boote auf's linke Ufer dirigirt, um sie an der Rückkehr in ihr Bocage zu hindern — in dieser Barke setzten der Generalissimus Henri de la Rochejaquelin, Stofflet, Sapinaud, Laville-Beaugé, Baugiraud, de Langerin und einige andere Führer über den Fluß, angeblich um zwei große, mit Heu beladene Fahrzeuge, welche vor der Stadt ankerten, zu holen und mittelst derselben alles zu retten. Die Royalisten selber erzählen das in ihren Büchern: Generale, die in Person fortgehen, Barken zu holen, anstatt einen Offizier

und ein paar Soldaten mit dieser Sendung zu betrauen! Muß man da nicht mitleidig lächeln, zumal wenn man hört, daß diese tapferen Männer, sobald sie auf dem andern Ufer angekommen waren, einem Wäldchen auf Schußweite zuliefen und verschwanden, ohne sich umzusehen, und daß von da an die Unglücklichen, welche sie im Stiche ließen, nichts mehr von ihnen hörten.

Von unsrer Stellung aus, am Ufer eines Bachs zwischen zwei Hügeln, konnten wir das traurige Schauspiel nicht mit ansehen, und ich bin recht froh, ich hätte mein Leben lang die widerliche Erinnerung daran nicht mehr losgekriegt.

Die Geschichte verlief nemlich so: Die unglücklichen Vendéer, Männer, Weiber, Kinder, Greise, am Ufer der Loire zusammengedrängt, begriffen jetzt, welches Loos ihrer harrte; ein Kanonenboot, das von Nantes kam, eröffnete bereits das Feuer auf ihre Flöße, alles sank unter; sie sahen ihr Bocage am jenseitigen Ufer, ohne Hoffnung, dahin zurückzukehren; sie fielen einander in die Arme, schrien und jammerten:

„Es ist aus! Wir sind verloren!“

Es war herzzerreißend!

Wir brauchten uns nicht mehr zu beeilen; die Divisionen, die einander nach eintrafen, wurden rings um den Platz her aufgestellt. Es galt noch einen Straßenkampf auszufechten. Am 17. Dezember, Abends, ließ Westermann zwei Geschütze auf einem Hügel aufführen und einige Bomben aufs Gerathewohl in die Stadt werfen. Sofort ertönten alle Glocken und die Sturmglocke wimmerte bis Mitternacht. Eine Abtheilung Vendéer wollte sich gegen Varades zu flüchten; das hatte sich Westermann gleich gedacht. Er verfolgte sie mit seinen Husaren, hieb sie zusammen und kam mit Tagesanbruch in dem Augenblick zurück, wo die letzte Kolonne der Royalisten Ancenis, auf unsrer Rechten, verließ. Man rührte sich nicht, um sie

abziehen zu lassen, sobald sie aber draußen waren, drangen die Husaren in die Stadt ein und säbelten ein hundert Nachzügler nieder; sie erbeuteten Vieh und Gepäck und sechs Sechzehnpfünder vor dem Rathhaus; die armen Unglücklichen ließen jetzt alles im Stich; ohne Führer, ohne jegliche Hilfe verloren sie auch den Muth.

Unsre Division machte sich zu ihrer Verfolgung auf. Westermann war ihnen fortwährend auf den Fersen und vertilgte ihrer, so viel und wo er konnte, in Touches, in Nort, in Blain. Am 20. Dezember machten sie Halt in Blain. Marceau glaubte sie endlich zu haben und mit Einem Streich vernichten zu können. Wir beschleunigten unsern Marsch durch Sturm und Schnee; als wir jedoch in Blain ankamen, wo Westermann uns erwartete, waren die Royalisten bereits auf der Straße nach Savenay abgezogen und hatten die Brücke eines ziemlich bedeutenden Flusses hinter sich abgebrochen. Man ging rasch dran, sie wieder herzustellen.

In Blain machte sich der Fürst Talmont mit Donissant, Desessart, Perault, Piron, Rostang und hundertfünfzig Offizieren und Frauen vom hohen Adel aus dem Staub, welche in der Barke La Rochejaquelin's keinen Platz gefunden hatten. Talmont wurde einige Tage später in Laval gefangen und vor seinem Schloß guillotinirt. Die Bauern dagegen wollten lieber als Soldaten mit den Waffen in der Hand sterben.

Sobald die Brücke wiederhergestellt war, setzten wir die Verfolgung fort. Seit elf Tagen marschirten wir barfuß auf dem gefrorenen Boden, in leinenen Hosen und zerfetzten Röcken, so sehr waren wir drauf aus, den Feind zu erreichen und zu vernichten.

Kleber stieß mit einigen frischen Truppen acht oder neun Stunden oberhalb Nantes zu uns. Wir sahen die Banditen

sich fortwährend zurückziehen; aber jetzt kam das Sumpfland immer näher, sie konnten nicht weit mehr fliehen. Am 22. Dezember, gegen fünf Uhr Abends, kamen wir fast gleichzeitig mit ihnen vor Savenay an, einem kleinen Städtchen voll alter Lehmhäuser, das für jene Gegenden als Wildpret-, Vieh- und Geflügelmarkt diente; es liegt auf einer damals von weiß bereiftem Ginster und Haidekraut bedeckten Anhöhe. Die Vendéer hatten ein Wäldchen herwärts von dem Ort besetzt und der General gab Befehl, sie sofort daraus zu vertreiben.

Unsre Geschütze wurden rechts von der Straße, die nach Nantes hinunterzieht, aufgepflanzt und die Vendéer zogen sich erst nach einem ziemlich kräftigen Widerstand in die Stadt zurück.

So dauerte das Geplänkel die ganze Nacht fort, denn der Feind hatte sich in den Gäßchen und Gärten ziemlich stark verschanzt. Es war eine trockene Kälte, die einem durch Mark und Bein ging. Ich hatte meine Füße, wie's viele Kameraden machten, mit Stroh umwickelt. Die Lagerfeuer funkelten wie Sterne; vorne briet man, hinten fror man zu Eis; niemand schlief.

Gegen Mitternacht ritt Kleber mit seinen jungen Leuten vom Generalstab bei uns vorüber; er hatte einen großen, grünen, mit Fuchspelz gefütterten Mantel an, und sein großer rothbrauner Backenbart glänzte wie Quecksilber. Er rief uns zu:

„Wie viel Ladungen habt ihr?"

„Achtzehn pro Geschütz," antwortete der Lieutenant, „die Protzkasten sind voll, General, aber das ist alles."

„Die muß man sparen," sagte Kleber. „Man muß halt mit Kolben und Bajonnet den Kehraus machen."

Dabei schaute er uns mit seinen großen hellgrauen Augen an, und erkannte jetzt offenbar seine alten Mainzer:

„Gelt ihr Leut!“ sagte er gut gelaunt, „das ist ganz dasselbe Wetter, wie vorigen Winter in Mainz.“

„Ja, General,“ antwortete Vater Some; „es war grad auch nicht warm, als wir an den Festungswerken von Kastel arbeiteten und die Karren über die Rheinbrücke schoben.“

Da zog Kleber einen seiner großen ledernen Handschuhe aus, die ihm bis an die Ellbogen gingen, und gab Some die Hand mit den Worten:

„Kameraden, die Menschenrechte bekommen die Oberhand und wir haben sie erstreiten helfen!“

Er war sehr gut aufgelegt, und wir riefen alle zusammen:

„Es lebe die Republik!“

Sofort ritt er weiter, um von Posten zu Posten die Linien zu visitiren, wie das am Tag vor einer Schlacht so seine Gewohnheit war.

Man kochte die Suppe vor Tagesanbruch ab, und sobald die bleiche Dezembersonne in der Richtung der Loire aufstieg, begann das Gefecht mit dem Geplänkel der Vorposten. Das mochte so zwanzig Minuten gewährt haben, als Westermann an der Spitze seiner Husaren und einer Schwadron Jäger einen Angriff auf die Briganten machte, die sich hinter Verschanzungen zurückzogen, welche sie über Nacht aufgeworfen hatten. Auf diesen Verschanzungen waren Kanonen aufgepflanzt; man mußte sie mit Sturm nehmen. Man ließ uns auf der Straße nach Nantes vorgehen, um sie von der Seite zu bestreichen, während man sie in der Fronte angriff. Wir hatten ein Bataillon Grenadiere zur Bedeckung. Allein der Feind merkte augenblicklich, was wir vorhatten, und richtete sein ganzes Feuer auf uns.

Jetzt galts unten auf der Straße Posto zu fassen und ihre Kanonade zu erwiedern; in ihrer Verzweiflung drangen

die Leute, trotz unserer Kartätschen und des Rottenfeuers der Grenadiere, die unsern rechten Flügel deckten, auf uns ein. Es gab einen furchtbaren Bajonnetkampf. Westermann kam in gestrecktem Galopp daher, um den Royalisten in die Flanke zu fallen; aber all das hätte sie gleichwohl nicht aufgehalten, denn sie kämpften mit unbeschreiblicher Wuth und wären bis zu uns vorgedrungen, wenn Marceau, der zwei Bataillone als Sturmkolonne formirt hatte, nicht geradewegs auf ihre Schanzen losmarschirt wäre. Da wandten sich unsere Angreifer sofort zu deren Vertheidigung, und diese Schanzen waren von morgens bis gegen Mittag der Gegenstand ununterbrochener Angriffe, denn kaum war eine Kolonne zurückgeschlagen, so kam eine andere und so fort.

Wir rückten immer weiter vor und mähten sie förmlich nieder, aber die Raserei dieser Leute war so groß, daß sie, anstatt uns zu erwidern, wie's die Kanoniere immer machen, weil man nicht umhin kann, sich vor allem zu rächen, sich lieber zusammenkartätschen ließen und auf die Angriffs-Kolonnen feuerten. Schließlich drang aber doch eine dieser Kolonnen in ihre Schanzen ein; Westermann's Reiterei kam gleich hinterdrein und wir griffen sie von der Seite an; jetzt ging das Gemetzel in den Schanzen, in den Gärten, in der Stadt, in den Feldern und Häusern, in der Kirche, kurz überall los.

Wir verloren da noch einige hundert Mann; es ging auch arg zu mit Schüssen, Kolbenstößen, Säbelhieben und Bajonnetstichen. „Keinen Pardon!“ war die Losung auf beiden Seiten. Weithin auf der schneebedeckten Ebene sah man nichts als rothe Platten, Haufen Todter, aber keine Verwundeten. In der Ferne sah man Husaren und Jäger wie der Wind hinter den Letzten dieser Unglücklichen herstürmen, die sich nach einem unabsehbaren Sumpf hin flüchteten.

Ich habe mir sagen lassen, daß ihrer zwei bis drei tausend durch diese Sümpfe entkamen; das ist möglich, denn wir waren müd vom Morden, und die Kavallerie kann's nicht wagen, in dem schlammigen Boden zu versinken; einige der Unglücklichen mögen also davon gekommen sein; das waren die letzten Reste der ungeheuren Heerde von hunderttausend Vendéern, welche zwei Monate zuvor über die Loire gegangen war. Die konnten ihren Kindern und Enkeln sagen:

„Wir haben den großen Krieg gesehen; wir haben Vater und Mutter, Brüder und Schwestern, Weiber, Kinder, Freunde, durch Hunger, Kälte, Strapazen und jegliche Noth auf den Heerstraßen zu Grunde gehen sehen; wir haben sie ohne Erbarmen von Republikanern niedermetzeln sehen, von denen sie kein Erbarmen wollten und für die sie keines hatten; wir haben die größten Greuel der Welt gesehen; aber was uns weher that, als all das, was uns das Herz zerrissen, was uns gebrochen, was uns in Verzweiflung, Schmach und Tod getrieben hat, das war, im Augenblick der höchsten Gefahr, die Fahnenflucht der Adeligen, die uns zur Empörung gegen Frankreich aufgestachelt hatten, und später die Niederträchtigkeit eines Bernier's, der sich vor dem ehemaligen Jakobiner Bonaparte beugte, um eine Bischofsmütze zu bekommen."

Damit ist der große Krieg der Vendée zu Ende.

Zwei Tage darauf zogen wir in Nantes ein. Eben hatte man dort fast gleichzeitig unsern Sieg bei Savenay und die Einnahme von Toulon erfahren, das die Engländer räumten, nachdem sie es in Brand gesteckt und alle unsere Schiffe fortgenommen hatten.

Soll ich euch die Begeisterung der Patrioten und Behörden bei unserem Einzug schildern! Kleber, Marceau, Westermann voraus, dann wir, barfuß, in leinenen Hosen, abgeschabten

Hüten, mit langen Bärten und unzähligen Narben und Wunden; die Trommelwirbel, die Hochs auf die Republik, die dreifarbige Fahne an allen Fenstern, die Frauen und Jungfrauen, die uns von den Balkonen herab zuwinken, die Menge, die uns umarmt, den Vorbeimarsch der den Royalisten abgenommenen Kanonen und Standarten; die Reden des Präsidenten Grachus und Scävola Biron's im Klub Port-Maillard; die Einladungen der Bürger, welche uns Arm in Arm in ihre Häuser zogen, die patriotischen Bankette u. s. w. u. s. w.?

Doch wozu solche Schilderung, alle diese Feste gleichen einander; wenn man eins oder zwei gesehen hat, hat man alle gesehen; nur daß die Patrioten von Nantes, nachdem sie seit einem Jahr zwanzigmal Plünderung, Mord und Brand riskirt hatten, über unsern Sieg gewissermaßen noch erfreuter waren, wie wir selber; um so mehr als das Kriegsgericht und das Revolutionskomitee, wo Goullin, Pinard, Grandmaison, Carrier und andre der Reihe nach zu Gericht saßen, die Begeisterung der Gemäßigten nicht erkalten ließen. Wir wurden also frisch ausstaffirt, von Kopf zu Fuß neu bekleidet und bei den Bürgern in der Stadt einquartirt.

Ich wohnte in einem Gäßchen, das auf die Wiesen von Mauves hinausführte, bei einem Flaschner, welcher von morgens bis abends sein „Ça ira! Ça ira!“ sang. Es war ein alter Mann mit einer großen runden Brille und sehr geschickt in seinem Fach; er sang eigentlich nur aus Angst, und seine Tochter, eine lange, bleiche Brünette, betete in einem fort. Der Alte lief in den Jakobiner-Klub, zitterte aber beim kleinsten Geräusch wie ein Hase. Die Kompagnie Marat hielt Haussuchungen; man brachte Verdächtige von Savenay, Montaigu und Tiffauges ein, in halbstundenlangen Zügen, und zugleich hieß es, Charette wiegle das Marais auf und fange den Busch-

krieg in der Gegend von Machecoul wieder an; das war aber so gut wie nichts im Vergleich mit dem, was wir erlebt hatten; das Rückgrat des Royalismus war gebrochen. Das Einfachste für sie wäre gewesen, sie hätten sich ruhig verhalten, denn wir brauchten sie nicht mehr zu fürchten.

Um diese Zeit wurde unsere Armee nach den Bedürfnissen der Republik zerstreut. Das Bataillon der Saône und Loire wurde mit dem ersten und zweiten der Allobroger-Legion gegen Charette geschickt; die 32. Halbbrigade, das ehemalige Regiment Bassigny, die 57. von Beauvais und die 72. von Vexin gingen zur Ost-Pyrenäen-Armee ab. Wir waren mit den 72gern seit Mainz im Feld gelegen und schlossen unter Thränen Brüderschaft mit ihnen, als es ans Scheiden ging. Die 13. Halbbrigade blieb als Besatzung in Nantes. Ich war sehr froh, als Serschant wieder meinem alten Paris- und Vogesen-Bataillon zugetheilt zu werden.

Von der Sektion der Lombarden waren nicht mehr viel alte Kameraden übrig; der kleine Rest behielt aber fortwährend dieselbe gute Laune, und das waren die Lieblinge Lisbeths, welche nur per „meine Pariser“ von ihnen sprach! Ich besuchte sie, Marescot und den kleinen Cassius täglich. Marescot war kurz zuvor von seiner Kompagnie zum Lieutenant vorgeschlagen worden, und das hatte er durch seinen Muth und durch seine schöne Haltung in dem Treffen von Entrames auch verdient. Er hatte aber keine Lust, die Wahl anzunehmen, da ihm sein Geschäft ein besseres Einkommen sicherte; aber Lisbeth ließ ihm keinen Augenblick mehr Ruhe; sie wollte Officiersgattin werden, und schließlich sagte ich zum Schwager:

„Hör’, thu’ was deine Frau will. Ich kenne sie, sie macht dir sonst das Leben sauer; es ist ein ehrenkäsiges Weib, wie die Mädchen in den Baracken am Walde alle sind.“

Er lachte und als seine Bestallung kam, war's ihm doch auch recht, daß er avancirt war. Lisbeth fragte mich von da an täglich, ob ich's auch nach Hause geschrieben habe, daß sie eine Officiers-Frau sei; das ließ ihr keine Ruhe. An ihrem Geschäft lag ihr nichts mehr, denn im letzten Jahr hatte sie mittelst einiger Schnäpse die ganze Beute des Bataillons an sich gebracht: Ringe, Ohrringe, Armbänder, goldgestickte Fahnen, alles hatte sie in ihrem Sack, und als sie mir einmal ihren Schatz zeigte, sagte sie, was für ein Frauenzimmer stark genug war, das in seiner Jugend auf der Landstraße hinter den Wagen her die Hand ausgestreckt hatte:

„Schau, Michel, wenn's wieder Herzoginnen gäbe, könnt' ich auch Herzogin werden. Und ich hätt' es erst noch besser verdient als die alten, denn ich hab' den Krieg mitgemacht und alles, was ich konnte, selber ergattert. Die andern haben alles schon vorgefunden, wie sie auf die Welt kamen, ich komme durch meinen Muth und mein Glück voran. Das ist alles für Cassius. Zum Officier haben wir's bereits gebracht; das Uebrige wird sich finden."

Es ist was Schreckliches um die Eitelkeit der Weiber; Lisbeth hätte es ganz in der Ordnung gefunden, wenn die Republik sechsmalhunderttausend Menschen geopfert hätte, um sie zur Herzogin zu machen. Hätt' ich nicht gewußt, wie ungebildet und dumm sie war, es hätte mich im Innersten empört; aber wie kann man einem so beschränkten Wesen böse sein? Man kann höchstens die Achseln zucken, wenn man sie so reden hört.

Was mir schwerer fiel, war, jeden Morgen die Verurtheilten am Haus vorüberkommen zu sehen, die man von dem Bouffay-Thurm auf die Wiesen von Mauves führte. Es schneite immer fort, und der Anblick der langen Reihe von Karren, auf welchen

die Unglücklichen halbnackt, die Hände auf den Rücken gebunden zähneklappernd saßen, machte einem das Blut erstarren. Da der Schnee tief lag, hörte man kein Geräusch in der Straße, höchstens hie und da das Wiehern eines Pferdes oder das Säbelklirren der Bedeckungsmannschaft; alles ging ganz still vor sich, als ob Schatten vorüberhuschten. Der alte Flaschner, seine Tochter und ich, wir rührten uns nicht hinter den kleinen runden Scheiben; die Tochter betete, und der Alte seufzte tief auf. Ach, wie manchen hab' ich so vorüber fahren sehen, Männer und Weiber, Alte und Junge, Adlige und Priester! Und immer fielen mir dabei die Karren ein, die wir vom St. Nikolasthor nach dem Gefängniß in Nancy escortirt hatten, als der General Bouillé so viele Unglückliche, welche nur, und zwar mit Recht, ihren Sold verlangten, ohne Vertheidigung erschießen, hängen und lebendig rädern ließ.

Carrier vollstreckte die Befehle des Konvents, Bouillé vollstreckte die des ehemaligen Hofs. Die Royalisten verfluchen Carrier seit fünfundsiebzig Jahren, man muß aber nicht so schreien, wenn man selber das Beispiel zu allen Grausamkeiten gegeben hat. Die Kriegsgerichte, welche ihr Urtheil in Bausch und Bogen fällen, sind für die Republikaner so gut, wie für die Royalisten, nur daß die Republikaner anno 93 zum erstenmal davon Gebrauch machten, und die andern, die es seit Jahrhunderten so gemacht hatten, jetzt merkten, daß es weh that. Auch muß man sagen, daß Herr von Bouillé, welcher das Gesetz verletzte, da das Rädern abgeschafft war, den Beifall Ludwig XVI. und Marie Antoinettens fand, und der Mann ihres Vertrauens wurde, während es Carrier, den Erfinder der Massen-Ersäufungen, den Kopf kostete, daß er seine Weisungen überschritten hatte; und dann darf man nicht vergessen, daß, wenn wir durch all die Verräthereien besiegt worden wären, die

Galgen, — die man unter dem alten Regime Hochgerichte nannte — von einem Ende des Königreichs bis zum andern voller Patrioten gehangen hätten; der Braunschweiger hatte uns davon in Kenntniß gesetzt.

Das alles will sagen, daß die Menschen gleich sind, und daß man darauf gefaßt sein muß, daß uns die andern thun, was wir ihnen gethan haben.

Ueber diesen schrecklichen Scenen vergaß ich die Heimat nicht, und da ich unsern Sieg bei Savenay an Margreth gemeldet und sie um Nachricht gebeten hatte, aber keine kam, so wuchs meine Unruhe von Tag zu Tag; ich bildete mir ein, Elsaß und Lothringen seien von den Preußen und Oesterreichern besetzt, und wiederholte mir immer:

„Pfalzburg ist gewiß belagert; sonst hätte mir Margreth Antwort gegeben!“

Ich sah die Drohungen Valentins zur Wahrheit geworden: Die Baracken in Flammen, Meister Hans, Letumier, meinen Vater und alle meine Freunde gezwungen, sich in den Wäldern zu verbergen. Trotz dem letzten Konventsberichte, welcher meldete, daß Hoche und Pichegru die Offensive wieder ergriffen hätten, war ich in einer wahren Verzweiflung, bis ich endlich nachstehenden Brief von Chauvel erhielt, der mir viel gute Nachrichten brachte und ein mächtiger Trost war. Ich hab ihn jetzt wieder nicht ohne Rührung lesen können; er ruft mir eine ruhmreiche Zeit ins Gedächtniß, und mag schicklich den dritten Theil meiner Geschichte beschließen.

An Michel Bastian, Serschant in der Artillerie-Kompagnie des ersten Bataillons Paris und Vogesen, 13. leichte Halbbrigade.

Landau, am 6. Tag der 3. Dekade des 4. Monats,

Jahr II der Einen und untheilbaren französischen Republik.

„Mein lieber Michel!

„Wir haben einen harten Feldzug hinter uns; das Jahr I wird in der Geschichte der Völker mitzählen.

„Ich habe alle deine Briefe an Margreth mit Vergnügen gelesen und mir hundertmal vorgenommen, dir zu antworten; wir hatten aber so viele Feinde zu bekämpfen, wir waren nach innen wie nach außen von so großen Gefahren bedroht, daß ich immer fürchtete, dir entweder zu viel Vertrauen in die Zukunft zu zeigen oder dich zu entmuthigen. Heute haben die Angelegenheiten der Republik eine Wendung zum bessern genommen; unsere Feinde sind zurückgeschlagen. Sie werden wiederkommen; das thut nichts! wir haben Zeit auszuschnaufen und uns auf ihren Empfang vorzubereiten.

„Du weißt ich betrachte dich als meinen Sohn und, mag's gehen wie's will, es liegt mir daran, daß deine Kinder, die auch die meinigen sein werden, wissen, was ihr Großvater unter so schwierigen Umständen gethan hat; das schönste Erbtheil, das wir unsern Kindern hinterlassen können, ist das Beispiel unserer Vaterlandsliebe und unseres Muths. Sonst kann ich ihnen nichts geben, ich hoffe, es wird genug sein.

„Margreth hat dir in ihrem letzten Brief gemeldet, daß wir, Sain-Just, Lebas, Renki, Berger und ich, im Weinmonat durch Pfalzburg gekommen sind. Wir kamen von Metz, wo wir die Arsenale visitirt hatten, und gingen nach Straßburg. Das war eine kritische Zeit damals und Gefahr ringsum. Nach der Einnahme von Mainz und Valenciennes, dem Verrath von Toulon, unsern Unfällen in der Vendée, den Manövern Pitt's, um uns die Lebensmittel wegzukapern, dem beständigen Fallen der Assignaten, der Hungersnoth auf dem Land in Folge des

Mangels an Arbeitskräften — nach alle dem war der Konvent gezwungen, energische Maßregeln zu ergreifen, für welche ich stets gestimmt habe, weil sie gerecht und durch die Lage der Dinge geboten waren. Er hat den Wohlfahrtsausschuß wieder erneuert, der mit der Zeit zu lässig geworden war; er hat Marie-Antoinette und die Girondisten vor das Revolutionstribunal gestellt; er hat die Suspension der Verfassung und den Revolutionszustand bis zum Friedensschluß verkündigt; er hat das permanente Aufgebot aller Bürger vom achtzehnten bis fünfundvierzigsten Lebensjahr für das Heer und das aller Pferde für die Armee, die Naturalleistung der Steuern zum Unterhalt der Truppen und die Einsetzung eines Revolutionsausschusses in jeder Gemeinde, behufs Berichterstattung über reaktionäre Umtriebe an den allgemeinen Ueberwachungsausschuß, dekretirt; er hat das Maximum für die nothwendigsten Lebensmittel, für Tag- und Arbeitslöhne, den Zwangskurs der Assignaten, die Entsendung der Volksrepräsentanten in die Departements zur Beschleunigung der Aushebung und der Aufnahme der Waffenvorräthe, sowie ihre Abordnung zu den Armeen angeordnet, um die Generale zu überwachen und das Beispiel der Aufopferung für's Vaterland zu geben... Und an alledem war's noch nicht genug!

„Allerdings war viel damit gewonnen; die Republik wurde gerettet; der Sieg von Wattignies, der von Cholet und die Wiedereinnahme Lyons zeigten, daß wir auf dem rechten Wege waren. Alle unsere Verluste kamen von der Verrätherei oder der Unfähigkeit der Generale der Monarchie, die wir unklugerweise beibehalten hatten; alle Aufstände im Innern kamen von der Widersetzlichkeit der ehemaligen Abgeordneten zur verfassungs- und zur gesetzgebenden Nationalversammlung, welche das unwissende Volk — Dank den Machenschaften des Girondisten-

Ministers Roland! — aus seinen Feinden gewählt hatte, und von den alten Beamten, welche an den fetten Pensionen der königlichen Schatulle und des rothen Buchs hingen. Man mußte also diese Generale durch jüngere aus dem Volk ersetzen und die als föderalistische Republikaner verkleideten Royalisten unschädlich machen.

„Das war unsere Aufgabe im Elsaß.

„Dort war die Gefahr dringend. Gleich nach eurem Abmarsch von Mainz in die Vendée hatten unsere schwachen Armeen am Rhein und an der Mosel hunderttausend Oesterreicher und Preußen auf dem Hals, und mußten sich zurückziehen: die Rheinarmee auf die Weissenburger Linien, die Moselarmee an die Saar; der Feind stand zwischen beiden; er konnte in Lothringen einbrechen. Es galt den Versuch einer Vereinigung; leider waren die Gegner zu stark; der Feind schlug uns bei Pirmasens, zwang uns das Lager von Hornbach zu räumen und bemächtigte sich der Weissenburger Linien.

„Als wir im Weinmonat hinkamen, hatte sich die Rheinarmee bis Saverne und die Moselarmee bis Saargemünd zurückgezogen; die Preußen standen in Lothringen, die Oesterreicher im Elsaß; Hagenau hatte ihnen seine Thore geöffnet. Fort Vauban war genommen, Landau seit drei Monaten belagert. Das ganze Land war von Kapuzinern, Eidweigerern und Emigrirten überschwemmt, welche, in der Hoffnung aus unsrem Land eine Vendée machen zu können, offen den Bürgerkrieg predigten; die Straßburger Behörden konspirirten mit dem Feind, um ihm die Festung auszuliefern.

„Du siehst, Michel, daß die Lage nicht besonders günstig war.

„Der Wohlfahrtsausschuß hatte kurz zuvor Hoche zum Obergeneral der Mosel-, Pichegru zum Obergeneral der Rheinarmee ernannt; man wußte noch nicht, was diese Generale

leisten konnten. Preußische Streifkorps gingen bis auf die Höhen von Dosenheim und Saint-Jean-des-Choux vor; Petite-Pierre und Bitsch waren eingeschlossen und unsere Truppen entmuthigt; da mußte Wandel geschafft werden.

„Saint Just, Lebas und ich, wir begriffen sofort, daß man da fest anpacken müsse. Meine beiden Gefährten sind die besten Freunde Robespierre's, junge, sehr gebildete, ruhige, ja kalte Männer, welche die Dinge sehen, wie sie sind, und vor Gewaltsmitteln nicht zurückschrecken. Ich selber bin neben ihnen weichherzig; ich hab' oft gedacht, daß die Menschen mehr Mitleid als Zorn verdienen.

„Als wir nach Saverne hinunterfuhren, waren wir entrüstet über den Anblick der Noth und des Elends, worin man die Vertheidiger des Vaterlands verkommen ließ. Der Donon und der Schneeberg waren schon weiß, es blies ein naßkalter Wind über die Ebene, und da lagen unsre Bataillone vor uns im Dreck, ohne Zelte, ohne Schuhe, ohne Mäntel. Wir hatten eine Zusammenkunft mit Pichegru, einem schlitzohrigen, dicken Bauernschädel auf einer Generalsuniform; er gab uns alle nöthigen Aufschlüsse über seine Armee. Von dort nahmen wir eine Eskorte mit, denn die feindlichen Rekognoszirungskorps gingen bis Marmoutier, Wasselonne und weiter vor; überall hatten wir dasselbe Bild des Mangels und der Noth vor uns: Kavallerie-Pferde unter Schuppen stehend, ohne Stroh, ohne Heu, ohne Decken; die Soldaten auf den Aeckern herumbummelnd, um Wurzeln auszugraben, oder auf die Gefahr eines Ueberfalls hin durch die verlassenen Dörfer streifend.

„Das wunderte uns um so mehr, als die Repräsentanten Milhaud und Guyardin, die vor uns hergeschickt worden waren, im Elsaß eine Revolutions-Legion errichtet hatten, wie solche auf all den andern bedrohten Punkten zur Verproviantirung

der Truppen organisirt sind; Legionen, die von einem ambulanten Gericht begleitet sein mußten, welches Streitigkeiten zwischen Bürgern und Requisitionsmannschaften sofort zu schlichten hatte. Diese Leute erfüllten ihre Pflicht sehr schlecht! und bei unsrer Ankunft in Straßburg konnten wir, trotz den Versicherungen der Behörden, daß alles sehr gut stehe, sofort bemerken, daß sich das gemeine Volk in einem elenden Zustand befand, und die Aristokraten in Saus und Braus lebten; daß die Soldaten ohne warme Kleidung, ohne Zucht und ohne Führer, die Posten schlecht bewacht und die Thore bis Mitternacht offen waren: was alles auf das Einverständniß der Civil- und Militärbehörden mit dem Feinde schließen ließ.

„Der Neffe des österreichischen Generals Wurmser wurde in der Festung verhaftet und als Spion nach Paris gebracht. Der Oberst, ein Rittmeister und der Adjutant des zwölften Reiterregiments, bei welchen man weiße Kokarden vorfand, wurden sofort vor der Fronte ihres Regiments erschossen. Nachdem wir die Rechnungen geprüft, die verschiedenen Verwaltungen, namentlich den Dienst in den Spitälern, wo die unglücklichen Verwundeten dem Hundert nach verfaulten, genau inspizirt und uns dabei überzeugt hatten, daß die betreffenden Requisitionen von Früchten und Brennholz nicht geliefert und Einkäufe von Lichtern zu sieben Livres per Pfund verrechnet worden, daß es aber unmöglich war, auch nur den kleinsten Beweis für eine patriotische Aufsicht und Thätigkeit Seitens der Behörden beizubringen, legten wir den Straßburger Protzen eine Kontribution von neun Millionen auf, sintemal laut Decret des Konvents die Reichen den Unterhalt der zu ihrer Vertheidigung bestimmten Garnisonen zu bestreiten haben; denn: „wenn das Volk für's Vaterland sein Blut in Strömen vergießt, so können die Reichen wohl ihr Gold hergeben!“

„So sprach Danton, und ich bin ganz seiner Meinung.

„Die Leute erhoben ein schreckliches Geschrei; da jedoch die Guillotine daselbst in Permanenz war, zahlten sie am festgesetzten Tag bei Heller und Pfennig. Wir verwendeten fünfmalhunderttausend Livres zur Unterstützung der Armen, welche Hungers starben, weil ihre Söhne bei der Armee standen, und den Rest des Gelds zur Beschaffung der rückständigen Requisitionen.

„Außerdem verordneten wir, daß die Straßburger Gemeindebehörden binnen vierundzwanzig Stunden zweitausend Betten für die kranken und verwundeten Soldaten bereit halten, und daß Letztere auf der Stelle mit aller, der Tapferkeit schuldigen Rücksicht und Achtung verpflegt werden sollten; ferner, daß die Chirurgen mit Pferden zu versehen seien, um ihre Krankenbesuche zu machen; ferner, daß ohne Verzug zehntausend Paar Schuhe und zweitausend Mäntel nach Saverne abgesendet werden sollten, um die Vaterlandsvertheidiger durch anständig warme Kleidung gegen die Kälte zu schützen; ferner, und weil die Behörden durch diese gerechten, nothwendigen und patriotischen Maßregeln, anstatt in ihrem Eifer angefeuert, offenbar aufgebracht wurden, ordneten wir an, daß diese verdächtigen Behörden abgesetzt, nach Metz, Chalons und Besançon transportirt und an ihrer Stelle neue gewählt wurden.

„Jetzt konnten die Oesterreicher merken, daß ihr Plan gescheitert war, und daß sie das Elsaß noch nicht hatten, trotz der Versprechungen der weiland Marie Antoinette, welche ihnen dieses Stück des Landes geschenkt hatte, um den Kaiser zum Einfall in Frankreich zu bestimmen. Es war übrigens hohe Zeit; noch einige Tage und man hätte vernommen, daß die gelbe Fahne an Stelle der Bauernkappe auf dem Münster wehe.

„Noch hatten wir mit dem ambulanten Revolutionsgericht abzurechnen, welches seine Pflicht nicht erfüllt und sich sogar erlaubt hatte, unter der Leitung eines ehemaligen Großvikars, Namens Schneider, seine richterlichen Befugnisse in unerlaubter Weise auszudehnen, unmäßige Geldstrafen zu erkennen, Kontributionen aufzuerlegen und sogar Todesurtheile zu fällen. Schneider kehrte gerade von einer Rundreise in der Gegend von Bar zurück, im Triumph mit sechs Pferden an seinem Wagen. Da lies den Beschluß, den wir in seinem Betreff faßten; er wird dich freuen und dir beweisen, daß deine gerechte Reklamation für die alte Frau Becker nicht wirkungslos geblieben ist. Schneider hatte noch viele andere Verbrechen begangen; jetzt bekam er seinen Lohn zur Zufriedenheit aller guten Elsäßer Patrioten:

„Die als außerordentliche Gesandte bei der Rhein- und Moselarmee befindlichen Volksrepräsentanten haben auf die Anzeige, daß der ehemalige Priester und geborene deutsche Reichsbürger, der jetzige Staatsanwalt beim Revolutionstribunal, Schneider, heute mit unverschämtem Gepränge, sechsspännig, umgeben von einer Eskorte mit bloßem Säbel, in Straßburg eingezogen ist, beschlossen: daß besagter Schneider, zur Sühne solcher Verletzung der republikanischen Sitte, morgen von zehn Uhr Vormittags bis zwei Uhr Nachmittags auf dem Schaffot der Guillotine vor allem Volk ausgestellt und sodann von Gensdarmeriestation zu Gensdarmeriestation beim Wohlfahrtsausschuß des Konvents eingeliefert werden soll. Der Festungskommandant ist mit dem Vollzug des Gegenwärtigen beauftragt und hat darüber morgen Nachmittag drei Uhr Bericht zu erstatten."

„So machen wir's mit den Hallunken und dadurch ist uns der Erfolg gesichert. Hätten wir gezaudert, so waren wir

verloren und verkauft; denn diese Könige, diese Adeligen, diese Pfaffen und die ganze Masse großer und kleiner Despoten halten zusammen, wie die Diebe auf dem Jahrmarkt, wenn es gilt, die Völker unterzukriegen. Unsere Art, die Fragen zu entscheiden, scheint sie sehr zu verdrießen; um so besser, das beweist uns, daß sie gut ist.

„Nachdem wir diese kleinen Anstände geordnet hatten, war's Zeit, an Wichtigeres zu denken.

„Seit unserer Niederlage bei Pirmasens und der Einnahme der Weißenburger Linien hatten sich die Preußen an der Saar und die Oesterreicher in Niederbronn, Froschweiler und Reichshofen, in den deutschen Vogesen, verschanzt. Der neue General der Moselarmee, Hoche, von Carnot ernannt, hatte vor allem die Disziplin bei seinen Truppen wieder hergestellt und sodann eine seiner Divisionen von Saargemünd aus vorgehen lassen, um die Preußen aus Bliescastel zu vertreiben, und hatte sie auch in die Flucht geschlagen. In Folge dieses Treffens hatten wir die Höhen von Zweibrücken und Mimbach besetzt.

„Pichegru, der General der Rheinarmee, hatte seinerseits die Oesterreicher bei Bergheim angegriffen, der Feind aber, vom Prinzen Condé kräftig unterstützt, hatte uns zurückgeworfen. Die Oesterreicher und die Emigrirten standen also noch im Elsaß, in Hagenau, dem ärgsten Reaktionärnest, das wir in Frankreich haben. Hoche, einmal Meister von Zweibrücken, hatte einen weiteren Versuch gemacht, sich Landau über die Höhen von Kaiserslautern zu nähern, diesmal jedoch, da es an der Einheit der Bewegungen fehlte, vergeblich; die Preußen hielten Stand; es sind gute Soldaten. Jetzt zeigte dieser junge General, daß er wirkliches Feldherrngenie besaß, denn anstatt nach dem Treffen bei Froschweiler, wo wir den Kürzern zogen, eigensinnig die Stellung des Feindes erstürmen zu wollen,

ließ er zu dessen Beobachtung nur eine Division zurück, ging mit dem Rest seiner Armee über die schneebedeckten Vogesen und vereinigte sich mit Pichegru, um mit ihm gemeinsam den Oesterreichern an der Moder in den Rücken zu fallen, die Weißenburger Linien wieder zu gewinnen und Landau zu entsetzen.

„Das war ein großes Unternehmen.

„Lacoste und Baudot waren eben mit neuen Vollmachten eingetroffen. Pichegru schien den Oberbefehl nicht gerne mit einem andern zu theilen. Er wollte allein kommandiren. Lothringen war nur noch durch eine einzige Division gedeckt; die Preußen wußten zum Glück nichts davon. Es galt rasch zu handeln; Lacoste und Baudot nahmen die ganze Verantwortung auf sich; sie übertrugen den Oberbefehl an Hoche.

„Die Begeisterung war ungeheuer. Die Sturmglocke ertönte durch's ganze Land; aus dem hintersten Lothringen kamen Bataillone von Nationalgardisten; man hatte die Fremden satt.

„Damals traf ich, als ich in's Lager kam, zu meiner größten Freude den Meister Hans, Letumier, Collin und fünfzig andere gute Patrioten an der Spitze der Nationalgardisten von den Baracken, Pfalzburg, Metting, Lixheim, Saarburg und unserer ganzen Gegend. Ich feuerte sie mit einer Rede an, was sie nicht nöthig hatten; der Ruf: „Landau oder den Tod!“ ertönte auf unserer ganzen Linie, mehr als sechs Stunden weit.

„Wir rückten in Kolonnen durch's Elsaß vor; die Oesterreicher gingen zurück und nahmen herwärts von der Lauter Stellung. Hoche, sein Generalstab und wir, alle zu Pferd, folgten der großen Bewegung; wir fühlten im voraus, daß uns der Sieg nicht entgehen könne. Hoche sieht nicht so bäuerisch, freier und offener aus, als Pichegru; er ist ein

großer, hübscher junger Mann von fünfundzwanzig Jahren, mit feurigen Augen und energischem Ausdruck. Gleichwohl muß ich Eins an ihm tadeln: er verspricht seinen Soldaten manchmal Geld für Pulver und Kanonen, die sie dem Feind abnehmen! Das verräth wenig Vertrauen auf die Vaterlandsliebe und für sein Alter fast zu viel Kenntniß der schlechten Eigenschaften des menschlichen Herzens. Da ist mir euer Kleber lieber, wenn er in Torfou zum Kapitän Chouardin sagt: „Du wirst hier mit deiner Mannschaft fallen und das Heer retten!“ und dieser ihm zur Antwort gibt: „Sehr wohl, General!“ Doch bis jetzt hat Hoche das Vertrauen der Republik gerechtfertigt; ich halte ihn für einen ausgezeichneten Republikaner und für einen hingebenden, aufopferungsfähigen Mann.

„Donnerstag den 6. Nivose, früh Morgens, trafen wir auf den Feind. Er hatte sich auf einer Anhöhe, herwärts von dem alten Schloß Gaisberg, verschanzt; im Rücken und auf den Flanken dehnten sich die Ebenen und die Hügel von Weißenburg aus. Die Höhe war durch Palissadenreihen, Verhaue und Gräben befestigt und von furchtbaren Schanzen flankirt.

„Hoche stellte zum Hauptangriff im Centrum fünfunddreißigtausend Mann auf; drei Divisionen nahmen den rechten, zwei den linken Flügel ein. Als man eben den Befehl zum Vorrücken erwartete, kamen Kuriere mit der Nachricht von der Einnahme Toulon's. Die Nachricht durchflog die Reihen der Armee und der Ruf: „Vorwärts!“ ertönte wie Donnergeroll auf der ganzen Linie. Alles marschirte zusammen und die Schlacht begann.

„Michel, du kennst den Lärm der Kanonen und des Gewehrfeuers, der Trommeln und Trompeten, die das Zeichen zum Angriff geben, und das tausendfache Geschrei eines heißen Kampfes; ich glaube aber nicht, daß man schon so etwas gehört

hat; der Ruf: „Landau oder den Tod!" stieg zum Himmel, mitten durch das sonderbare Zischen und Pfeifen, das die Granaten vor dem Platzen hören lassen. Nach wenigen Minuten hörte und sah man nichts mehr. Meine Kollegen und ich, wir galoppirten hinter unsern tapfern Soldaten drein, welche durch die Rauchwolken bald auftauchten, bald wieder verdeckt wurden.

„Plötzlich lag ich auf dem Boden, mit der einen Seite tief im Koth: eine Kanonenkugel hatte mein Pferd getödtet, und ich kann dir sagen, daß mir das, sobald ich nur wieder bei mir war, gar nicht sehr leid that, denn ich hatte meine liebe Noth gehabt, nicht herunter zu fallen, und habe mich von jeher auf meinen Füßen sicherer gefühlt. Ich stand sehr verwundert auf; die andern waren weitergezogen, ohne etwas von meinem Unfall zu merken. Jetzt zog ich vom Leder und stürmte mit einem Bataillon, das Schulter's Gwehr die Höhe erklomm, wie wüthend drauf los. Alle Augenblicke spürte ich etwas vorbeisausen, und je höher hinauf, je stärker wurde das Gesaus.

„Wir marschirten auf eine Batterie los. Erst zwanzig Schritt weit von einem großen, viereckigen, halb verfallenen Erdaufwurf weg, hörte ich kommandiren: „Fällt's Gewehr!" und merkte, daß wir zur Stelle waren. Unsere beiden ersten Kompagnien waren schon in der Redoute; die andern kletterten hinten drein über Faschinen und Erdsäcke weg. Ich zog mit dem großen Haufen und, oben angekommen, sah ich, wie die Oesterreicher nach einem kurzen Handgemenge die Flucht ergriffen; sie waren auf allen Seiten geworfen und suchten weiter rückwärts wieder Posto zu fassen, allein man blieb ihnen mit dem Bajonnet hart auf dem Leib. Ich drang, ganz außer mir vor Aufregung, mit den andern den Söldlingen des Despo=

tismus nach. Ihre langen weißen Linien, die sich über die Hügel hinzogen, lösten sich von Minute zu Minute mehr auf, wie die Stücke einer sinkenden Mauer, und die Spitzen unserer Kolonnen, die großen Zweimaster voran, zogen mit fliegenden Fahnen mitten hindurch.

„Nur acht österreichische Bataillone, ich glaube, es waren Ungarn, ein starkes preußisches Reservekorps unter dem Befehl des Braunschweigers, sowie die Reiterei Condé's hielten lange Stand und wehrten sich ganz verzweifelt. Erst gegen Abend sahen wir sie alle den Rückzug antreten, die Oesterreicher nach Frankenthal und die Preußen nach Bergzabern.

„In Weißenburg fiel uns ihr ganzes Gepäck in die Hände. Die Freude der wackern Elsäßer über ihre Befreiung rührte uns fast zu Thränen; man umarmte sich brüderlich. Am folgenden Tag, am 7. des Schneemonats, marschirten wir früh aus und zogen in Landau ein, das seit dem Tag zuvor entsetzt war. Die Begeisterung brach von neuem los; von allen Seiten kamen Lebensmittel; Hoche hatte alles zum Voraus angeordnet: nach langer Hungersnoth schwammen sie im Ueberfluß.

„Das war ein schöner Tag, Michel, und was man bei solchen Gelegenheiten nicht alles für rührende Scenen erlebt: Freunde, Verwandte, die sich wiederfinden; Unglückliche, die man verloren glaubte, Halbverhungerte, die im Sterben lagen und die wieder auferstehen; und wie menschlich die Soldaten sind, nachdem sie ihre Pflicht gethan haben! Davon könnte man erzählen, so lange man lebt.

„Von Landau aus schreibe ich dir auch diesen Brief, im Gasthof zum Reichsapfel, in der Poststraße, den du noch kennen mußt, da ihr ja sechs Wochen lang in Landau belagert wart. Meister Hans, Letumier und andere patriotische Lands-

leute haben versprochen, zum Mittagessen zu mir zu kommen; ich erwarte sie eben. Gestern steckten wir im Morast und im Schnee bis um den Bauch, heute brennt ein gutes Kaminfeuer in meiner Stube, wir werden die Marseillaise lustig mit einander singen und ein paar Gläser „Guten" auf die Gesundheit unserer Republik trinken. Sie ist wohl und hat ein zähes Leben; die ganze adelige Rasse begreift nachgerade, daß die Herrschaft der Freiheit, der Gleichheit und der Vernunft an die Stelle der unvernünftigen Herrschaft der Karle, Ludwige und Christophe tritt; die Völker werden aufgeklärter, sie fordern Rechenschaft; wir müssen uns mit ihnen verständigen und gute Geschäfte mit einander machen.

„Zu Anfang dieses Jahres war der Boden der Republik von Feinden überschwemmt; wir haben sie hinausgefegt und sind wieder Herrn im eigenen Haus; das ging aber nicht so leicht. Als ich euch anno zweiundneunzig in unsrem Klub in Pfalzburg sagte, daß der Krieg eines einzigen Volks gegen den Neid, den Egoismus und die Unwissenheit aller andern furchtbar werden müsse, hatte ich wohl recht. Das thut aber nichts, wir sind als Sieger daraus hervorgegangen, und trotz dieses Feldzugs gegen Europa, während dessen wir mehr als hundert Treffen und mehr als zwanzig förmliche Schlachten lieferten, haben wir einen festen Grund für die Zukunft gelegt.

„Du hast mitten in diesem Sturm keine Zeit gehabt, zu lesen, was im Konvent vorging, aber wisse, daß er auch seine Pflicht gethan und seine Aufgabe, das Glück der Nation in Friedenszeiten auf gute Institutionen zu gründen, nie außer Acht gelassen hat. Ich brauche dir nichts zu sagen von der großen Reform des Heerwesens, um die Disziplin im Feld wiederherzustellen, den jungen Rekruten Vertrauen einzuflößen, das alte schwerfällige Reglement zu vereinfachen, unsern Bewegungen

durch Massenangriffe die nöthige Einheit zu geben, und unsre Hilfsquellen während der feindlichen Invasion und des Bürgerkriegs fortwährend zu erneuern. Diese ungeheure Arbeit bleibt das unvergängliche Verdienst Dubois=Crancé's, Carnot's, Prieur's und einiger andern Mitglieder unsrer Militärkommission.

„Unser besondres Verdienst ist die Einführung des gleichen Maaßes und Gewichts in Frankreich, um dem Betrug ein Ende zu machen, der seit Jahrhunderten von Provinz zu Provinz gang und gäbe war und dem Handel den größten Nachtheil zufügte; sodann haben wir beschlossen, die Civilgesetze in einem Gesetzbuch zusammenstellen zu lassen und haben die ersten Titel desselben bereits votirt; ferner haben wir auf allen Hauptlinien Telegraphen angelegt, um den öffentlichen Dienst zu erleichtern; wir haben das geistige Eigenthum an Werken der Literatur und Kunst geschaffen, denn bis daher sind Schriftsteller und Künstler, wenn sie nicht im Sold eines großen Herren standen, Hungers gestorben, weil sich schlaue Diebe ihrer Werke bemächtigten und deren Ertrag in die Tasche steckten. Wir haben deßhalb verordnet, daß Componisten, Maler und Schriftsteller das ausschließliche Recht haben sollen, ihre Werke im Bereich der Republik zu verkaufen und das Eigenthum derselben nach Gutdünken zu übertragen, und daß sogar ihre Erben und Rechtsnachfolger zehn Jahre nach ihrem Tod im Besitz dieses ausschließlichen Rechts verbleiben sollen.

„Wir haben ferner beschlossen: die neue republikanische Verfassung; die Einheit und Untheilbarkeit der Republik, die für die Größe und Macht der Nation unerläßlich ist; die Anlegung des Hauptbuchs der Staatsschuld; den Verkauf der Güter der Emigrirten auf Zieler nnd in ganz kleinen

Parzellen; die Vertheilung der Gemeindegüter; die Kriegsentschädigung an die unter der Invasion nothleidenden Gemeinden; die Hausunterstützung der durch die Zahl ihrer unmündigen Kinder beschwerten Familien und die Verpflichtung der Gemeinde, für den Unterhalt alter arbeitsunfähiger Greise zu sorgen. Eine unsrer schönsten und schwierigsten Einrichtungen war die Einführung einer neuen Zeitrechnung. Der alte Kalender war die Schöpfung eines barbarischen und abergläubischen Volks; achtzehnhundert Jahre lang hatte er die Fortschritte des Fanatismus, die Entwürdigung der Völker, den schmählichen Triumph des Hochmuths, des Lasters und der Thorheit, die Verfolgungen und die Trübsale der Tugend, des Talents und der Philosophie unter der Herrschaft blödsinniger oder grausamer Tyrannen verzeichnet.

„Durfte man auf dieselben Tafeln die gefeierten Verbrechen der Könige, die Betrügereien der Bischöfe — und die Fortschritte der Menschheit, die Erklärung der Menschenrechte, die Erlösung aus den Banden der Unwissenheit und Knechtschaft verzeichnen? Das haben wir nicht geduldet; die Zeit forderte ein neues Blatt im Buch der Geschichte und wir setzten fest, daß die französische Zeitrechnung mit dem 22. September, dem Tag der eigentlichen Herbst-Tag- und Nachtgleiche, mit dem Eintritt der Sonne in das Zeichen der Wage — neun Uhr achtzehn Minuten nach dem Meridian von Paris — beginnen solle, und ließen den Kalender nach diesen genauen Bestimmungen vollständig umarbeiten; du wirst später sehen, Michel, daß dank dieser außerordentlichen Maßregel unsre Republik den Vortritt vor allen Monarchien hat, die hartnäckig an den alten, ihrer Herrschaft so günstigen Irrthümern festhalten.

„Wir erkennen nur die Gerechtigkeit und die Vernunft

an, das ist unsre Stärke, unzerstörbar wie die Natur selber.

„Noch höher aber als das alles stelle ich unser Dekret über den Volksunterricht; denn es genügt nicht, daß man guten Samen hat, man muß ihn auch ausstreuen. Daß die Despoten dem Wort, dem Gedanken, der Schrift Fesseln anlegen, ist sehr natürlich; daß sie den Fortschritt der Aufklärung hindern oder hemmen, ist leicht begreiflich: wenn sich die Wahrheit verbreitet, sind sie verloren! Die Republik dagegen hat keinen besseren Bundesgenossen: mit Hilfe des Volksunterrichts besiegt sie jedes Hinderniß, und trotz alles Widerstandes der Gegner, trotz Lug und Trug, trotz Kniffen und Pfiffen ist die Bahn gebrochen; es ist nur noch eine Frage der Zeit, die Blinden selber können sich dem Licht nicht mehr verschließen.

„Wir haben also verordnet, daß Väter, Mütter, Vormünder und Pfleger gehalten sein sollen, ihre Kinder und Pflegekinder in die Schulen ersten Grads zu schicken. Das Dekret ist vom 29. Frimaire dieses Jahres datirt. Es ist der Anfang einer Reihe von andern Maßregeln, die wir zur Ausführung bringen werden und die schon vorbereitet sind, um gute Lehrer in Wissenschaften und Künsten, in der Landwirthschaft, in Handel und Schifffahrt und sogar im Kriegswesen zu bekommen. Ein freies Volk muß sich zu vertheidigen wissen; wir müssen Militär-Ingenieurs, Bergleute, Straßenbaumeister, Geographen und Marine-Ingenieurs haben. Was der große König und alle Könige der Welt seit fünfzehnhundert Jahren nicht fertig gebracht haben, das werden wir in acht, höchstens zehn Jahren fertig bringen.

„Mag das Lakaienpack schimpfen und verleumden; mögen sie ihre alten Herrn über uns stellen und uns, wie sie heute

thun, „Bluthunde“ nennen, weil wir vor nichts zurückbeben, wenn es gilt, die Aristokratie, das Elend und die Unwissenheit auszurotten, um das Vaterland und die Menschenrechte zu retten; mögen sie sagen, was sie wollen, Michel; selbst im unglücklichen Fall, und wenn wir unterliegen sollten, werden sich die Konventsmitglieder, vom ersten bis zum letzten, nichts draus machen: die Nachwelt wird ihnen Gerechtigkeit widerfahren lassen!

„Gott gebe nur, daß wir einig bleiben, wie wir's seit dem Sturz jener unseligen Girondisten gewesen sind, die uns entnervten und alles verdarben. Wären sie Meister geblieben, so gäb's heute keine Republik mehr; die gegen die Menschenrechte verbündeten Könige hätten den Patrioten eine Bartholomäusnacht bereitet; das alte Regiment wäre in seiner ganzen Herrlichkeit wieder erstanden, mit seinem Adel, seiner Geistlichkeit und seinen abscheulichen Vorrechten; das arme Volk müßte noch einmal im Schweiß seines Angesichts arbeiten, wie vor dem Jahre 89, um zwei- bis dreimalhunderttausend hochmüthige Faullenzer zu erhalten; und der Oesterreicher, der Preuße, der Engländer, der Spanier, der Piemontese, jeder hätte ein Stück von Frankreich an sich gerissen, um sich für die Kriegskosten bezahlt zu machen.

„Unsre Einigkeit ist unsre Stärke; sie hat uns den Sieg verschafft, und wir können's brauchen, daß wir stark sind, wenn wir unser Werk vollenden wollen.

„Zwei Männer ragen im Konvent durch ihr Talent und ihre Leistungen über die andern empor: Robespierre will alles organisiren, er ist ein großer Organisator, er überträgt alles dem Staat, er will, daß alles vom Staat abhängt. Danton seinerseits will alles frei geben, alles der Konkurrenz anheimstellen; der Staat soll sich so wenig wie möglich einmischen;

alles soll, wenn's nach ihm geht, der Wahl des Volks überlassen werden: Richter, Repräsentanten, Verwaltungsbehörden, Beamte u. s. w. Das sind sehr verschiedene Ansichten und schwer zu vereinigen. Wir wollen sehen, für was sich die Zukunft entscheidet; ich habe für das Wohl des Vaterlands keinen größern Wunsch, als daß sich diese beiden Männer in Minne verständigen und das Interesse der Republik höher denn alles andere stellen möchten. . . . Aber da kommen Meister Hans, Letumier und die andern Freunde; ich höre sie auf der Treppe. Adieu Michel, sei tausendmal gegrüßt. Meister Hans und die andern senden dir Händedruck und Kuß. Sie sagen, es sei Schade, daß du nicht mit bei dem Feste seist; das ist wohl wahr, lieber Michel, wie gerne möchten wir alle dich an's Herz drücken.

„Dein Vater

„Chauvel."

Unten an diesem guten Brief hatte Meister Hans mit seiner Frakturschrift beigefügt:

„Gruß und Handschlag, mein alter Michel! Wie schön wär's, wenn du mit Margreth an unsrem Tisch säßest. Doch das kommt auch. Wir schmieden schon noch eins zusammen. Der Valentin, der Hallunke, wollte mich hängen, er war bei den Condésoldaten; wir haben sie aber gehörig hergerichtet; sie laufen wie die Hasen! . . . Noch einmal sei von uns allen tausendmal umarmt. Es lebe die Republik!"

Am Schluß hatten mehr als zwanzig Patrioten unterschrieben.

Damit ist mein dritter Band zu Ende.

Das Frühjahr kommt wieder, das ist mir nicht leid. Den ganzen Winter über hab' ich meine Augen mit dem

Durchlesen der alten Briefe angestrengt; jetzt kommt die Brille eine Zeitlang wieder in's Futteral, und dann will ich die lange Geschichte vollends erzählen.

Auf Wiedersehen, Freunde! wenn wir nur alle gesund bleiben, das ist die Hauptsache.

28. Februar 1869.

Michel Bastian
auf dem Baltinhof.



